00099803

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

99803

Dreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Inhalt.

Seite

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen . . . 1

Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben 89

Euthanasia. In drei Gesprächen 105

Stilpon Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara 247

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder über den Lehrsatz: „Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey." 285

Athenion, genannt Aristion, oder: das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen 305

Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag dieses Namens . . . 349

Sechs Antworten auf sechs Fragen 369

Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände 379

Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens 395

Ueber den freien Gebrauch

der

Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Jänuar und März des deutschen Mercurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowohl, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als, die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blos die Partei der Wahrheit hält, kann es ſchwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indeſſen glaubt der Verfaſſer, daß die Redlichkeit ſeiner Abſicht unverkennbar ſey; und da er nicht ſeine Sache, ſondern die Sache der Menſchheit behauptet, warum ſollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andere unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen, was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser

(denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann Jemand besser wissen, als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so Vielen so Vieles davon geschrieben worden, etwas Neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts Neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen und daher nie zu viel beherzigt, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewohl er uns nichts Neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, gibt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur blos in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht

zerarbeitet, um die ſchädlichen und ſchändlichen Ueberreſte der alten Barbarei, wenigſtens unter den cultivirteſten Völkern unſers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beiſpiel zu geben: Wer wird jemals etwas allgemeiner Geleſenes über die Toleranz ſchreiben, ihre Vortheile lebhafter darſtellen, die Entwürfe, die man gegen ſie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derſelben unwiderſprechlicher darthun, die abſcheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und ſchrecklichere Beiſpiele ſchildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit ſolcher Evidenz, ſolcher Energie bewieſen wird, daß es Wahrheiten ſind, und daß das Wohl der Staaten und des menſchlichen Geſchlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigſtens von Allen, die nicht ein handgreifliches Intereſſe haben, ſich ihnen entgegen zu ſetzen — allgemein anerkannt werden und tauſendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt ſo trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unſern Tagen mit Knitteln aus dem Schooß Abrahams heraus in den Schooß unſerer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unſern Tagen zu Parma eines der fürchterlichſten Inquiſitionstribunale errichtet! wird in einer der erſten deutſchen Reichsſtädte der Tag, an dem durch die eminenteſte Majorität beſchloſſen wurde: „daß die Proteſtanten kein Bethaus in dieſer Stadt haben ſollten," gleich als ob die Republik an dieſem Tage vom Verderben gerettet worden ſey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverſtändiger Religionseifer viele der angeſehenſten Perſonen in Frankreich, bei Gelegenheit der armſeligen Toleranz, die man den Proteſtanten aus bloſen Finanzrückſichten angedeihen laſſen wollte, hingeriſſen

hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unserer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als einmal auf dem windigen Triumphwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth, an die Räder desselben gefesselt, hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, solange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imagination, die Anmuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders, als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken und selbst hierin nur eine Zeit lang ihr wahres Interesse einsehen lernen und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten und die Welt in die finstere Barbarei zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der

großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben ſo unüberſehbar, als die Hand, die ſeine Ausführung leitet, verborgen iſt. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Ungeduld oder Läſſigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in ſeinem Traumgeſichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, ſtreue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du ſäeſt nicht für dich ſelbſt), was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Waſſer oder auf nackte Felſen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerſt fiel, — vielleicht erſt lange, wenn du nicht mehr biſt."

Weg alſo mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unſern kleinen häuslichen Cirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unſerm guten Willen dienen können, ſo laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausſtreuen, wovon wir uns (wenigſtens ſo gewiß, als Menſchen von etwas gewiß ſeyn können), überzeugt halten, daß es gute Samenkörner ſind — und der Himmel laſſe ſie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorher beſtimmt hat!

Gedanken

über den freien Gebrauch der Vernunft in Gegenſtänden des Glaubens.

I.

Verſchiedene Aufſätze eines mir von Perſon unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung ſtehende philoſophiſche Probleme, die im Jahr 1787 in den deutſchen Mercur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaß, ſondern machen mir es gewiſſermaßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freiheit, über Glaubensſachen zu philoſophiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß die Ausübung dieſes Naturrechts gerade jetzt nöthiger ſey und heilſamer werden könne als jemals, Allen, die es mit dem menſchlichen Geſchlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich geſtehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorſtellungsart paſſen, daß ich Manches für ſehr problematiſch halte, was ihm ausgemacht iſt, und, aus Beſorgniß, mißverſtanden zu werden, Manches gar nicht geſagt hätte, worunter er vermuthlich nichts Arges hatte. Indeſſen glaubte ich, daß dieſe Aufſätze zu nützlichen

Erörterungen Gelegenheit geben und überhaupt dazu dienen würden, verſchiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu ſind, aber, ſolange das Uebel, dem ſie entgegen wirken ſollen, noch ſo feſt ſitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilſam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verſtärkter Gabe, beigebracht werden müſſen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des geſunden Menſchenverſtandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenſtände, deren Unterſuchung der Vernunft unſtreitig zukommt, ſich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzuläſſig erklärt werden ſollte. Es wäre wahrlich eine ſehr unphiloſophiſche und knechtiſche Art zu philoſophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelſten Gegenden der menſchlichen Ideenwelt einzudringen verſucht, ſich bei jedem Schritte ſcheuen müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das, was er iſt, erkannt würde; oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menſchlicher Begriffe und Meinungen die Reſultate immer vorausſehen und auf einmal mit Denken einhalten müßte, ſobald eines zum Vorſchein käme, woraus dieſer oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit ſeinem Gedankenformular wohl nicht ſo ganz richtig ſtehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, ſo viel unſer ſind, nichts als gras- und fleiſchfreſſende Yahoos und alſo unſtreitig die armſeligſte, häßlichſte und haſſenswürdigſte Gattung des ganzen Thierreiches wären — iſt ihrer Natur nach in ihrem Geſchäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unſre

Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniß, keine Marter, wie unerträglich ſie auch ſey, kann uns zwingen, etwas gegen unſere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun blos durch unſre Vernunft Menſchen ſind, unſre Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft iſt: ſo iſt, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieſer Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über intereſſante Gegenſtände auf dieſe oder jene Reſultate gekommen ſind, Andern mitzutheilen, das unverlierbarſte Recht der Menſchheit. Denn ohne dasſelbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, ſondern ſie auch nicht zu gebrauchen wiſſen, ja ſie nicht einmal kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beſte der Menſchheit überhaupt, auch das angelegenſte Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaften, worin wir leben, iſt mit der Erhaltung dieſes Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von ſeinem Verluſte würde der Verluſt der Gewiſſensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener ſchrecklichen Finſterniß, Sklaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwiſchen Theodoſius und Kaiſer Friedrich III. die unvermeidliche Folge ſeyn.

Wenn es wahr iſt, daß dieſes achtzehnte Jahrhundert ſich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: ſo iſt nicht weniger wahr, daß wir ſie lediglich der Freiheit des Denkens und der Preſſe, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wiſſenſchaften und des philoſophiſchen Geiſtes und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche

Lobredner unſrer Zeiten von dieſen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger ſind, als der Augenſchein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei Weitem nicht in allen Ländern unſers Welttheils anerkannt werden, und weil ſie auch da, wo noch das meiſte Licht iſt, in den Vorurtheilen, den Leidenſchaften und dem Privatintereſſe herrſchender Parteien, Stände und Orden noch ſo mächtigen und hartnäckigen Widerſtand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: „Nichts, was Menſchen jemals öffentlich geſagt, geſchrieben und gethan haben, kann ſich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und beſcheidene Unterſuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch iſt ſo groß, und kein Hoheprieſter ſo heilig, daß er, kraft ſeiner Majeſtät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten ſagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — ſollte es auch erſt nach ſeinem Tode geſchehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er geſagt oder gethan hat, Ungereimtheiten ſind. Und wenn dieß wahr iſt — wie doch wohl Niemand unverſchämt genug ſeyn wird, es leugnen zu wollen? — warum ſollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundloſen Diſtinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftſteller, Doctoren und Magiſter, wie illuminirt, reſolut, ſubtil, irrefragabel, angeliſch und ſeraphſch die Herren auch ſeyn mögen, warum ſollten nur ſie allein ſich ſelbſt einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigſtens ſolang es noch ſo nöthig iſt wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt

werden: „Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern nur unſre Vorſtellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüſſe oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypotheſen und Syſteme ſind der Gegenſtand der ſpeculativen Wiſſenſchaften.“ Bis zu den Naturdingen ſelbſt ſind wir noch nicht gekommen oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuſcht; aber unſer Intereſſe iſt, ſo wenig als möglich getäuſcht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menſchenverſtand und die ſcharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, deſſen Erkenntniß uns zur Erfüllung unſrer Beſtimmung nöthig iſt, von Irrthum und Betrug, die uns ſchädlich und verderblich ſind, mit Gewißheit unterſcheiden lehren könnte?

Es iſt wahr, Kinder müſſen — ſolange ſie Kinder ſind — durch Autorität geleitet werden: aber ſie müſſen auch unterrichtet werden, damit ſie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat Alles in ſich, was es braucht, um zur Reiſe, zur Vollkommenheit ſeiner individuellen Naturbeſtimmung zu gelangen; und es iſt unrecht, wenn ſeine Obern es aus ſelbſtſüchtigen Abſichten an ſeiner Entwicklung hindern. Iſt alſo das, was man Volk nennt, eine Art von moraliſchem Kinde (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt iſt), ſo muß auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt; es muß ihm keine Gelegenheit abgeſchnitten werden, zu männlichem Verſtande zu gelangen.

Ich ſehe ſeit einiger Zeit nicht nur die Finſterlinge (worunter in der That der eine oder andere dem alten

Amadis von Gallien den Namen des ſchönen Finſterlings ſtreitig machen könnte), ſondern ſogar ſolche, die für ſehr erleuchtete Köpfe gehalten ſeyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer ſich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finſterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun, ſo muß man ſie geſund zu machen ſuchen, und ſie werden es nach und nach ſchon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres Gleichen ſcheuen das Licht; und gerade dieſe muß es, um des allgemeinen Beſten willen, bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falſche Lesart in einem alten Autor oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es gibt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menſchlichen Geſchlechts einen ſehr großen, einen entſcheidenden Einfluß haben: und dieſe ſollen und müſſen unermüdet und unerſchrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem ſtärkſten Feuer der Prüfung ſo lange ausgeſetzt werden, bis ſie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerſpruchs, den koſtbarſten und herrlichſten Schatz der Menſchheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, ſind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unſers eigenen Bewußtſeyns gleich iſt.

Andere hingegen ſind ſo beſchaffen, daß ſie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unſers Weſens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit entſpringt und durch einen im Herzen aller Menſchen liegenden geheimen Wunſch, daß ſie wahr ſeyn möchten, unterſtützt wird; ein Wunſch, der ein erweisliches, moraliſches Bedürfniß, ſie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben ſcheint.

Dieſe Wahrheiten ſind nicht ſowohl Gegenſtände der ſpeculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt ſo tief in der menſchlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens (wie unentwickelt und ungebildet es auch ſonſt ſeyn mag), ſofern es des menſchlichen Namens nur einigermaßen werth iſt, gefunden wird, bei welchem ſich nicht wenigſtens dunkle, unreife und mißgeſtaltete Geſpenſter und Schattenbilder dieſer Wahrheiten feſtgeſetzt hätten, für welche ſie eine ihnen ſelbſt unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Dieſe Wahrheiten ſind — das ewige Daſeyn eines oberſten Grundweſens von unbegränzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Geſetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unſers eignen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und ewigem Fortſchritt zu einer vollkommenern Art von Exiſtenz.

Meiner innigſten Ueberzeugung nach müßten dieſe zwei Glaubenswahrheiten, wenn ſie in ihrer möglichſten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigſten Einfluß auf unſre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückſeligkeit haben. Es iſt erweislich und erwieſen, daß ſie den Menſchen, im Ganzen genommen, unentbehrlich ſind; erweislich und erwieſen, daß auch der beſte und

glücklichſte Menſch durch ihren Glauben noch beſſer, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den eleuſiniſchen Myſterien ſagt: daß ſie uns in die Verfaſſung ſetzen, froher zu leben und mit beſſerer Hoffnung zu ſterben.

III.

Welcher dem menſchlichen Geſchlecht gehäſſige Dämon hat ſich denn von uralten Zeiten bis auf dieſen Tag ſo unſelig geſchäftig bewieſen, gerade dieſen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines beſſern Zuſtandes nach dieſem Leben — auf alle nur erſinnliche Weiſe zu verunſtalten, zu verdunkeln und durch Vermiſchung mit der ungereimteſten Schwärmerei, dem ſcheuslichſten Aberglauben, den menſchenfeindlichſten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Troſt und die Hoffnung der Menſchheit ſeyn ſollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelſchneiderei, ja ſogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichſam in ihren zarteſten und edelſten Theilen anfrißt und in ein moraliſches Scheuſal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erſte Urſache alles dieſes Uebels weit außer uns zu ſuchen; ſie liegt uns ſehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon ſteckt in unſrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich iſt, die Geſchichte des Aberglaubens mit hiſtoriſcher Gewißheit bis in ſeine Wiege zu verfolgen: ſo iſt doch nichts leichter, als die Entſtehung deſſelben unter den Umſtänden,

worin uns die allgemeine Menſchengeſchichte die älteſten Völker zeigt, ſich pſychologiſch klar zu machen.

Kinder und Unwiſſende ſtaunen Alles an, was ſie nicht begreifen können, und die Welt iſt für ſie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menſchen dargeſtellte Erſcheinung, wovon ſie nicht begreifen, wie es damit zugehe, iſt ein Wunder in ihren Augen. Die älteſten Zeiten der Welt und der Völker ſind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieſer Wahrheit gibt die Mythologie aller Nationen.

Da nun alle Menſchen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen ſind, Alles, was in ihre Sinne fällt, für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das iſt einer Urſache, zu halten, von den beſagten Wunderdingen aber keine Urſache in die Augen fiel, welcher man dieſe Wirkungen begreiflicher Weiſe zuſchreiben konnte: ſo ſahen ſich die Menſchen genöthigt, zu unſichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beiſtand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben ſo unwillkürlicher innerer Zwang nöthigt die menſchliche Einbildungskraft, ſich alle unſichtbare Dinge ſichtbar zu machen; und ſo wurden aus jenen verborgenen Urſachen der Phänomene, die man ſich nicht erklären konnte, Geiſter der Verſtorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menſchen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menſchen konnten ſie das nicht aus eigener Kraft; ſie waren alſo Werkzeuge jener höhern Weſen, womit ſich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weiſe entſtand hieraus der Glaube, daß es Menſchen gebe, welche ſich — wodurch es nun ſey — den Göttern,

Halbgöttern, Feen und ſo weiter angenehm genug zu machen wüßten, um ſolcher beſonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, ſich bei dem unwiſſenden Haufen in einen ſolchen Credit zu ſetzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Prieſtern, Wahrſagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und ſo weiter entſtanden wären, denen Alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Weſen, der ihnen ſo viele ſehr handgreifliche Vortheile verſchaffte, auf alle nur erſinnliche Weiſe in den Gemüthern zu befeſtigen.

Aber der natürliche Stolz des Menſchen, der in der ganzen ſichtbaren Natur nichts Höheres und Mächtigeres kennt, als ſich ſelbſt, konnte ſich nicht lange auf dieſe Vorſtellung einſchränken. Er befand ſich unendlich beſſer bei dem Gedanken, ſelbſt die wirkende Urſache von Wunderdingen, als ein bloſes Werkzeug zu ſeyn. Man war inzwiſchen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunſtſinn hatte ſich zu entwickeln angefangen; ſchärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daß gewiſſe Menſchen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerlei Eigenſchaften entdeckten, woraus ſie Andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete ſich der Keim einer Philoſophie, die einen tiefen aber räthſelhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahnete, das der Menſch vielleicht Jahrtauſende lang blos angeſtaunt hatte. Man ahnete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der ſichtbaren Welt wurden als Hieroglyphen dieſes geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunſt war, ſie leſen zu

können. Wer dieß konnte, beſaß natürlicher Weiſe den Schlüſſel zum Innern der Natur, bemächtigte ſich vermittelſt desſelben ihrer verborgenſten Kräfte und hatte die Mittel in Händen, gute und böſe Dämonen, Elementar- und Aſtralgeiſter, ja die oberſten Götter ſelbſt entweder zu ſeinen Freunden oder zu ſeinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menſchen, die dieſe erhabene Wiſſenſchaft zu beſitzen vorgaben: und ſo entſtand die Magie mit allen ihren Aeſten und Zweigen; ſo füllte ſich in den Händen verſchmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken und dadurch, gleich den Gefährten des Ulyſſes, die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art ſtumpfſinniger Thiere verwandelt wurden, die ſich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitſchen, ja ſogar füttern laſſen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die älteſten Geſetzgeber, die ſich dazu berufen fühlten, noch ſehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menſchenſtämme in bürgerliche Geſellſchaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämone im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo ſie wohnten, der Berge und Flüſſe derſelben und ſo fort in den Gemüthern ſchon befeſtiget. Sie kamen daher ſehr natürlich auf den Gedanken, dieſen Umſtand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie ſahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigſte Mittel werden könne, die rohen Menſchen, mit denen ſie es

zu thun hatten, zu bändigen und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten alſo entweder die Götter ſelbſt zu Urhebern ihrer Geſetze oder ſetzten dieſe wenigſtens unter die unmittelbare Garantie derſelben. Sie gaben dem Gottesdienſt eine beſtimmtere Form und größere Feierlichkeit; ſie ſtifteten die Myſterien; und bei den Griechen wurden Eleuſis, Olympia und Delphi ſchon in ſehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerſchaften, woraus ſich nach und nach der große politiſche Körper bildete, der den Jupiter als ſeinen allgemeinen Schutzgott und die Amphiktyonen als ſein höchſtes Nationalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerliche Geſellſchaften gewiſſermaßen auf die Religion gegründet; ſie machte einen Theil der Geſetzgebung, ein weſentliches Stück der Conſtitution aus. Man betrachtete ſie (ob mit Recht oder Unrecht, iſt jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerriſſen werden könne, ohne den Staat ſelbſt aufzulöſen. Aber — wie war dieſe Religion beſchaffen? — Was ich im dritten Abſchnitt über den Urſprung des Aberglaubens überhaupt geſagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieſer Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerſt ſinnliche Leute, wie man ſich die Menſchen dieſer Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, ſich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchſten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten ſichtbare und handgreifliche Gegenſtände ihrer

religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste

an alle dieſe Thorheiten glaubten: die Meiſten wußten ſehr gut, was an ihren übernatürlichen Künſten war, und ihr Gewiſſen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die ſo gern betrogen ſeyn wollen, und die immer ſo geneigt ſind, nicht nur ihr bischen Vernunft, ſondern ſogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu laſſen, ſobald ſie etwas Uebernatürliches zu ſehen und zu hören hoffen.

Die ſo hoch geprieſene und falſch berühmte Weisheit der ägyptiſchen Prieſter beſtand größtentheils in den vorbenannten prieſterlichen Künſten.

Die Theoſophie und Magie des Zoroaſter und überhaupt Alles, was man Philoſophie der Morgenländer nennt, begünſtigte ſie ebenfalls und war dieſes Namens eben ſo unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtauſenden that ſich endlich die wahre Philoſophie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nation in eben dem Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfaſſung ausmachte: ſo mußten die Weiſen ſich zu ſehr in Acht nehmen, mit den Prieſtern in keine gefährliche Colliſion zu kommen, als daß dieſe letztern ſich nicht immer im Beſitz der einträglichſten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in ſeiner Geneigtheit zur Dämonenſcheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben ſehr richtig nannten) und bei ſeinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Secten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die pythagorische und platonische Philosophie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerei, aller Magie und Geisterseherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gaukleriſchen Operationen war, blieb, solange sie dauerte, der Priesterschaft äußerst verhaßt und wurde von ihr auch dem Volke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Aegyptern stattfinden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen

Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philoſophie, worin die ungleichartigſten Begriffe und Meinungen zuſammen floſſen, um alle mögliche Ausſchweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterſtützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrſchende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländiſchen Theilen des ungeheuren Imperii Romani Alles in dieſem Stande, ſondern die Römer ſelbſt, bei denen die Aufklärung durch Wiſſenſchaften ſehr ſpät angefangen und, ſogar unter den Großen, nur auf Wenige ſich erſtreckt hatte, fanden ungemeinen Geſchmack an dem morgenländiſchen Aberglauben. Schon zu Auguſtus Zeiten finden wir Rom und Italien mit ſyriſchen und ägyptiſchen Landſtreichern überſchwemmt, die, unter dem Namen ägyptiſcher Prieſter, Magier, Chaldäer und ſo weiter dieſe Geiſtesſchwäche der Römer und Römerinnen ſich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergeſtalt war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen ſeinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterei und Zauberei, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magiſche Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menſchen in Thiere, Geiſtererſcheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrſager, Orakelſprüche und an tauſend wahnſinnige Arten, die guten und böſen Dämonen ſich günſtig zu machen, zu verſöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz,

die ganze Menſchenmaſſe war mit magiſch-religiöſem Aberglauben und Wahnwitz angeſteckt: als Chriſtus in Paläſtina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch ſeine Lehre und noch mehr durch ſein Beiſpiel zu predigen und die echte Gottesverehrung, von allem magiſchen und theurgiſchen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menſchen und Ausübung aller moraliſchen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorſehung nach dem Erfolg urtheilen darf, ſo konnte und ſollte ein ſo großes Werk, als die Zerſtörung des Reichs der Dämonen und ihrer Prieſter, das iſt, mit andern Worten, der Herrſchaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menſchlichen Gemüther, iſt, nicht ein Werk weniger Jahre, ja ſelbſt nicht weniger Jahrhunderte ſeyn. Aber, was wir gewiß ſagen und mit der Geſchichte der verfloſſenen achtzehn Jahrhunderte ſattſam beurkunden können, iſt: daß dieſe große Unternehmung, dieſes unendlich wohlthätige Werk der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenſcheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen ſelbſt, die ſich nach dem Namen Chriſtus nannten, gehemmet und (aufs gelindeſte zu reden) wegen eines fortdauernden Zuſammenfluſſes ſchädlicher Gegenwirkungen bis auf dieſen Tag nur hier und da im Kleinen und auf eine ſehr unvollſtändige und unvollkommene Weiſe bewirkt worden iſt.

In der That iſt es ſonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meiſters, der die Religion auf die

einfachſte Vorſtellungsart und die reinſten Geſinnungen des Herzens eingeſchränkt, kein Lehrformular vorgeſchrieben, keinen neuen Gottesdienſt eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren ſeines öffentlichen Lebens nichts Angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerſtören und dagegen einem Reiche Gottes, deſſen Sitz in den Herzen der Menſchen iſt, auf alle mögliche Weiſe beförderlich zu ſeyn — es iſt ſonderbar, ſage ich, und mehr als ſonderbar, wie die Jünger eines ſolchen Meiſters, in ſo kurzer Zeit, und als ob ſie es ſelbſt nicht gewahr worden wären, ſich von ſeinem Sinne und Geiſte, von ſeinen Grundſätzen und von ſeinem Beiſpiele ſo himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerſtören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menſchheit verderblicher, als es jemals geweſen war, wieder herzuſtellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben ſagte, da vom Urſprung des religiöſen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, ſteckt in unſrer eignen Haut. Aber es iſt nicht zu leugnen, daß der Geiſt der Zeiten Auguſts und ſeiner Nachfolger jenem unſaubern Geiſte zu Ausführung ſeines Werkes großen Vorſchub that.

X.

Unſre eigne Zeit ausgenommen, wird man ſchwerlich in der ganzen Geſchichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denſelben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Cultur und Verfeinerung auf der

einen Seite, auf der andern mehr Finſterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiöſen Verbindungen, Myſterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenſchaft für magiſche Wiſſenſchaften und Operationen, ſelbſt unter den oberſten Claſſen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiöſen Betrügern, Gauklern, Taſchenſpielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erſte und zweite Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

Die ſiegreichen Kämpfe eines Lucian und Celſus mit dieſem Schwindelgeiſt ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, deſſen Wachsthum durch ſo viele hier nicht zu entwickelnde Umſtände und in der Folge vornehmlich durch die neuplatoniſche Philoſophie, — die, (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unſinn brachte, auf alle nur erſinnliche Weiſe befördert wurde.

XI.

Auch die Chriſten wurden von dieſer ſchwärmeriſchen Philoſophie bezaubert, da ſie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Myſterien ſehr gut zuſammen zu ſtimmen, ſondern ſogar den Schlüſſel dazu zu enthalten ſchien.

Als endlich ihre Partei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem ſogenannten Heidenthume, die herrſchende im römiſchen Reiche ward und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte ſich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebeſſert war. Der Dämonismus des Heidenthums ſtieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Namen,

wieder aus ſeiner Aſche hervor. Das Licht der Wiſſenſchaften verſchwand nach und nach faſt gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der ſchwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten ſich, nach ihrem Beiſpiele, ſogar der magiſchen und theurgiſchen Künſte, unter dem Vorwande, ſie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jeſu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andere Reliquien der Märtyrer und ſo weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beiſtand hölliſcher Geiſter gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier erſten Jahrhunderte nach Conſtantin I. wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erſcheinungen von Engeln, Teufeln und armen Seelen; Alles iſt voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungeräumt ſind und von unzähligen heiligen Mönchen und Biſchöfen verrichtet worden ſeyn ſollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigſte Theil dieſer vorgeblichen Thatſachen wahr wäre, in dieſen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen geweſen ſeyn.

Nothwendiger Weiſe verſank unter ſolchen Umſtänden das Volk immer tiefer in einen die Menſchheit ſchändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidniſchen Welt vermiſchten ſich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Chriſtenthums und brachten die monſtroſeſten Hirngeſpinnſte hervor, welche ohne Unterſuchung angenommen und von der Kleriſei (aus Urſachen, die ihr und uns wohl bekannt ſind) auf alle Weiſe unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten geſtempelt und mit kräftigen Ernulphusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemälde fortzusetzen und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unpartheiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit jetzt, da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in Jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und Anderer mehr als zureichend, alles bisher Gesagte überflüssig und zum Theil wohl über die Intention der Verfasser zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen und unter andern sich in der Chronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist Folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrſchende im ehemaligen römiſchen Reiche wurde, trat ſie nicht nur in alle Rechte der alten ein und wurde die Religion des Staats, folglich von den Geſetzen geſchützt und begünſtigt, ſondern maßte ſich noch neuer, bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, ſelbſt die chriſtliche, geduldet: die letztere oder vielmehr ihre Kleriſei (die auch hierin, wie in ſo vielem Andern, den Geiſt des Stifters verleugnete, indem ſie ſich auf den Buchſtaben einiger harten Ausdrücke ſteifte) behauptete ein ausſchließendes Recht und duldete in Kurzem keine andere mehr neben ſich.

Aber ſie ging noch weiter. Nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorſtellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenſtände für irrig erklärt zu haben, belegte ſie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unſerm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn ſie ſeinen Verſtand nicht überzeugten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu ſetzen, wurde als ein vorſätzlich und halsſtarrig Irrender zum ewigen und (was noch weit ſchlimmer war) ſogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entſtand in den chriſtlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Deſpotismus der byzantiniſchen und abendländiſchen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel, eines Jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu

werden, und der Kleriſei ein neuer Weg eröffnet, ſich das furchtbarſte Anſehen und einen faſt grenzenloſen Einfluß zu verſchaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menſchen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Unterſuchung aushielten, erfand man eine ſubtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendſten Abſurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widerſprüche in eine Art von Zuſammenhang zu bringen und dem Menſchenverſtande den Weg zur Wahrheit ſo mühſelig und unzugangbar zu machen, daß unter Zehntauſenden — ſelbſt aus jenen Menſchenclaſſen, deren Stand und Beſtimmung im gemeinen Weſen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfordert — kaum Einer ſeyn möchte, der nicht lieber Alles, was man wollte, blindlings glauben, als ſich auf einem ſo peinvollen Wege überzeugen laſſen wollte.

Im Grunde war es auch mit dieſem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloſe Täuſchung abgeſehen: denn nicht nur war er ſo beſchaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen ſtatt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte und ſie wider ihren Willen auf neue, den herrſchenden widerſprechende Meinungen führte; ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, „daß jede Unterſuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Reſultat, als dieſes Dogma geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und

hölliſchen Feuers ſchuldig ſey.“ Wehe dem, der ſich in dieſen armſeligen Jahrhunderten ſeiner Vernunft zu Prüfung deſſen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen und die Orakelſprüche einer Prieſterſchaft, die ſich einer willkürlichen und unumſchränkten Herrſchaft über den Verſtand, ja ſogar über die Sinne der Menſchen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgeſetzen des menſchlichen Denkens zu unterwerfen, ſich unterſtehen wollte! Alle Unterſuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, der mit Faſten, Beten, Abtödtung des Fleiſches und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, ſobald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquiſition und aus dieſen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getroſt jedes vernünftige oder vernunftfähige Geſchöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu leugnen, wenn es kann, daß man auf dieſe Art und durch ſolche Mittel und Anſtalten jede Religion, wie unſinnig, abſcheulich oder lächerlich ſie auch immer ſeyn möchte, — von dem unmenſchlichen Götzendienſte des kanaanitiſchen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienſte der Latonenfröſche in Abdera — für die einzig wahre und allein ſeligmachende ausgeben und als ſolche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen alſo wohl diejenigen, die ſich anmaßen oder, wofern ihre Vorfahren einer ſolchen Anmaßung ſich ſchuldig gemacht hätten, noch ferner darauf beſtehen wollen, die einfachſte, vernunftmäßigſte, wohlthätigſte, menſchlichſte aller Religionen auf einem ſolchen Wege und durch ſolche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leſer möge hier einen Augenblick ſtill ſtehen und dann die Betrachtungen ſelbſt fortſetzen, auf die ihn das Geſagte natürlicher Weiſe führen muß!

Meine Abſicht iſt nicht, irgend eine Partei oder Perſon zu beleidigen. Es wäre höchſt unbillig, vernünftig denkenden und beſſer geſinnten jetzt Lebenden den Wahnſinn und die Miſſethaten barbariſcher Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwiſſenheit ſind vorbei; wenigſtens kann ſich Niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwiſſenheit entſchuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlechterdings abhängt, unbekannt ſind; denn ſie ſind, Gott Lob, ſeit mehr als fünfzig Jahren laut genug gepredigt worden und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil geſtanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum ſollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menſchen (in der engern Bedeutung dieſes Namens) zu ſeyn: warum ſollten wir nicht wenigſtens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als echte Menſchen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundſätze, die zu Anfang dieſer Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumſtößliche Grundwahrheiten; iſt der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Unterſuchung jeder menſchlichen Meinung, jedes menſchlichen

Glaubens ein unverlierbares Recht der Menſchheit, das uns Niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menſchlichen Natur, zu begehen, rauben kann: wer darf ſich vermeſſen, ſeinen Bruder in dem Beſitz und Gebrauch dieſes Rechts zu ſtören?

Iſt kein Menſch unfehlbar; iſt irren und getäuſcht werden etwas von unſrer Natur überhaupt Unzertrennliches; gibt es eine unendliche Menge von Gegenſtänden des Wiſſens ſowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menſchlichen Geiſte geſetzt hat — unmöglich iſt völlig ins Klare zu kommen: ſo trage jeder ſeine Meinung oder ſeinen Widerſpruch mit ſeinen Gründen beſcheiden und gelaſſen vor, ohne einen Andern zu verunglimpfen oder zu verſpotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken.

Iſt die Ueberzeugung des Verſtandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum alſo nie als ein Verbrechen geſtraft werden: ſo erkenne man doch endlich einmal, daß es Unſinn und Ungerechtigkeit zugleich iſt, Namen, wodurch blos verſchiedene Vorſtellungsarten, verſchiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen von einander unterſchieden werden, zu Schimpfnamen zu machen!

XVI.

Es iſt etwas den geſunden Menſchenſinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten ſelbſt herrſchenden Gewohnheit, das Wort Deiſt oder Theiſt, welches (ſo viel ich weiß) einen Menſchen bezeichnet, der weder atheiſtiſche noch dämoniſtiſche Grundſätze hat, ſo zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf ſich ſitzen laſſen könne,

bei ſich führe; da doch das Chriſtenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Chriſtianer der erſten Jahrhunderte in ihren Apologien ſtolz darauf waren, Deiſten zu ſeyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deiſt, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen ſolchen Bekenner der natürlichen Religion verſtehe, der nicht an die beſondern Dogmen der Chriſten, ſo wie ſie auf gewiſſen Concilien und in gewiſſen Symbolen und Formularen feſtgeſetzt worden, glauben kann, — iſt ein elender Behelf. Denn, geſetzt auch, ein jeder Deiſt müßte nach ſeiner Ueberzeugung alle beſondere Dogmen der chriſtlichen Parteien verwerfen: ſo bleibt es an dieſen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen Jeden zu werfen, der nicht Alles glaubt, was ſie glauben.

Aber im Grunde verhält ſich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus iſt dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbariſchen Jahrhunderte gereinigten Chriſtenthum ſehr nahe; und wenn ein Deiſt aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er ſich halten ſollte, zu wählen hätte, ſo würde er (vorausgeſetzt, daß er in ſeinem Bekenntniß aufrichtig und alſo ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend iſt) gewiß unter derjenigen chriſtlichen Partei zu leben wünſchen, deren Grundſätze, Dogmen und Verfaſſungen den Grundlehren und Geſinnungen Chriſti am nächſten kommen und von falſchen Zuſätzen und Schlacken am reinſten ſind.

Was könnten nun dieſe Chriſten für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinſchaft auszuſchließen? Wenn ſie wirklich überzeugt ſind, daß der Glaube, der ihm

noch fehlt, zu ſeinem ewigen Wohl nöthig ſey, iſt es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu verſagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beiſpiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie ſie zu glauben? — falls es ihnen doch ja ſo wichtig ſcheint, daß Jedermann in allen Stücken glaube wie ſie.

Wenn aber nun vollends der Deiſt mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubensſyſtem das herrſchende iſt, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er blos deßwegen ſeiner Geburtsrechte verluſtig erklärt werden, „weil es ſeiner Vernunft eben ſo phyſiſch unmöglich iſt, gewiſſe Sätze, die ihr falſch ſcheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich iſt, in der Luft zu gehen oder im Feuer zu leben?“ — Und iſt es nicht ſchändlich, wenn ſie ihn, um einer ſolchen Urſache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu ſeyn oder ſich ſelbſt aus ſeinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf dieſen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unſern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger iſt) mit der Sache ſelbſt getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menſchen werden doch wohl, ſolange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name ſie von den Pflichten der Menſchlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf

ſich unterſtehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorſchein kommt?

Iſt es aber nicht häßlich, das, was alle Menſchen einander als Menſchen ſchlechterdings ſchuldig ſind, — nämlich, einander ſo zu behandeln, wie jeder von den andern behandelt zu werden wünſcht — mit einem ſo elenden Wort, als dulden, zu verkleinern und beinahe auf nichts herab zu ſetzen?

Welche mehr als kindiſche Inconſequenz! Wir ſehen es für eine hohe Pflicht an, in tauſend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu ſeyn; und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewiſſen, Gemüthsruhe und Rechtſchaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyranniſiren? Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungeſtört meines Weges gehen laſſe: und ich ſoll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirdiſchen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr ſelbſt um nichts dadurch gebeſſert ſeyd, ob ich ſo oder anders über dieſe Dinge träume?

Narren und böſe Leute ſind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als ſie; dieſe möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, zu thun und zu leiden, was ſie wollen. Hätten dieſe zwei Gattungen von Menſchen immer den Meiſter auf dem Erdboden geſpielt, ſo würde er ſchon lange eine ungeheure Wildniß und Wüſte ſeyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Beſondern das Anſehen hat) von den Klügern und Beſſern regiert; und der Weiſe duldet die Thoren, weil er weiſe, die Schwachen, weil er ſtark, die Böſen, weil er gut iſt.

Und ſo kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln iſt, die das Menſchengeſchlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menſchen kann nicht geholfen werden, wenn ſie nicht beſſere Menſchen werden; ſie können nie beſſer werden, wenn ſie nicht weiſer werden; aber ſie können nie weiſer werden, wenn ſie nicht über Alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und ſie werden nie richtig denken lernen, ſolange ſie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei iſt, ſolange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingeſetzt iſt, und Alles, was in ihrem Lichte nicht beſtehen kann, verſchwinden muß.

XVIII.

Tauſende, die im Leben gegen dieſe Grundſätze handeln, werden, wenn ſie dieſes geleſen haben, ſich ſelbſt die Wahrheit derſelben eingeſtehen. Unglücklicher Weiſe hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarſten Reſultate, der einfachſten unleugbarſten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umſtänden und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, iſt das Werk einer großen Kunſt und vieler Jahrhunderte. Tauſend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüſtiger Hände haben daran gebaut, und er iſt auf den Felſen des Anſehens und Vortheils der Prieſterſchaft ſo feſt gegründet und durch

ſo viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freiheit in Feſſeln ſchmachtet, ſo künſtlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlöſung dieſer gefangenen Prinzeſſinnen für möglich zu halten, geſchweige unternehmen zu wollen.

Das Schickſal kann freilich mit der Zeit große Revolutionen herbei führen, wodurch der gegenwärtige Zuſtand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde; aber, wenn die Weltverbeſſerung, auf die ein menſchenfreundlicher Träumer unſere Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröſtet, blos durch Aufklärung bewirkt werden ſollte, ſo iſt ſehr zu beſorgen, daß er ihre Epoche noch um einige Jahrhunderte zu früh geſtellt hat.

Möchte ich doch mit dieſer übel weisſagenden Ahnung ſchon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geſtändniß der Ovidiſchen Medea:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird ſo lange wahr ſeyn, als Menſchen — Menſchen bleiben: und ſo lange die Deteriora mit großen, glänzenden und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden ſind, wird es auch der rechte Schlüſſel zu tauſend Ereigniſſen und Handlungen ſeyn, die den Verſtand des einſamen, in der wirklichen Welt in ſein idealiſches Dſchinniſtan zurückgezogenen Philoſophen überraſchen und ſeine übel berechneten Erwartungen täuſchen.

XIX.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, in dieſem traulichen Monolog über Gegenſtände, woran viel gelegen iſt, mit dem

ganzen edlern und beſſern Theile unſerer Nation, blos als Menſch zu Menſchen, Weltbürger zu Weltbürgern und deutſcher Mann zu deutſchen Männern, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Religionsparteien ſprechen zu können! Und dieß um ſo mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeiſt, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Intereſſe in Allem dieſem iſt), gegen jede Partei gerecht zu ſeyn, und meine Wohlgeſinntheit für das gemeine Beſte meines Volkes und der Menſchheit überhaupt, Vielen unter ihnen längſt bekannt und ohne Zweifel die Urſache iſt, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gut denkenden Menſchen mit ſo vieler Nachſicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas Unmögliches wünſchen zu wollen? Ich ſehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils ſchon geſagt, theils noch zu ſagen habe, bei beiden chriſtlichen Hauptparteien Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl, als durch nöthigende Verhältniſſe) ſelbſt gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch dieſe gute Gelegenheit dazu da iſt und ſobald nicht wieder kommen möchte — ſey mir erlaubt in Rückſicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Chriſten allgemein für nöthig erkannte Verbeſſerung laut — für mich zu ſagen.

XX.

Ich wünſche allen Menſchen, und alſo auch Sr. Päpſtlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn

er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit oder für bösen Willen gegen die Gebeine der hh. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilica zu Sanct Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatikan, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber, gesetzt nun (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!), gesetzt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicherweise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri und der magische Fischerring (der nach

dem weltbekannten Siegelring Salomons unſtreitig der erſte Ring in der Welt iſt), die berühmten Schenkungen Conſtantins, Pipins und Karls des Großen, die Decretalen Iſidors des Sünders, die dreifache Krone der überirdiſchen, irdiſchen und unterirdiſchen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sanct Agnes aus der Welt verſchwunden. Und wenn es nun einmal ſo wäre, ſollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entſtehen? Hätten die übrigen Biſchöfe und Prälaten der katholiſchen Chriſtenheit wohl große Urſache, ihre Kleider zu zerreißen und Aſche auf ihre Häupter zu ſtreuen? Sollten und müßten ſie nun wohl nichts Angelegneres haben, als mit vereinigten Kräften ſo bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieſer nie geſeſſen, zu erwählen? Würden ſie nicht vielmehr — ich rede menſchlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Urſache haben, ſich dieſer Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, ſich am Ende dankbarlich gefallen laſſen, durch dieſen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit geſetzt zu ſeyn, die ihnen vermöge der älteſten Kirchenverfaſſung zukommt?

Aber (höre ich ſagen) was würde da aus dem für ſo nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieſer Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Perſon? oder an einem gewiſſen Stuhle? oder gerade an dieſem? Iſt der chriſtliche Name und das apoſtoliſche Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, deſſen deſpotiſcher Geiſt bei der möglichſten Einförmigkeit ſeiner Unterthanen einzig intereſſirt iſt: wem wäre

dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit langer gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner, als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blos an den Hirten liegen sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine chimärische Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie blos auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulphusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen, das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit gibt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermiſchung des reinen Chriſtenthums mit magiſchem und dämoniſtiſchem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geiſtermährchen und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und ſie denken zu edel und gut, um ſich jemals zu Erben der römiſchen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheoſen aberwitziger Mönche und mondſüchtiger Nonnen, talismaniſcher Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer ſolcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgeſetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum ſie nicht zu Abſtellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbeſſerung mit Freuden die Hände bieten, und die Erſten ſeyn ſollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — ſie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu ſetzen und dadurch, neben tauſend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünſchenden Art von Vereinigung aller chriſtlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es gibt Dinge, die ihrer Natur nach dergeſtalt von unſerer Willkür abhangen, daß ſie ſind oder nicht ſind, ſobald es uns beliebt, daß ſie ſeyn oder nicht ſeyn ſollen.

Man erlaube mir, dieſes durch ein bekanntes Beiſpiel zu erläutern.

Als Sanct Paul nach Epheſus kam, befand ſich unter andern daſelbſt ein Tempel, der unter die Wunder der

Welt gerechnet wurde, und in dieſem Tempel ein kleines, wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Nebenholz, das man die große Diana der Epheſer nannte und weit und breit in ganz Aſien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sanct Paul — der ſich bekannter Maßen ſeiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sanct Paul alſo nahm ſich die Freiheit, einigen Epheſiern zu ſagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter ſeyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieſes Raiſonnement ſehr einleuchtend vorkam.

Nun befand ſich aber ein gewiſſer Demetrius in dieſer Stadt, dem ſehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Epheſier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen ſilbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieſer Hauptſtadt Aſiens beſtändig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und dieſe Fabrik ging ſo ſtark, daß das ganze ehrſame Goldſchmieds-Handwerk zu Epheſus in Arbeit und Verdienſt dadurch geſetzt wurde.

Demetrius verſammelte alſo alle ſeine Arbeiter und ſtellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sanct Paulus Vernunftſchlüſſe gerathen wäre. „Es will, ſagte er, nicht allein mit unſerm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, ſondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majeſtät untergehen, welcher doch ganz Aſia und der Weltkreis Gottesdienſt erzeigt."

Man begreift, warum die Majeſtät der großen Göttin Diana dem frommen Manne ſo ſehr am Herzen lag, und Niemand wird ſich darüber wundern, daß dieſe Goldſchmieds-Synode ſich damit endigte, daß ſie Alle voll Zorns wurden und aufſchrien: Groß iſt die Diana der Epheſier!

In Kurzem brachten ſie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk ſtürmte dem Amphitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten, warum es zu thun ſey, ſchrie der Pöbel zwei Stunden lang an einem fort, groß iſt die Diana der Epheſier: bis endlich der Canzler, durch eine ſehr verſtändige und eines Erzcanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hauſe ſchickte.

Ich kenne kein beſſeres Beiſpiel, meinen obigen Satz ins Licht zu ſetzen, als dieſes. Die hölzerne Diana der Epheſier war eine Göttin oder war keine Göttin, jenachdem die Epheſier wollten. Und warum dieß? Weil ſie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüſteten Zigeunerin und alſo keine Göttin war. Indeſſen, ſo lange ſie dafür gehalten wurde, war es in gewiſſen Stücken eben ſo, als ob ſie es wirklich geweſen wäre.

Wir wollen billig ſeyn. — Die Aſiarchen, die Häupter der Stadt Epheſus, der Canzler und ihres Gleichen, wußten ohne Zweifel ſo gut als wir, was an der Sache war; indeſſen hatten ſich die Epheſier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verſchaffte der Stadt Anſehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; ſie hatten alſo politiſche und cameraliſtiſche Gründe, als etwas Unwiderſprechliches (wie ſich der Herr Canzler von Epheſus ausdrückt)

anzunehmen, nicht, daß ihre Diana wirklich eine Göttin sey, aber, „daß die Stadt Ephesus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes sey.“ —

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Casa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey.

Aber die Goldschmiede hatten ein ganz anderes Interesse, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können, als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, solange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammengeschrieen hätten: Groß ist die Diana der Epheser!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Ephesus hätten einen sehr großen und dringenden Beweggrund (den sie freilich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sanct Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Philosophen, die Luciane und ihres Gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freie Erlaubniß erhalten, über die Sache zu raisonniren und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen, so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen seinen Fehlern

und Unarten doch mehr Menſchenverſtand hat, als man ihm zutraut, würde unvermerkt ſo umgeſtimmt worden ſeyn, daß es ganz gelaſſen eine Anſtalt nach der andern hätte machen ſehen, um die Weisſagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich ſage, daß gewiſſe Meinungen, die ſeit den Zeiten Papſt Gregors des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jeſuiten und andern Clienten des römiſchen Hofes ausgebrütet worden ſind und durch die erſtaunlichen Prätenſionen des beſagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papſt Gott auf Erden oder wenigſtens ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſch ſey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Geſetze ſey, Könige ab- und einſetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr ſind — daß, ſage ich, dieſe und ähnliche Meinungen, eben ſo wie die Gottheit der Diana, von unſerm Belieben, ſie zu glauben oder nicht zu glauben, abhangen.

Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz ſimpeln Grunde — „ein Menſch, wie wir andern, könne, ſo wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott ſeyn“ — ſich für das Nichtglauben entſchieden haben.

Wir ſtoßen alſo, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam mit der Naſe auf die Auflöſung des großen Problems, das von Vielen für ſo ſchwer als die Verfertigung des Steins der

Weiſen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu ſagen, daß der römiſche Biſchof weder mehr noch weniger als der Erſte unter den abendländiſchen Biſchöfen, ſeinen Brüdern, ſeyn würde, ſobald man für gut fände, ſich über dieſen Punkt lediglich an erwieſene Facta, alte Urkunden, geſunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn ſo könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umſturz des Vaticans, der Peterskirche, des Muſeum Clementinum, der Villa Borgheſe u. ſ. w. ſo übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte ſich nur entſchließen, in Allem gerade ſo zu verfahren, als ob das Unglück geſchehen wäre; ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe auch Alles ſo erfolgen und beinahe eben ſo leicht, wenn auch etwas langſamer, in ſeine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich ſchneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal applaniren; ſo wie ehemals die Gothen, da ſie unter dem heilloſen Kaiſer Gallienus den Tempel der Diana von Epheſus verbrannten und zerſtörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich geſtehe, daß ich dieſe heroiſchen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünſchen, daß eine ſo glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente ſeyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als einer Rückſicht, beſſer ſeyn. Man erinnert ſich vermuthlich, was für ein höchſt ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papſt Pius der Sechsundzwanzigſte (oder wie er heißt) im Jahre 2440 ſeyn wird — wie ſo ganz und gar er der Gegenfüßer

eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweiundzwanzigſten, eines Clemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. ſ. w. — kurz, der größten Zahl ſeiner Vorfahrer iſt — und wie vollkommen dieſer vortreffliche Pontifex Maximus durch ſeine Aufklärung, Weisheit, Güte, Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines erſten Prieſters und allgemeinen Vaters der Chriſtenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelſt eines demüthigen Vorſchlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie erſprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine ſolche Verwandlung! Ihre heilſamen Folgen ſind ſo wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menſchheit ſich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege ſtehen, noch immer für unerſteigliche Berge angeſehen werden.

In der That ſehe ich nur einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, dieſe wünſchenswürdige Revolution zu beſchleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Beſteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sanct Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorſam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bei mehr beſagtem Vorſchlage nicht darauf abgeſehen iſt, die Fürſten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporälien berauben zu wollen: ſo blieben dem Adminiſtrator des Kirchenſtaates, bei einer beſſer eingerichteten Wirthſchaft, auch ohne jene fremden Zuflüſſe, noch immer Einkünfte genug übrig, ſeine erhabene Würde mit Anſtand zu behaupten und die Peterskirche nebſt den

übrigen ſechs Baſiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verſchwörungen, die unter allerlei Namen, Anſtalten und Vorſpiegelungen gegen die geſunde Vernunft gemacht werden, uns unverſehens wieder in die Barbarei und Finſterniß der Hildebrandiſchen Zeiten zurückwerfen ſollten: — ſo iſt zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen und, ſo Gott will, auch die Hände und Füße ſich immer mehr ſtärken werden; und ſo könnte denn wohl am Schluſſe des neunzehnten Jahrhunderts Manches zur Wirklichkeit gediehen ſeyn, was man am Schluſſe des achtzehnten mit dem gelindeſten Namen — Träume eines radotirenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung, — die uns, denke ich, nicht ſehr weit von unſerm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schluſſe des vierzehnten Abſchnitts in meiner Gedankenfolge ſtehen blieb.

Wenn eine gute Anſtalt ihren Zweck ſo gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was ſie bewirken ſollte, heraus gekommen iſt, ſo ſind (wenn ich nicht ſehr irre) nur zwei Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anſtalt völlig eingehen laſſen," — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas Anderes an ihre Stelle ſetzen zu können, das den Nutzen, den ſie ſchaffen ſollte, gewiſſer und beſſer ſchaffen würde; — oder „man muß ſo lange nachforſchen, woran es liegt, daß ſie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann

dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigſten Mittel aufs ſchleunigſte abzuhelfen ſuchen."

Iſt aber das Gute, aus welchem wider ſeine Natur Böſes heraus gekommen iſt, von ſolcher Art, daß es, erſtens, nicht von uns abhängt, ob es da ſeyn oder nicht da ſeyn ſoll; iſt, zweitens, die Sache ſo beſchaffen, daß ſich Jedermann durch bloſes Aufthun ſeiner Augen überzeugen kann, das Uebel ſey blos daher gekommen, „weil ſich mit jenem Guten etwas Böſes vermiſcht hatte, das nicht nur die heilſamen Wirkungen desſelben hinderte, ſondern es durch ſeine Beimiſchung ſogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;" und iſt es endlich, drittens, eben ſo augenſcheinlich, daß es völlig in unſrer Gewalt ſteht und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation iſt, dieſes Böſe, das ſo heilloſe Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigſtens bis auf einen ſolchen Grad der Reinheit des letztern, abzuſcheiden, daß es ſchlechterdings nicht möglich iſt, es weiter darin zu bringen: ſo iſt, däucht mich, die Frage, „was alſo zu thun ſey?" für Leute, die bei ihren fünf Sinnen ſind, keine Frage mehr. Und wenn (Alles dieß vorausgeſetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: ſo wiſſen wir wenigſtens, was wir von dem Verſtande oder dem guten Willen der moraliſchen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unſerer moraliſchen Gebrechen angeſtellt ſind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernſt darauf zu denken, wie wir uns ſelber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieſer ziemlich unwiderſprechlichen praktiſchen Wahrheiten auf unſern vorhabenden Gegenſtand!

So weit uns die Geſchichte in die älteſten Zeiten zurück ſehen läßt, ſehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachſen und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen und ſogar durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem menſchlichen Geſchlechte wohlthätig ſeyn konnte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mittheilen.

Da hier ſchlechterdings Alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von Allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte beigemiſcht haben, gereinigten Begriff zu machen: ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts Anders denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen und nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Gerechtigkeit oder (was eben dasſelbe ſagt) der vollkommenſten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem ſolchen Fortſchritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unſer Verhalten in dieſem Leben modificirt wird.

Von dieſem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moraliſches Bedürfniß der Menſchheit ſey;

2) daß ſeine Wurzel ſo tief in unſrer Natur liege und gleichſam mit allen Faſern derſelben ſo verſchlungen ſey, daß man, um ſie im Menſchen gänzlich auszurotten, den Menſchen ſelbſt zerſtören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterſtützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey.

XXV.

Unglücklicherweise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion — wenn wir auch annehmen, es sey eine Zeit gewesen, wo sie (soviel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten, was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur

und der Zuſammenhang der Dinge entweder freiwillig oder als die Frucht ihres eigenen Verſtandes und Fleißes ſchenkte, als willkürliche Geſchenke gewiſſer Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beinahe eben ſo geſchäftig, den Menſchen Böſes als Gutes zu thun: alle dem Menſchen ſchädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden alſo ebenfalls den Göttern zugeſchrieben. Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, ſchreckende und die Hoffnung des Landmanns zerſtörende Gewitter u. ſ. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden ſey. Dieß ging endlich ſo weit, daß bei vielen Völkern ſogar gewiſſe laſterhafte Leidenſchaften und Handlungen, wenn ſie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerſchaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen iſt ein weltbekanntes Beiſpiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf ſo vielfältige Art in das Schickſal der Menſchen verflochten waren, von denen man ſo viel hoffte, und ſo viel fürchtete, die man ſo oft zu verſöhnen hatte oder ſeinen Unternehmungen günſtig machen wollte, konnten nicht lange ohne Prieſter, d. i. ohne Mittelsperſonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern Weſen — und Prieſter nicht lange ohne Theologie ſeyn.

Da die Vernunft nur ſagen kann, was Gott nicht iſt, aber auf die Frage, was er ſey, in Verlegenheit geräth und

entweder ſtammelt oder verſtummet: ſo würde es eben keinen großen Künſtler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirſenkorn zu graviren.

Natürlicherweiſe konnten Prieſter ſich mit einer ſo compendiöſen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wiſſen als gemeine Menſchen; und woher hätte ihnen dieſe geheime Wiſſenſchaft kommen können, als von den Göttern ſelbſt? Dieſe offenbarten ſich ihnen in Träumen, durch Erſcheinungen oder auf andere Art; und bald ſah man aus dieſer übernatürlichen Quelle jene berühmten prieſterlichen und magiſchen Wiſſenſchaften entſpringen, auf welche die Philoſophie freilich nie gekommen wäre, wozu ſie aber doch wenigſtens den Schlüſſel hat: die Theorie der guten und böſen Geiſter, der himmliſchen, elementariſchen und hölliſchen Dämonen; die Wiſſenſchaft der Opfer, Ausſöhnungen und Initiationen; die Wiſſenſchaft, ſich die höchſten Götter gnädig, die guten Dämonen günſtig, die böſen unterwürfig zu machen; die Wiſſenſchaft, Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewiſſen Zeichen, wodurch die Götter ſie uns andeuten, vorher zu ſagen; die Wiſſenſchaft, durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen u. ſ. w.

So wurden die Prieſter nach und nach zu Wahrſagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; ſo kam das Schickſal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und ſogar das Leben der Menſchen in ihre Gewalt; ſo bemächtigten ſie ſich der zwei ſtärkſten Triebfedern der menſchlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwiſſende Wilde und Barbaren unumſchränkt zu herrſchen; kurz, ſo wurde aus Religion Dämoniſterei, aus Prieſterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Namen und Modificationen über den Erdboden, als die chriſtliche Religion entſtand und, durch eine beim erſten Anblick erſtaunliche, bei unbefangener Unterſuchung aber ſehr begreifliche Revolution, der Vielgötterei in dem ganzen Umkreiſe des alten römiſchen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die ſich durch die wohlthätigſten Abſichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmliſch auch ihr Urſprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unſchuldig ihre Mittel waren, ſie wurde — unter Menſchen — durch Menſchen ausgebreitet und konnte alſo nicht lange ſo rein bleiben, wie ſie aus ihrer erſten Quelle gefloſſen war.

Die Vorſteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit ſie ſich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menſchen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Biſchof der Hauptſtadt der Welt nicht endlich verleitet werden ſollen, die Macht eines gewiſſen wundervollen Doppelſchlüſſels immer weiter auszudehnen? Unglücklicherweiſe bediente man ſich derſelben mit ſo wenig Beſcheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrſchaft endlich drückender, ſchädlicher, grauſamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Geſellſchaft wurde, als es der in ſeiner eigenen unverlarvten Geſtalt herrſchende Dämonismus und Magismus nie geweſen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigſten Gelegenheiten viel zu wenig in Anſchlag, — wie mächtig

Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen ſind, über den gemeinen Menſchenverſtand tyranniſiren: und wie ſollten ſie — ſie, die uns fähig machen, gegen das Zeugniß unſrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben, unſre Vernunft zu feſſeln, und uns zum Beiſpiel in einem Buche, für deſſen Buchſtaben man uns ſchon die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geiſt desſelben zu faſſen, ja nur zu ahnen fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben laſſen, die einem jeden ganz unbefangenen Menſchen beim erſten Leſen desſelben in die Augen ſpringen?

Es ſoll mich alſo nicht wundern, wenn das, was ich jetzt ſagen werde, vielen meiner Leſer anſtößig wäre, wiewohl es darum (wenigſtens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr iſt — und das iſt: daß zwiſchen dem Geiſt und Zweck Jeſu, — ſo wie er ſich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darſtellt, in welchen Alles, was wir von ſeiner Perſon und Geſchichte wiſſen, enthalten iſt — und zwiſchen einigen Dingen, die er geſagt und gethan haben ſoll, eine ſo auffallende Disharmonie, ein ſo ſtarker Widerſpruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigſtens gegen alle Regeln der Kritik iſt, zu glauben, daß er dieſe letztern Dinge wirklich geſagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieſes Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgeſetzt; ich ſage alſo zu meiner dermaligen Abſicht nur ſo viel und hoffe, daß wenigſtens Mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken geleſen hat (denn gewöhnlich werden ſie ohne alles Nachdenken geleſen), darin mit mir einſtimmig ſeyn werde: daß Chriſtus zwar die Religion ſeines Volkes habe reinigen und verbeſſern, aber keine eigentliche neue,

noch weniger eine neue politiſche Religionsverfaſſung, am allerwenigſten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach ſeinem Tode auf dem von ſeinen Jüngern ſchon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe ſtiften wollen.

Die Religion, von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der chriſtlichen, das iſt der Religion Chriſti, im eigentlichſten Sinne zukommt, iſt kein Inſtitut, das einen Theil der bürgerlichen Verfaſſung ausmacht, ſondern bloſe Angelegenheit des Herzens. Sie iſt ganz auf das Verhältniß zwiſchen Gott, als allgemeinem Vater der Menſchen, und dieſen, als ſeinen (gutartigen oder verkehrten, gehorſamen oder widerſpenſtigen) Kindern, gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menſchlichen Natur angeboren und eigen ſcheint, zu der einfachſten, humanſten, der Gottheit würdigſten und dem Bedürfniß der Menſchheit angemeſſenſten Vorſtellung von Gott, reinigt ſie von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben und macht ſie in jeder menſchlichen Seele, in welcher ſie lebendig und herrſchend wird, zu einer unverſieglichen Quelle von grenzenloſem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Beſcheidenheit im Wohlſtand, von Geduld im Leiden, von Geringſchätzung Alles deſſen, was uns die Weisheit gering ſchätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immer währender Hoffnung einer beſſern Zukunft. — Seine Religion war echte Theoſophie im einfachſten Sinne dieſes Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm ſelbſt. Daher das Reich Gottes, deſſen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menſchen einlader, wozu Alle berufen, aber Wenige auserwählt

ſind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menſchen ſo einfältigen Sinnes und guten Willens ſind, um mit ganzer Seele in dieſe ſeine Vorſtellungsart und Geſinnungen einzugehen und ihm in Allem dieſem — das iſt in Allem, was er mit den weiſeſten und beſten Menſchen, die jemals lebten, gemein, und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden und alſo den Namen ſeiner Jünger im eigentlichen Verſtande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geiſtes waren, nur eine kleine Geſellſchaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieſer kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin ſie, als Kind eines Vaters, unter einander lebten oder leben ſollten.

XXVIII.

Indem ich mir dieſe Vorſtellung von der Religion Jeſu und der erſten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu leugnen, daß es in der Folge nicht möglich ſollte geweſen ſeyn, eine mit den Grundſätzen und der Moral desſelben übereinſtimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich ſage, daß ſich ſogar eine auf jene Grundſätze gebaute hierarchiſche Religionsverfaſſung denken (nur nicht ſo leicht ins Werk ſtellen) laſſe, die von allen Prieſterkünſten, aller tyranniſchen Prieſtergewalt,

Herrſchaft über die Gewiſſen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einſchränkung der Vorſtellungen, die man ſich von den überſinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und ſo weiter, mit einem Worte, von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten unter der ſogenannten Chriſtenheit im Schwange gingen, frei wäre; — wie denn etwas dieſem von fern Aehnliches ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth in England zu ſehen iſt.

Wie ſchön aber auch das Ideal ſeyn möchte, welches man auf dieſe Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigſtens iſt unwiderſprechlich: daß von des erſten Conſtantins Zeiten an (ja, ſchon lange zuvor) das Chriſtenthum und ſeine kirchliche Verfaſſung ſich von dem Geiſte deſſen, nach welchem es ſich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in allem das Gegentheil deſſen wurde, was es hatte ſeyn ſollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbeſſerung endlich der große Gegenſtand mehr als einer Kirchenverſammlung und der ſehnliche Wunſch aller Laien, ja ſogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

XXIX.

Dieſe Kirchenverbeſſerung, — die ſchon ſo lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber ſelbſt durch alle dieſe Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüſſe der wieder erweckten griechiſchen und lateiniſchen Literatur, vorbereitet worden war, — ereignete ſich endlich in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge, wiewohl unter ſo heftigen Erſchütterungen, unter einem ſo hartnäckigen

Widerſtande der herrſchenden Partei und ſo vielen wilden Ausbrüchen fanatiſcher Leidenſchaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preiſe, den ſie gekoſtet haben, in gar keiner Proportion ſtänden, wofern die Verbeſſerung auf halbem Wege ſtehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menſchheit davon heraus kommen ſollte, als woran ſich diejenigen genügen laſſen, die alle fernere Verbeſſerung unnöthig finden, ja wohl gar die bloſe Meinung, daß das angefangene Werk noch weit von ſeiner Vollendung ſey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, ſelbſt in den ſcheußlichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenſer-Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, ſind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menſchenopfern geſchlachtet worden, als in dieſem. Kein anderes bietet reichhaltigeren Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menſchen dar!

Können wir, beim Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in dieſen ſchrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchiſche Tyrannei, fanatiſchen Neuerungs- und Empörungsgeiſt, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grauſamkeit der alten Partei, theils aus wirklicher religiöſer Leidenſchaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden iſt, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menſchlichen Geſellſchaft daran gelegen ſey, durch die möglichſte Reinigung der Religion auch der bloſen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unſere Nachkommen ſolche Gräuel, ſolche Unmenſchlichkeiten, ſolche Teufeleien um Gottes Willen wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, ſagt man, wird es ſo leicht nicht wieder kommen. Der Geiſt der Toleranz, der in unſern Zeiten herrſchend geworden iſt und ſelbſt in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art, mit den Glaubensdiſſidenten zu verfahren, ſehr gemildert hat, iſt uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für dieſen Geiſt der Toleranz ſelbſt? Von wie langer Dauer wird ſein Reich, von welcher Stärke wird ſeine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus ſeyn, wenn dieſe Duldung — deren bloſer Name ſchon wider ſie zeugt — nur eine momentane Folge vorübergehender Eindrücke einiger Modeſchriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung iſt? wenn ſie blos von der Denkart oder Laune oder Bonhommie oder Gleichgültigkeit der Regenten und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich ſeufzender Molochspriester abhängt, anſtatt auf dem feſten Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgeſetzen zu beruhen? Kurz, was für Urſache haben wir, uns für ſicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tiger — nur ſchläft, anſtatt, wie der Dedſchial der Muhamedaner, wenigſtens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefeſſelt zu ſeyn?

Gegen eine Partei, bei welcher die Intoleranz (in gewiſſem Sinne) ſogar ein Grundartikel ihrer Religion iſt, kann uns, ſolange ſie bei dieſer Denkart beharret, nichts als unſere politiſche Macht ſicher ſtellen. Aber worauf gründet ſich unſere innere Sicherheit? Und was ſchützt uns gegen die Intoleranz der abergläubiſchen Anhänglichkeit an alte

Terminologie und Formulare, gegen den fanatiſchen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. ſ. w. in unſerm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion iſt eine ſehr unzuverläſſige, von dem leichteſten Anſtoß zuſammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geſchichte der Menſchheit und Religion bekannt iſt, kann unmöglich gleichgültig darüber ſeyn, in welchem Zuſtande ſich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartuffe, ſobald er mit einigem Anſehen bekleidet iſt und Einfluß hat, zum Werkzeuge ſo vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unſerer eigenen Zeit könnte und ſollte uns belehren, daß dieſe Gleichgültigkeit, die dem anſehnlichſten und aufgeklärteſten Theile der Geſellſchaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerkſamkeit würdige Dinge verſchloß, von den Antipoden der Vernunft ſehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß ſie gerade der Schatten iſt, worunter alle Arten von religiöſem Unkraut am beſten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr, als noch fünfzig Jahre wie die letztverfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unſern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig laſſen, als die heilige Inquiſition den Einwohnern zu Goa. Solange der Gebrauch dieſer Freiheit blos zufällige Duldung iſt; ſolange das Recht der Proteſtanten „an unbeſchränkte Gewiſſensfreiheit und unbeſchränkte Unterſuchung aller menſchlichen Meinungen, Auslegungen und Entſcheidungen in Glaubensſachen" nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, ſondern den Einen noch ein Problem, den Andern ſogar Ketzerei iſt: ſo lange haben wir wenig Urſache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unſre Väter nicht ertragen konnten, ſicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann (ſollte man billig fragen), wie kann jenes Recht, auf welchem ſelbſt die Exiſtenz der Proteſtanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematiſch ſeyn? Wo iſt die Urkunde, durch welche diejenigen, die ſich ſelbſt in Freiheit geſetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkürlichen Feſſeln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine ſolche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte ſie für uns haben? Wer kann im Namen ſeiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine ſo unnatürliche Enterbung jemals Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede iſt, wenn ſie ſelbſt es hatten, mußten ſie auch uns hinterlaſſen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts.“

Unſere Väter im ſechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen ſo lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten ſich der heilſamen Ermahnung des Propheten: „ſeyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verſtändig ſind,“ und fingen an zu merken, daß die ſehr reellen Uebel, von denen ſie zu Boden gedrückt wurden, bloſe Folgen einer Art von Bezauberung ſeyen, welche in dem Augenblick vernichtet iſt, da man aufhört, ſich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch Alles, was man ſah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloſen Gedanken, ſie zu bezweifeln, ſo lange geſichert geweſen waren, — wurden vor den Richterſtuhl der Vernunft gezogen, in Unterſuchung genommen und ſo, wie ſie für das, was ſie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe, erkannt wurden, verworfen.

Tradition, Beſitz von undenklichen Zeiten her, Entſcheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja ſogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der erſten Synode zu Jeruſalem — „es gefällt dem heiligen Geiſt und uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenverſammlungen wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, ſobald ſie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf ſie beruhete, entgegen ſtanden.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte anfangs ſelbſt nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeſchlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umſtänden nicht wohl anders ſeyn konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römiſchen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte ſich anfangs gegen bloſe Mißbräuche, welche die ſogenannte Diſciplin der Kirche betrafen; aber bald ſah man ſich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche ſich jene verſchanzten. Jeder falſch befundene Satz zog natürlicher Weiſe die Unterſuchung anderer nach ſich, mit denen er zuſammenhing: und ſo konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes ſo wurmſtichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief ſich auf den Papſt, ſolange man ſich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erſte Angriff gerichtet war, abhelfen würde; aber ſobald er gegen das, was Luther und ſeine Anhänger für unumſtößlich erwieſene Wahrheit hielten, entſchieden hatte,

ſah man ſich gezwungen, die Autorität der päpſtlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein ſo fehlbarer Menſch ſey, als ein anderer, und daß es mit ſeiner Statthalterſchaft Chriſti nicht beſſer ſtehe, als mit ſeiner Nachfolgerſchaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie geſehen hatte, oder mit ſeiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaiſern angehörten.

Eben ſo mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab ſich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entſcheidungen der Concilien ſo viel möglich auf ſeine Seite zu ziehen; aber, ſobald ſie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt und von ihrer Autorität an eine höhere appellirt.

Auch die ſo oft wiederholte Appellation an eine zu veranſtaltende allgemeine Kirchenverſammlung, wenn ſie etwas mehr als ein durch die Noth der Umſtände abgedrungener Behelf war, ſetzte ein Vertrauen auf die Majorität einer ſolchen Verſammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn, geſetzt, das Concilium würde gegen ſie entſcheiden, — welches denn auch das tridentiniſche zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen Anderes übrig, als die ganze verſammelte Hierarchie für Menſchen zu erklären, die zuſammen genommen eben ſo wenig unfehlbar, dem Irrthum eben ſo unterworfen ſeyen, als einzeln.

XXXIII.

Man ſah ſich alſo bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen und für

die einzige Quelle, woraus die chriſtliche Glaubenslehre geſchöpft werden müſſe, zu erklären und alle übrige Autoritäten nur in ſo fern, als ſie mit derſelben vollkommen übereinſtimmen, gelten zu laſſen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die römiſche Kirche gewonnen wurde, und was dieſe mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte bei dem allmählig zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder ſpäter gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens ſeyn möchte, nur alsdann für einen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) ſo beſchaffen wäre, daß alle Menſchen, die es läſen und verſtänden, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, ſondern auch von der Wahrheit ſeines allen Menſchen gleich verſtändlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts ſo anſchaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen ſchlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieſer oder jener Stellen verſchiedener Meinung zu ſeyn.

Ob ein ſolches Buch möglich ſey, iſt eine Frage, die ich mir ſo wenig zu beantworten anmaße, als ſie zu meinem Zwecke gehört; aber dieß wird doch wohl Niemand zu leugnen begehren, daß die Bibel dieſes Buch nicht iſt. — Unſtreitig muß man ſehr viel Hebräiſch und Griechiſch wiſſen, ſehr viele andere Bücher geleſen haben und eine unendliche Menge hiſtoriſcher, kritiſcher, antiquariſcher, chronologiſcher, geographiſcher, phyſikaliſcher und anderer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beſitzen, um es mit Verſtande zu leſen; und deſſen ungeachtet enthält es, ſelbſt für Leſer, die mit allen dieſen Kenntniſſen verſehen ſind, beinahe auf allen Blättern ſolche

Stellen, die von verſchiedenen Perſonen verſchieden verſtanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu ſagen, die mit einer ſo unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet ſind, daß alle angeſtrengte Bemühungen, den Glaubenspunkten, die deſſen ungeachtet daraus gezogen wurden, nur ſo viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig iſt (d. i. nur ſo viel Licht, um zu wiſſen, was man glaube), zu geben, bis auf dieſen Tag fruchtlos geweſen ſind.

XXXIV.

Bei dieſer unleugbaren und weltbekannten Beſchaffenheit der Sache bleibt alſo — ſoviel ich wenigſtens begreifen kann — in Anſehung Alles deſſen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerſpruch mit allgemeinen Vernunft- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel ſelbſt, mit einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verſtändlich iſt, — nichts übrig, als dieſe Alternative:

„Entweder ſich einem unfehlbaren Richter in Glaubensſachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entſcheiden berechtigt iſt, zu unterwerfen,"

Oder „Allen, die darin mit uns übereinſtimmen, daß ſie ſich zur Religion Chriſti halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über ſich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei iſt) das Recht, ſich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorſtellungsart zu machen, die ihnen die richtigſte ſcheint (wie verſchieden ſie auch von der unſrigen ſeyn mag), einzugeſtehen, ſie dieſer Verſchiedenheit ungeachtet für unſre Brüder zu erkennen und, durch dieſe dem Geiſte Chriſti höchſt gemäße Sinnesart, allen

gehäſſigen Zänkereien, Verketzerungen und Verfolgungen ſammt allem in der bürgerlichen und chriſtlichen Geſellſchaft daraus entſtehenden Unheil auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erſte Partei ergreifen, ſo ſehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal geſegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum" zu werfen, uns mit unſrer guten alten Mutter, der katholiſchen Kirche, ausſöhnen zu laſſen und zu glauben, was ſie uns zu glauben befiehlt, wie übel ſich auch unſre arme murrende Vernunft an der Kette dieſes blinden Glaubens und leidenden Gehorſams befinden mag.

Oder welchem Doctor der Theologie aus unſerm eigenen Mittel ſollten wir das Recht zugeſtehen, uns vorzuſchreiben, was und wie wir glauben ſollen? die Linie auszuſtecken, über die wir im Forſchen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Verſuch, unſern Verſtand von verworrenen, materiellen, unſchicklichen und mit den erſten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorſtellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf ſo dreiſt ſeyn, ſeinen Verſtand, ſeine Einſichten nicht nur zum Maßſtabe, ſondern ſogar zur Regel und zum Geſetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwei oder drei hundert Jahren erlaubt war, ſich in Glaubensſachen gegen Autorität und Machtſprüche, gegen Papſt, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: ſeit wann iſt es unerlaubt worden, eben dasſelbe gegen die Autorität und Machtſprüche einer noch ſo großen Anzahl proteſtantiſcher Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wiſſens) kein echteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweiſen haben?

Durften unſre Vorfahren prüfen und das Beſſere (d. i., was ihrer damaligen Einſicht und innern Ueberzeugung nach das Beſſere war) behalten: warum nicht auch wir? Warum ſollen wir nicht fortſetzen dürfen, was ſie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu feſſeln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorſtellungsarten aufzudringen, die mit den Einſichten und Kenntniſſen, welche ihnen das Wachsthum aller Wiſſenſchaften nach und nach verſchafft hat, unverträglich ſind? mit einem Worte, über ihren Verſtand zu herrſchen und ihr Gewiſſen zu tyranniſiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," ſagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es ſteht bei euch, zu glauben, was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entſagt eurer ganzen bürgerlichen Exiſtenz, ſucht euch in den Sandwüſten von Africa oder in den noch unbewohnten Inſeln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten philoſophiren, glauben und hungern könnt, ſo viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchriſten erkennen und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unſere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, ſolange ihr ſelbſt geſteht, daß ihr, als Diſſidenten, nicht dazu berechtigt ſeyd."

XXXVI.

Ich habe dem Proteſtanten, der ſo zu reden oder doch zu handeln fähig iſt, als ob er ſo dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine ſolche Art, mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewiſſe Doctoren des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, oder als die nicäniſche oder irgend eine andere Kirchenverſammlung, ob eine ſolche Art zu verfahren dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß ſey?

Unſere Vorfahren konnten zu der Zeit, da ſie die Feſſeln des blinden Glaubens und Gehorſams abſchüttelten, durch politiſche Verhältniſſe und Erforderniſſe der Zeit genöthigt ſeyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenſchaft zu geben: aber weder ſie noch irgend eine menſchliche Gewalt konnte berechtigt ſeyn, eine ſolche Confeſſion zu einer abſoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht, ſelbſt zu denken, ſelbſt zu unterſuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, deſſen ſie ſich bedienten, weil ſie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich ſage noch mehr: weder die allererſte chriſtliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu beſtimmen, wie ihre Mitchriſten die dunkeln und verſchiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Chriſti und der Schriften ſeiner Apoſtel zu verſtehen hätten oder Formeln feſtzuſetzen, wie ſie ſich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit iſt, auszudrücken ſchuldig wären. Chriſtus ſelbſt hat kein Glaubensformular feſtgeſetzt. Auch das apoſtoliſch genannte Symbolum iſt, ſeines reſpectabeln Alters ungeachtet, bekanntermaßen kein Werk der Apoſtel.

Wenn alſo die immer zunehmende Menge der Bekenner des chriſtlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin ſie alle übereinſtimmten, in einen kurzen und faßlichen

Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: ſo mußte doch wenigſtens die Vorſtellungsart über einen jeden Artikel, der verſchiedene Vorſtellungsarten zuläßt, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen Alles, was in der Lehre Chriſti allgemein verſtändlich iſt) behaupten wollen: „die chriſtliche Religion könne ohne Gewiſſenszwang und willkührliche Herrſchaft über den menſchlichen Verſtand nicht beſtehen.“ — Eine abſcheuliche Behauptung, deren Niemand fähig ſeyn kann, in deſſen Seele jemals auch nur eine leiſe Ahnung von dem, was der Sinn und Geiſt Chriſti war, gekommen iſt.

XXXVII.

Die Gemeine hatte alſo nie ein Recht, über Vorſtellungsarten zu entſcheiden, — das, was in der Schrift unbeſtimmt und problematiſch iſt, zu beſtimmen, — noch in ſtreitigen Fällen einer von den verſchiedenen Meinungen eine ausſchließliche Sanction zu geben: ſo wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre beſondern Meinungen und Vorſtellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es iſt Unſinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweiſen zu wollen; aber es iſt Unſinn und Frevel zugleich, in einem ſolchen Falle ſeine Erklärung, ſeinen Beweis Andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorſtehern der Gemeinen oder vielmehr der Obrigkeit kam es zu, ſolchen Freveln in Zeiten auf eine ſchickliche Art zu ſteuern; aber nie und nimmermehr waren ſie berechtigt oder können ſie jemals berechtigt ſeyn, irgend eine Meinung, die den Grundgeſetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und

Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres Gleichen nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner und, sobald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Constantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten und selbst in die Flamme zu blasen: Alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was Anderes als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bei so unendlich veränderten Umständen und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Constantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigſtens diejenigen, die den Uebrigen zu Lehrern und Regenten geſetzt ſind, ſich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes iſt.

„Daß ſie nicht darin beſteht, daß wir über das göttliche Weſen grübeln und ſtreiten, ſondern, daß wir uns beſtreben, den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausſpruch Chriſti und ſeines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menſchen, die wir ſehen, das untrüglichſte Kennzeichen unſerer Liebe zu Gott, den wir nicht ſehen, iſt; und daß wir unſern Glauben nicht durch Bekenntniſſe und Formulare, ſondern durch unſere Werke zu zeigen angewieſen ſind.

„Daß Gott an unſerm Geſchwätz und Gezänke, was er ſey oder nicht ſey, an unſerm kindiſchen Lallen über ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Wirkungen, ſeine Oekonomie, ſeine Abſichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. ſ. w., in der heiligen Schrift nirgends ſein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm ſey und recht thue, der ſey ihm angenehm; und

„Daß, mit einem Worte, nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meinungen und Formeln — ſondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigſten Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, thätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hoffnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Chriſten und, jene Geſinnungen

in dieſen zu bewirken, das Ziel desjenigen ſeyn müſſe, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtusreligion würdig ſeyn will."

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unſre gegenwärtige Zeit ſehr leicht zu machen iſt, ſo überlaſſe ich ſie dem eigenen Nachdenken meiner Leſer und ſetze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverſtandes, nur noch dieſes hinzu:

Meine Meinung iſt keinesweges, irgend einem proteſtantiſchen Regenten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proclama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Neſtorianern, Manichäern, Gnoſtikern, mit allen andern Anern, Aeern und Iſten, die es vom Jahre Chriſti 34 an bis auf dieſen Tag in der lieben Chriſtenheit gegeben hat, in ſeine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer beſolden und ſich recht herzlich angelegen ſeyn laſſen ſolle, die möglichſte Verſchiedenheit in Religionsmeinungen unter ſeinem Volke zu veranlaſſen und ſorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blos dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, beſonders unter denen, die zum Lehramte öffentlich berufen ſind, eine durch keine willkürliche oder alte nicht mehr paſſende Geſetze eingeſchränkte Freiheit zu laſſen, die Religionslehren ihrer Einſicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernamen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bei ſchwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein ſo genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen ſeiner Abweichung von dem, was in Kirchenverſammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens feſtgeſetzt worden, auf Lehrſtühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem chriſtlichen Volke die Meinung erwecken müſſen, als ob es Sünde und Verbrechen ſey, ſich in Religionsſachen zu irren oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr beſagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, ſich aller Erklärung und ſpitzfindigen Speculationen über dieſe Dinge enthalte und ſie überhaupt nur in ſo fern, als ſie dem moraliſchen Zwecke der Religion förderlich ſeyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über ſpeculative Sätze, Auslegung dieſer oder jener Schriftſtellen u. ſ. w. entſtehen mögen, nicht einzumiſchen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen und nur dahin zu ſehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanſtändigkeit hinaus gerathen, und aus einer beſcheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu ſorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibſeln der alten Barbarei gereinigt und in Allem dem großen Endzweck der innerlichen moraliſchen Beſſerung der Menſchen (welcher offenbar der Zweck Jeſu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, ſie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine beſondere

Frömmigkeit und eine eigene, aus Allem, was in der Bibel am unverſtändlichſten iſt, zuſammengeſetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des chriſtlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre ſtöhnen und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafſtall Chriſti drohen ſollen, auffordern, entweder übel organiſirte Köpfe oder arme kranke Leute ſind, die mit ihrem Arzt von der Sache ſprechen ſollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein Andrer, der nicht ſo höflich wäre als ich, Heuchler, Phariſäer, Baalspriester und Tartuffen nennen würde; Leute, die, wenn ſie vor tauſend ſieben hundert ſieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jeruſalem zu ſitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unſchüldigſten und beſten der Menſchen, über den erſten Gegner aller Gleißnerei, vermuthlich ſo laut als Kaiphas und Klopſtocks Philo geſchrien haben würden. Vor dieſer Art Menſchen würde ich den Fürſten rathen, ſich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens verſichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinſtimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten ſo gern eingeſchlagen wiſſen möchten.

XI.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Philoſophen, für deren Freiheit ich bisher ſo laut geſprochen habe.

Anſtatt die Philoſophie mit Cicero als die Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge zu definiren, möchte ich ſie lieber die Wiſſenſchaft aller Begriffe nennen, welche ſich die Menſchen von natürlichen und göttlichen Dingen

machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus oder an der Unsterblichkeit der Seele oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Capelle bringe und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne Alles dürfen, so frommet doch nicht Alles.

> Halt Maß in Allem, denn in Allem gibt's
> Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
> Bezeichnet: dies- und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Speculationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrationen sind, ist etwas eben so Weises, als wenn Einer

zu Rom die Frage: was iſt der Papſt? aufwerfen oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputiren wollte: ob es nicht beſſer wäre, die kaiſerliche Würde eingehen zu laſſen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erſte Grundurſache aller Dinge, ſondern auch als unumſchränkten und höchſten Geſetzgeber, Regenten und Richter der Menſchen, macht, nebſt dem Glauben an einen künftigen Zuſtand nach dem Tode, die erſten Grundartikel der Religion aus. Dieſen Glauben auf alle mögliche Weiſe zu bekräftigen und zu unterſtützen, iſt eines der würdigſten und nützlichſten Geſchäfte der Philoſophie, iſt in Rückſicht der Unentbehrlichkeit desſelben ſogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menſchen wankend zu machen oder gar umzuſtoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, ſondern iſt im Grunde um nichts beſſer, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfaſſung des Staats, wovon die Religion einen weſentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze ſie iſt.

Die Philoſophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moraliſchen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Troſt und die Hoffnung der beſten Menſchen geweſen iſt, zu probiren; und der Philoſoph iſt kaum dieſes Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen *einen* Menſchen, der der Religion ohne Nachtheil ſeiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntauſend ſind, die, wofern ſie auch ihren edelſten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den ſie ihnen anlegt, ſchlimmer, oder ohne die Hoffnung, die ſie ihnen gibt, unglücklicher ſeyn würden, als ſie ſind.

Beilagen

zu der vorhergehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor Kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken und das Gedachte Andern mitzutheilen, so gut man Beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre, ein Mensch zu seyn, nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand, Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz Bestimmtes dabei gedacht und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft), und daß es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemals gegen die Freiheit der Presse geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wohl (wie uns

Allen im Eifer etwas Menſchliches begegnen kann) in einem an ſich gerechten, aber zu leidenſchaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und alſo für Sache der Menſchheit erkannte, — in einer zu raſchen Bewegung der Lebensgeiſter und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftſteller, der mit beiden reichlich verſehen iſt und über eine äußerſt intereſſante Sache ſchreibt, ſich nicht immer genug hüten kann, — ich ſage, dieſer Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in einer ſolchen Stimmung hier und da, gegen ſeinen Vorſatz, ein wenig über die ariſtoteliſche Linie der Höflichkeit und des Reſpects hinüber gekommen ſeyn, ein wenig hyperboliſirt und mehr geſagt haben, als etwa ein ſeine Ruhe liebender Römer einem Auguſtus oder Titus — geſchweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weiſe mit Beleidigungen immer ſchärfer nehmen als die Auguſte ſelbſt) — hätte ins Geſicht ſagen mögen, wiewohl man jenen Cäſaren mitunter ziemlich ſtarke Sachen ins Geſicht ſagen durfte. Cajus könnte es alſo einem Aſinius Pollio oder Lucius Piſo (oder wen Sie ihm ſonſt gegenüber ſtellen wollen) mit Recht nicht ſehr verdenken, wenn dieſer Miniſter Auguſts ſolche leidenſchaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravaſationen, inſofern ſie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinaus gehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche ſowohl die Gefahr unbeſonnener Weiſe verachten, als die Geſetze des Wohlſtandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde ſelbſt nicht leugnen können, daß es Fälle gibt, wo dergleichen Unbeſonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach ſich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er ſich mit ſeinem gerechten Eifer für die Sache der Menſchheit entſchuldigen; aber man würde ihm

antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen; aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir arme Menschlein, bei Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen, als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln, und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelassenen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders Denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird Niemand dadurch beleidigen; oder, falls Jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidigt zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art, sie zu behaupten, geschadet wird. Schadeten

wir blos uns ſelbſt dadurch, ſo möchte es hingehen; wir hätten wenigſtens den Troſt, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man ſie nie genug predigen kann, derjenige, den ſie trifft, uns immer mit dem Terenziſchen Tu si hic esses aliter sentias zurückzugeben pflegt.

Sie ſehen, mein Herr, daß ich die beſagte Unterſcheidung, welche Vielen ſo anſtößig geweſen iſt, in einem Sinne nehme, worin ſie für ſehr unſchuldig gelten kann, welches ſie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgeſehen ſey, um deßwillen, weil dieſer oder jener ſich der Freiheit zu denken mit einiger Unbeſcheidenheit bedient habe, die Schriftſteller überhaupt einer Art von Inquiſition zu unterwerfen und der Preßfreiheit, unter dem Vorwande, die Preßfrechheit zu verhindern, willkürliche Feſſeln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Urſache haben mögen, ſo Arges in ihrem Herzen zu denken; aber das bin ich gewiß, daß Auguſtus oder Titus es ſehr übel genommen haben würden, wenn ihnen Jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu ſchreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er ſeinen Athenern täglich bei Unzen und Scrupeln hätte vorwägen laſſen wollen, wie viel ſie eſſen ſollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der Eine oder der Andere zuweilen mehr ißt, als recht iſt? Und glauben Sie, daß Solon ſelbſt (falls er die Vorſicht ſo weit zu treiben fähig

geweſen wäre) mit der Diſtinction zwiſchen Eßfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Ariſtophanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe, Sie durch dieſe kleine Betrachtung völlig beruhigt zu haben. Wer die Eßfreiheit zur Freſſerei gemißbraucht hat, muß ſich gefallen laſſen, ein Digeſtivpulver oder ein Brechmittel zu ſchlucken; wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beſchaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreiheit bleibt deſſen ungeachtet, ſo gut wie die Eßfreiheit, ſo uneingeſchränkt als zuvor — oder — — deſto ſchlimmer!

An Ebendenſelben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis fünfzig Jahren um ſich her hat, wie Ihr gehorſamſter Diener, findet ſich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt gibt, als das berühmte Ne quid nimis des weiſen Chilon. Mich dünkt, alle praktiſche Weisheit der ganzen Welt ſey in dieſen drei Wörtchen, „nichts zu viel," oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenſchaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminiſter oder der größte Dichter, Maler, Tonkünſtler oder der erſte aller Schneider und Schuſter, kurz in jedem Fach und jeder Profeſſion der Erſte zu ſeyn — in jedem Fach und jeder Profeſſion nur ein Pfuſcher iſt, wenn man ſich den tiefen Sinn dieſes mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht und ſich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo

uns dieſes Unglück begegnet, iſt hinlänglich, das ſchönſte Leben, ſo wie das ſchönſte Werk, zu verunſtalten.

Ich geſtehe Ihnen gern, daß ſo ein Sprüchlein leichter zu ſagen als auszuüben iſt, und daß nicht Jedermann ein ſo abgekühltes Blut haben kann als der alte Chilon und ſeine fünfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien ſein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß ſie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache ſey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beſte Sache durch Unbeſcheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer ſehr ſchlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine ſonſt wahre Behauptung falſch machen; ein zu ſtarkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung geſagt, den Gegner, wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber, in Leidenſchaften noch gar philoſophiren wollen, iſt eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigſten Dingen nicht ſo ruhig und gelaſſen führen kann, als ob es um die Auflöſung einer arithmetiſchen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer beſſer, er ſchwiege.

Ueberhaupt gibt es, wie Salomo ſagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu ſchweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mal mehr, als ſich erhitzen und in dem Feuer, in welches man ſich ſelbſt hineingeſchrieben hat, Wahres und Falſches unter einander mengen und, um ſich recht ſtark und kräftig auszudrücken, mehr ſagen, als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm ſelbſt koſteten ſie ſeinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein für allemal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können, ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten; oder, wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt, daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die Einen und gegen die Andern hilft kein Raisonniren. Zudem spielt der größere Theil des Publicums bei solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Execution. Dieses läuft herbei, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber, sobald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen, die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber den Hang der Menſchen,

an

Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben.

Geſpenſter, Elementargeiſter, Mittelweſen zwiſchen Engeln und Menſchen, Feuer- und Luftgeiſter, Kobolde, Bergmännchen und Waſſernixen, Schutzgeiſter oder Plagegeiſter einzelner Menſchen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erſcheinungen und wunderbaren Einwirkungen unſichtbarer Weſen, werden — aller Einwendung einer geſunden Philoſophie und aller durch ſie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und ſelbſt in dem Herzen der Menſchen immer einen Fürſprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieſer Art, Alles, was einer Anekdote aus der Geiſterwelt ähnlich ſieht und die Wirklichkeit dieſer phantaſtiſchen Weſen zu beſtätigen oder die Gründe, womit die Vernunft ſie beſtreitet, zu entkräften ſcheint, wird den Meiſten immer willkommen ſeyn. Selbſt der aufgeklärtere Theil der Menſchen — Perſonen, die es auf keine Weiſe von ſich geſagt wiſſen möchten, daß ſie Geſpenſter, Geſpenſter-Erſcheinungen, und was in dieſes Fach gehört, im Ernſte zu glauben fähig wären — unterhalten ſich doch gern mit Geſprächen oder Lectüren dieſer Art. Ja, ſogar der Philoſoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geiſterſeher ihren Glauben gründen, leugnet, fühlt ſich unvermerkt von ſeiner eignen Phantaſie überſchlichen und iſt oft ſelten von ſeinen Vernunftſchlüſſen überzeugt genug, daß nicht die inſtinctartige Neigung

zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrteſten gemein hat, den leiſen Wunſch, des Gegentheils durch unleugbare Thatſachen überführt zu werden, in ihm erregen ſollte.

Eine Tradition, die ſo alt als das Menſchengeſchlecht oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philoſophie iſt, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einſtimmigkeit aller Völker über dieſe Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unſre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen und angeblichen Geſchichten angefüllt; welche ſich auf dieſen Glauben gründen und ihre anſteckende Kraft an uns beweiſen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges verſehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unſre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüſtet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichſte Quelle von Erfindung und Intereſſe genommen würde, nähren dieſe Anlage auf eine ſo verführeriſche Art, daß, wenn wir gleich Verſtand genug haben, zu ſehen, daß ſie uns täuſchen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, ſo angenehm getäuſcht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maſchinerie ihrer Götter- und Geiſter-Erſcheinungen, Zaubereien und Feereien aus bloſen Geſchöpfen ihrer Einbildungskraft zuſammen geſetzt ſey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch dieſe Wunderdinge wahr ſeyn möchten; und je empfänglicher unſre Seele für die Einwirkungen dieſer Art von Dichtungen iſt, deſto geneigter ſind wir, uns durch Erzählungen, die ſich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatſache gründen, von der Wahrheit deſſen, was wir wahr zu finden wünſchen, überreden zu laſſen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, dieſe Dispoſition in den Gemüthern der Menſchen zu verſtärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was iſt's Wunder, wenn Prieſter (welche hierbei ein eben ſo begründetes und in verſchiedenem Betracht ungleich wichtigeres Intereſſe hatten als die Dichter) geſchäftig geweſen ſind, den Glauben an übermenſchliche Weſen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da ſelbſt ein großer Theil der Philoſophen, vornehmlich die von der Pythagoriſchen, Platoniſchen und Alexandriniſchen Schule, dieſen Glauben begünſtiget und eine Geiſterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aberglaubens Unterſtützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Dieſe romantiſche Art zu philoſophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menſchen und ihrer Begierde nach erhabenen und wunderbaren Ideen ſchmeichelt, konnte nicht fehlen, ſich in eine deſto größere Achtung zu ſetzen, da ſie ſich, gleich den alten Myſterien (deren Stelle ſie unvermerkt einnahm), in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem Jeden einzudringen erlaubt war. Aber, je größer und abſchreckender die Schwierigkeiten, in dieſen Geheimniſſen eingeweiht zu werden, deſto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu dieſem Vorzug gelangten. Die magiſche Philoſophie, deren vorgebliche Meiſter ſich des Namens der Weiſen im erhabenſten Sinne des Wortes anmaßten (wie ſie noch bis auf dieſen Tag thun), verſprach nichts Geringeres als die größte Veredlung der Menſchheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinſchaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte ſich, den Schlüſſel zu beſitzen zu den Pforten einer unſichtbaren

geiſtigen Welt, gegen welche die ſichtbare ſich verhalte, wie die Buchſtaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloſe Zeichen ſie ſind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menſchen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geiſtern nach ihren verſchiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreiſen, Eigenſchaften und Verhältniſſen; ſie beſaß auch die Mittel, mit dieſen unkörperlichen Weſen in Verbindung zu treten, die Freundſchaft der guten unter ihnen zu erwerben, ſich die böſen zu unterwerfen und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarſten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und ſubtile Lehrbegriff und die wenig verſtändlichen Schriften eines Plotinus verloren ſich während der langwierigen Finſterniß, welche nach Zerſtörung des alten römiſchen Reichs über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeiſtern und Zauberkräften, womit der Norden, ſo wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten ſich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weiſe genährt, überhob die Adepten dieſer Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweiſen oder mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Was Wunder, daß ſelbſt während der Dämmerung, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherſtellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wiſſenſchaften vorbereitete, jene Afterphiloſophie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, Pythagoras, Platon u. ſ. w. ſich nicht nur in Anſehen erhielt, ſondern ſogar wieder eine wiſſenſchaftliche Form gewann, von welcher ſich einige der beſten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menſchen Jahrtauſende lang beherrſcht haben, ſind nicht ſo leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Geſtalten an und bedienen ſich aller möglichen Kunſtgriffe, wodurch eine des Lichts noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfaſſer der Ritterbücher geweſen; nun waren's Philoſophen, Aerzte, Naturforſcher, Chymiſten, die den populären Glauben an Geiſter-Erſcheinungen, wiederkommende Seelen der Verſtorbenen, Elementargeiſter, Kobolde, prophetiſche Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingeneſien und Metamorphoſen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weißen und ſchwarzen Magie in ihren Schutz nahmen und mit neuem Anſehen bekleideten. Der Glaube an alle dieſe Dinge war im ſechzehnten Jahrhundert ſo allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieſer Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angeſteckt geweſen wäre.

Nun hat zwar, Dank ſey dem Himmel! dieſe poetiſche Art von Philoſophie ſeitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, ſich gleichſam neue Sinne zu verſchaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu überſteigen gewußt hat, die ehmals Jedem entgegenſtanden, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen verſuchte. Die verworrenen und ungewiſſen Formen der Dämmerung ſcheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerfloſſen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu ſeyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, ſich im Beſitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirkſamkeit erweitert ſich zugleich mit dem Kreiſe unſrer Kenntniſſe. Die Natur (gleich als ob ſie eiferſüchtig ſey, ſich über ihren

verborgnen Myſterien von ſterblichen Augen überſchleichen zu laſſen, erſcheint immer wunderreicher, geheimnißvoller, unerforſchlicher, je mehr ſie gekannt, erforſcht, berechnet, gemeſſen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenloſe Schauplatz ihrer Wirkungen verſchlingt unſern Geiſt; er verliert ſich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den ſcharfſinnigſten und unwiderſprechlichſten Erklärungen Alles deſſen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden iſt, am Ende zu Befriedigung unſers Vorwitzes gewonnen, als — Erſcheinungen zu kennen, deren Urſachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß ſind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf ſeine erſten Beſtandtheile aus einander legen könnten; ſo nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft ſelbſt nachgeben muß, geiſtige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zuſammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen ſind: und ſo befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philoſophie gefunden hatte, glauben immer, daß ſie uns gerade das nicht ſagen könne, was wir am liebſten wiſſen möchten, und fühlen uns alſo um ſo geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unſre Einbildungskraft in Erwartung ſetzt und ihr eine Befriedigung zu verſprechen ſcheint, die ſie bei jener vergebens geſucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umſtand, der eine eben ſo natürliche Folge der Aufklärung iſt, als er den Geiſterſehern günſtig zu ſeyn ſcheint. Je weiter die Grenzen unſrer

Kenntniſſe hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, deſto weiter dehnt ſich auch der Kreis des Möglichen vor unſern Augen aus; und vielleicht iſt es gerade der größte Naturforſcher, der ſich am wenigſten unterſteht, irgend etwas, das nicht augenſcheinlich in die Claſſe der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unerſättliche Wißbegierde mit geſchärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen iſt; ſeitdem uns die Vergrößerungsgläſer einen Abgrund von phyſiſchen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeſte Vorſtellung hatte, aufgeſchloſſen haben; ſeitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Ariſtoteles nur geahneter Eigenſchaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forſcher faſt täglich in dem Falle iſt, auf Entdeckungen zu ſtoßen, welche die Hälfte deſſen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umſtoßen oder zweifelhaft machen: ſeitdem haben auch unſre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen eine merkliche Veränderung erleiden müſſen. Mitten zwiſchen den grenzenloſen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenſtaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenſtaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz iſt, zu deſſen Durchſchauung das Leben eines Menſchen nicht zureichte, lernt der Menſch beſcheidner von ſeinen Einſichten denken und wird immer furchtſamer, zu entſcheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er ſchon in ſeinen zu raſchen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beſchämt worden iſt. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unſrer Vorfahren

verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse für sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen, ihre Unmöglichkeit zu beweisen, Alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält, zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey, weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können, wie es möglich sey — etwas blos darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen, wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das Gewisseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so Unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr gibt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern

Augen ſeyn mag, die Erzählung ſelbſt iſt es niemals; denn es iſt einem ſeiner Vernunft mächtigen Menſchen eben ſo natürlich, eine ſolche Geſchichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieſer Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Gründe.

Laſſen wir aber einen Philoſophen auftreten und in einem ausdrücklich dazu geſchriebenen Buche mit ſcharfſinnigen und ſcheinbaren Gründen aller Art beweiſen, daß alle für hiſtoriſch wahr ausgegebene Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugniſſe beruhen; und daß dieſe Erſcheinungen, welche man ohne Einwirkung ſolcher Weſen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, ſich aus bekannten natürlichen Urſachen ſehr wohl erklären laſſen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht blos Widerſprechungsgeiſt iſt, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Phantome in unſern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieſe doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne ſie darum für etwas Allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermalen die Benennung von Perſonen von Erziehung zukommt, ſagen könne: daß ſie, ungeachtet des Unglaubens, den ſie allen Erzählungen von Geiſtererſcheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Geſellſchaft circuliren, entgegen ſetzen, im Herzen doch ſehr geneigt ſind, die Partei der Geiſter gegen einen Jeden zu halten, der ihnen entweder das Daſeyn ſelbſt oder wenigſtens alle Gemeinſchaft mit uns irdiſchen Menſchen abſprechen wollte.

Mir däucht, dieſe Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen beſondern Zuſammenhang mit der

Hoffnung (die dem Menſchen eben ſo natürlich iſt als jene), nach dieſem Leben in einem andern perſönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Geſpenſtergeſchichten genährt, welche ſehr zuverſichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte geſtützt werden, gewöhnt ſich unſre Phantaſie, die Geſpenſter und die übrigen Geiſter, deren Daſeyn auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unſichtbaren Welt anzuſehen, in welche dereinſt überzugehen unſer Schickſal ſeyn werde. Ohne einen beſondern religiöſen oder philoſophiſchen Glauben, der uns von dieſem künftigen Leben angenehme und wünſchenswürdige Vorſtellungen macht, iſt der Menſch, natürlicher Weiſe nichts weniger als geneigt, ſich dieſes Land der Seelen ſehr reizend vorzuſtellen. Es ſind ihm, wie dem guten Kaiſer Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleifarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwiſchen ſeinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, ſchneidet alle natürliche Gemeinſchaft zwiſchen beiden ab: er weiß, was er zurücklaſſen und verlieren wird; aber, was er gewinnen werde, iſt unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es alſo zwiſchen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an dieſe große Veränderung, ſo gern er ihn gänzlich aus dem Geſichte verliert, ſich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Menſch ſich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: ſo iſt ihm Alles intereſſant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich ſieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weiſe Niemand von dort zurück kommt, bemächtigt ſich Jeder, der ſich als einen außerordentlichen Geſandten oder Ueberläufer aus demſelben ankündigt — ſo unglaublich auch die Sache an ſich ſelbſt iſt — ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit.

Dieſe Vorſtellungsart liegt, wenn ich mich nicht ſehr irre, mehr oder weniger bei jedem Menſchen zum Grunde, auf welche Weiſe ſie auch durch andre Umſtände modificirt worden ſeyn mag. Der Philoſoph mag ſich ſelber noch ſo deutlich beweiſen, daß Geſpenſter und Hausgeiſter (Spiritus familiares) und Waſſernixen, welche die Kinder ins Waſſer hinab ziehen, um ſie mit Mandeln und Roſinen hübſch rund zu füttern und dann aufzueſſen, — in eine und eben dieſelbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmährchen, gehören; der Weltmann mag alle ſolche Dinge, die nach dem Aberglauben unſrer guten dummen Altvordern riechen, noch ſo witzig belächeln; und das Hofgeſindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch ſo laut und bachantiſch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philoſophen, Weltleute und luſtige Brüder ſind am Ende doch nur — Menſchen wie Andere, und (einen Jeden ausgenommen, der ein ordentliches ſcientifiſches Buch gegen die Geſpenſter geſchrieben hat) gilt auch in dieſem Stücke von ihnen Allen, was Horaz von der Natur überhaupt ſagt: „Wie verächtlich wir auch gewiſſe Gefühle, die allen Menſchen gemein ſind, von uns ſtoßen, immer gibt es Augenblicke, wo ſie uns unvermerkt überſchleichen.“ Wo die Natur den Menſchen überhaupt ſchwach gelaſſen hat, da iſt jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit ſiebenfältigem Erze verwahrt.

Dieſe Erwägungen wären allein ſchon hinreichend, uns gewiſſe auffallende Thatſachen begreiflich zu machen, wodurch ſeit einigen Jahren unſre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmal in die dickſte Verfinſterung der barbariſchen Jahrhunderte zurück zu ſtürzen ſcheint. Ein Rückfall, der Vielen nicht ſo unbegreiflich vorkommen würde,

99803

wenn ſie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der ſchwachen Seite des Menſchen gegründeten Urſachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem größten Theile der Menſchen mit der Aufklärung unter dem kleinſten Theile immer gleichen Schritt hält; ſondern, daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmteſten Liederlichkeit von jeher immer diejenigen geweſen ſind, wo die ſchelmiſchen Schlauköpfe, die von Allem dieſem zu Erreichung ihrer geheimen Abſichten Vortheil zu ziehen wiſſen, das beſte Spiel haben.

Ich berühre dieſe unangenehm ſchnarrende Saite blos darum, weil es ſehr gegen meine Abſicht wäre, wenn Jemand meine bisherigen Betrachtungen ſo ausdeuten wollte, als ob ich dem groben und, wofern er minder ſchädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unſern Tagen von dem Hang der Menſchen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine ſchwache Seite haben müſſen; wenn es ſogar wahr iſt, daß dieſe ſchwache Seite mit gewiſſen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unſrer Glückſeligkeit ausmachen, unmittelbar zuſammen hängt: ſo bleibt darum nicht weniger wahr, daß unſer angelegenſtes Intereſſe erfordert, gegen die gefährlichen Täuſchungen, denen ſie uns blos ſtellt, auf unſrer Hut zu ſeyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Myſterien der Natur ohne langwieriges und anſtrengendes Studium initiirt zu werden, der Glaube an geiſtige Beweger der Natur und an eine unſichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünſchen, die Deiſidämonie oder die Furcht vor den unſichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil ſie unſichtbar ſind, der

Wunſch, daß das Waſſer der Unſterblichkeit, das Elixir der ewigen Geſundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weiſen wirkliche Dinge und in unſrer Gewalt ſeyn möchten, ſind freilich lauter Neigungen und Wünſche, die theils dem menſchlichen Herzen, theils der menſchlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit ſehr natürlich ſind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geſchloſſenen Augen und gebundnen Händen, von Iſispriеſtern, Magen, Fakirn, Bonzen, Myſtagogen, Traumdeutern, Weiſenmeiſtern, Spähmannen und Thyrſakurn, Schatzgräbern und Geiſterbannern, wie die unwiſſendſten nord- und ſüdländiſchen Wilden, zu Narren machen laſſen ſollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unſichtbare Bären und der Wunſch, mehr zu wiſſen und zu können, als Menſchen wiſſen und können ſollen, das arme menſchliche Geſchlecht von jeher allen dieſen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geſchlagen hat: eben darum nenne ich dieſen Hang, dieſen Glauben, dieſen Wunſch — die ſchwache Seite der menſchlichen Natur; und eben darum iſt es ſo nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr iſt, durch die untrüglichen Grundſätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menſchenverſtand darbieten, auch am ſtärkſten zu befeſtigen ſuchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreier Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet, und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine active Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor Kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern

Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß beſitzt, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, es Tags darauf, ohne Vorwiſſen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuſchreiben. Eine Freundin, der ſie es zu leſen gab, konnte ſich eben ſo wenig enthalten, es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und ſo gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abſchrieb und, da er ſelbſt ein Schriftſteller iſt, die üble Gewohnheit hat, von Allem, was ihm leſenswürdig däucht, gedruckte Abſchriften in die Welt zu ſchicken.

Selmar fand, bei einer ſeiner nächtlichen Zuſammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeſchlagen auf dem Leſepult ſeines Freundes liegen. Er nahm es auf und fand mit einem ſichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchſtaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Pſychologen zu unparteiiſcher Prüfung dargeſtellte Geſchichte der wirklichen Erſcheinung ſeiner Gattin nach ihrem Tode“ war.

Ich habe dich doch nicht im Leſen geſtört, lieber Wilibald? ſagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte, wie es gelegen hatte.

Wilibald. Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar. Findeſt du es nicht auch ſonderbar, daß eine ſo merkwürdige Geſchichtserzählung wie dieſe ſo wenig Aufmerkſamkeit bei den Pſychologen und im großen Publico überhaupt zu erregen ſcheint?

Wilibald. Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel ſonderbarer vor, wenn eine ſolche Geſchichte Aufmerkſamkeit erregte.

Selmar. Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Das ſollteſt du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**ls geleſen haſt.

Selmar. Ich habe ſie geleſen und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

Wilibald. Nun dann, ſo iſt meine Antwort: weil in unſern unglaubigen Zeiten ſchwerlich Jemand lebt, der ſich

weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erſchienen ſey.

Selmar. So beweiſe wenigſtens ich mit meiner Perſon gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben Keiner von den Leichtgläubigſten und habe bei Weitem den größten Theil der Geſpenſtergeſchichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und geleſen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerlei Rubrik geſtellt; aber unter jenen allen iſt auch vielleicht nicht eine, an welcher ich ſo auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte, als an dieſer.

Wilibald. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß Herr D. W**l ſich wirklich einbilden mag, Erſcheinungen von ſeiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben: aber, ob ihm ſeine Einbildung keinen Streich geſpielt, das iſt ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus ſeiner Erzählung noch aus ſeiner Hypotheſe von der feinern Körperhülle der Verſtorbenen auf keine Weiſe überzeugen.

Selmar. Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannſt du, um der Erzählung einer geſchehenen Sache Glauben beizumeſſen, mehr verlangen, als Alles, was du bei dieſer vereinigt findeſt? Der Erzähler iſt — wie er ſelbſt mit einer Freimüthigkeit verſichert, die das Bewußtſeyn vorausſetzt, daß Niemand, der ihn kennt, das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, ſage ich, „iſt ein Gelehrter, der ſich durch Schriften über beinahe alle philoſophiſche Diſciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (ſagt er) müſſen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Geſpenſter, Geiſter u. ſ. w. geäußert und, ſo oft ſich etwas dieſer Art ereignet haben

ſollte, nichts angelegener gehabt, als die Sache mit der größten Unerſchrockenheit ſelbſt zu unterſuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und ſich und Andere von der Nichtigkeit ſolcher Hirngeſpinſter zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu ſeyn geſteht, ſich in ſeinen männlichen Jahren allmählich gemildert, ſo habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, beſonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundloſen Unglauben auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigſt entgegen zu wirken." Dieſem Charakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erſcheinungsgeſchichte, die er uns bis auf die kleinſten Umſtände darzuſtellen befliſſen iſt, einen in ſolchen Fällen vielleicht beiſpielloſen Grad von Muth, Beſonnenheit und Vorſichtigkeit gegen alle mögliche Täuſchung. Er blieb immer ſo ganz Herr über ſeine Einbildungskraft, hütete ſich ſo ſorgfältig vor jeder Ueberraſchung, jedem voreiligen Trugſchluß, leiſtete ſo treulich Alles, was von einem zuverläſſigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigſtens keine angebliche Begebenheit dieſer Art bekannt iſt, wobei derjenige, dem ſie begegnet ſeyn ſoll, nur halb ſo viel Behutſamkeit angewandt hätte, um weder von ſich ſelbſt noch von Anderen betrogen zu werden. Wenn mich nun ein ſolcher Mann in ganzem Ernſt verſichert, daß ſeine verſtorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Verſprechen zufolge, ihm bei völligem Bewußtſeyn, daß er mit allen ſeinen Sinnen wache, bei Nacht und ſogar bei hellem Tag erſchienen ſey und ihn vernehmlich angeredet habe: ſo muß ich bekennen, ich ſehe nicht, wie ich ihm meinen Glauben verſagen könnte. —

Wilibald. Nämlich, daß er ſich's wachend oder träumend eingebildet, ja! dieſen Glauben können wir ihm ohne

Beleidigung nicht verſagen: aber, zu glauben, daß die Verſtorbene ſelbſt ſich ihm in eigener Perſon wirklich dargeſtellt habe, dazu finde ich, wie geſagt, in ſeinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünſchen mag, als ich, ſich von der Realität einer ſolchen Erſcheinung überzeugen zu können.

Selmar. Ich bin ſehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannſt.

Wilibald. So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigeſt mich, in eine Unterſuchung einzugehen, womit wir vor der Geiſterſtunde ſchwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine. Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienſt erweiſen, wenn ſie ſo artig wäre, ſelbſt zu kommen und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er ſie wirklich geſehen habe. Das würde uns ohne weitere Unterſuchung auf einmal aus dem Wunder helfen. —

Wilibald. — oder uns noch zehnmal tiefer hinein werfen.

Selmar. Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, ſich eine ſolche Erſcheinung zu wünſchen, und getrauten ſich, ſie auszuhalten?

Blandine. Warum nicht? Was ſollte ich von einem guten Geiſte zu befürchten haben? Zumal in ſo guter Geſellſchaft —

Wilibald. — und da die Geiſter der Verſtorbenen, wie der größte aller Geiſterſeher Swedenborg bezeugt, ſich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar. Ich denke doch, wir würden alle drei große Augen machen, Blandine, wenn wir einen ſolchen Beſuch

bekämen; ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber, weil ſich doch wohl auf eine ſolche Gefälligkeit gegen unſre Sinnen von Seiten der ſeligen Frau Doctorin keine Rechnung machen läßt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einſtweilen meinem Verſtande zu Hülfe kommen und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wollteſt, die du gegen die Erſcheinung der W**lſchen Gattin zu machen haſt. Alles, was ich mir dabei ausbedinge, iſt, daß du dich, da ich kein Philoſoph von Profeſſion bin, ſo viel möglich zu mir herablaſſeſt und nichts vorbringeſt, wozu mehr als Menſchenverſtand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald. Du ſollſt dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Alſo ohne Weiteres zur Sache oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Factum ſelbſt nennt. Die Dame, die dieſes ſonderbare Duodrama mit ihm ſpielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenſchaften ſchildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen ſchleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entſchiedene Waſſerſucht herbeiführte, wie der Herr Doctor als Phyſiolog vermuthet hatte, ungeachtet ſein damaliger Arzt dieſe Vermuthung lächerlich fand und behauptete, „daß eine ſo ſtarke, große, robuſte und junge Frau in ihren beſten Jahren eher alles Andere in der Welt bekommen könne als die Waſſerſucht.“ Gleichwohl traf die Vorherſehung des ſcharfſichtigern Gemahls nur zu bald ein; und wiewohl ein anderer geſchickterer Arzt die Waſſerſucht dreimal hob, ſo mußte doch, da ſie zum vierten Mal wieder kam, auch dieſer geſtehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunſt an dieſer hartnäckigen Krankheit ſcheitern werde. Nun begab ſich's, „da der Tod in den beiden letzten Monaten

ſchon ganz unvermeidlich ſchien," daß Herr D. W**l (deſſen philoſophiſcher Apathie und jovialiſcher Fröhlichkeit auch eine ſo traurige Ausſicht nichts anhaben konnte) ſeine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernſte bat, ihm (wenn es ihr anders möglich ſeyn ſollte) auf irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erſcheinen; damit er, wiewohl von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele als Menſch und als Chriſt überzeugt, auch als Philoſoph von der lebendigen Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dieſem Leben auf immer außer allen Zweifel geſetzt werden möchte." — Die gefällige Frau, wiewohl ſie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines ſolchen Verſprechens möglich ſeyn würde," gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernſt ihr Wort, daß ſie ihm wo möglich nach ihrem Tod erſcheinen wolle; nahm aber ihr Verſprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Philoſophen, der ihr ſo etwas zumuthete, billig hätten beſchämen ſollen) wieder zurück und bat ihn ſehr ernſtlich, ſie desſelben zu entlaſſen: entweder weil ſie in Geheim befürchtete, daß ſie durch ihr gegebenes Wort gezwungen ſeyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erſcheinen; oder weil ſie die Erfüllung desſelben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein ſie loszählen könne." Dieſer entließ ſie alſo ihres Verſprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Juli, erhielt Herr Dr. W**l einen Beſuch von ſeiner alten Mutter und der älteſten Tochter ſeines Bruders. Abends, da ſie in der Hinterſtube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doctorin geſtorben war, in traulichem Geſpräche beiſammen ſaßen, ſagte die Mutter auf einmal: Ich begreife nicht, was

mit dem Lichte vorgeht; der Wind ſcheint es beinahe auszulöſchen, und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenſter iſt auch zugemacht, und es iſt kein Zug auf dem Tiſche möglich. Ei, ſagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafcabinet brauſt und hier mit dem Vorhang weht! Er muß alſo doch gehen. — Um ſich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brauſenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben ſcheint) das Fenſter, „konnte aber nicht den geringſten Luftzug oder auch nur ein ſanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr ſchien die ganze Natur zu ſchlummern und vom höchſten Grade der Hitze ermattet dahingeſunken zu ſeyn.“ — Nun, Blandine, was ſagſt du zu dieſem Wunder?

Blandine. Es iſt offenbar, ſollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuſcht wurden, oder das Wehen und Brauſen eine Urſache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Urſache allerdings; aber was für eine natürliche Urſache läßt ſich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Urſache, wenn ich ſie gleich nicht immer beſtimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas ſehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Urſache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen ſeyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beſchaffenheit ſeiner Wohnung aufs genaueſte zu beſchreiben.

Selmar. So viel wenigſtens ſagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenſter in die Stube, worin ſie ſich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieſes kleine Fenſter verſchloſſen geweſen, ſagt er nicht ausdrücklich. Es iſt alſo zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrauſe in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fenſterſcheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tiſche hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schweſter! Auch unſer Philoſoph war nicht weniger unglaubig als du und ſuchte (wie er verſichert) den beiden Perſonen das bemerkte Wehen und Windbrauſen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im mindeſten an etwas Anderes zu denken.“ Die Sache mußte ihm alſo als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er ſeine natürliche Erklärung den Leſern um ſo weniger vorenthalten ſollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, ſeine Erzählung ohne alle Noth und wo ſeine Umſtändlichkeit für die Hauptſache ganz überflüſſig iſt, bis zum Ueberdruß der Leſer in die Länge und Breite auszudehnen. Noch ſonderbarer iſt, daß „Tags darauf derſelbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerkſamkeit der drei anweſenden Perſonen im Ganzen (wie Herr W. ſich ausdrückt) noch weniger auf ſich zog als Abends zuvor; wiewohl auch an dieſem erſten Auguſt kein wehendes Lüftchen in der Atmoſphäre zu ſpüren war.“ — Ungeachtet dieſer wenigen Aufmerkſamkeit auf ein ſo außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor ſelbſt ſehr natürlich ſcheint) ging er dennoch „erſt ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsſtock in das Schlafcabinet, um zu ſehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenſter offen ſtänden und den Zug beförderten.

Aber Alles war zu, und nicht der geringſte Zug vorhanden.“ — Nun erklärte der Herr Doctor dieſes ganze Wehen theils für ſinnliche Täuſchung, theils für etwas ſehr Natürliches, weil doch wenigſtens die Thür offen ſtehe, „ohne daß er auch jetzt ſich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er ſagt) ſich einfallen laſſen konnte.“ Ich geſtehe, daß ich dieſe Unmöglichkeit nicht einſehe; im Gegentheil, jeder Andere in ſeiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchſt natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes genöthigt worden ſeyn, an das ehemalige Verſprechen der kürzlich Verſtorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit ſeiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß ſie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, iſt es denn etwas ſo Undenkbares, daß der mehrbeſagte unerklärbare Wind eine Art von ſchonender Anmeldung ſeyn konnte, wodurch ſie ihren Gemahl zu einer künftigen Erſcheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit dieſem anſcheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen ſeyn könnte.

Selmar. Laſſen Sie hören!

Blandine. Man hat Beiſpiele, daß es muthwillige Spaßvögel gibt, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, mit ſo hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unſer Doctor zu ſeyn ſcheint, bei Gelegenheit ihr loſes Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwiſchen Herrn W. und ſeiner ſterbenden Gattin, des Erſcheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf dieſe oder jene Art einem ſolchen Spaßmacher zu Ohren gekommen ſeyn? — Bei nächtlicher Weile läßt ſich leicht eine kleine

Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenſter, die der großen Hitze wegen offen ſtanden, anlegen. Braucht es ſodann mehr als einen tüchtigen Blaſebalg, um in dem Schlafcabinet ſo viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anſtoßenden Zimmer durch die offenſtehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypotheſe läßt ſich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen ſehen, unſre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieſer in ihrer Art einzigen Geſpenſtergeſchichte. Am Abend desſelben Tages legt ſich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber ſo wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten ſchlafen und ſieht ſich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an ſeine gelehrten Arbeiten, Beſchäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an ſeine ſelige Frau) zu denken.“ — Auf dieſe Weiſe „war es bei ſtiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind ſich erhob und zuerſt zu dem kleinen, offenſtehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfenſterchen, von dem vorderſten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein, ſo ſtark zu blaſen ſchien —“

Blandine (zu Selmar leiſe). Merken Sie ſich den Sturmwind, der zu blaſen ſcheint —

Wilibald. — daß ſein Deckbette wirklich in eine ſtarke Bewegung gerieth. „Sein erſter Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieſes frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er ſein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Geſicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch

denſelben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders war, als ob ihm Jemand ſein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle.“ — Deſſenungeachtet ließ ſich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anderes als ein wirklicher Sturmwind ſo unhöflich ſeyn könne. Ich will doch aufſtehen, dacht' er weislich, und die Fenſter zumachen. Geſagt, gethan! Aber, als er zu den Fenſtern auf die Straße hinaus ſah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenſter auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verſpüren. Das ſcheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu ſeyn, und dennoch machte es auf den hartgläubigen Mann „nicht den mindeſten Eindruck.“ Er ging ruhig in ſein Bette zurück; freilich nicht, um zu ſchlafen, ſondern blos, „um ſeine unterbrochnen Meditationen weiter fortzuſetzen, ohne ſich vor der Hand um dieſen Zufall weiter zu bekümmern.“

Was für eine Vorſtellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen ſollen? Er hört mitten in der windſtillſten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufſteht, um ſich genauer zu erkundigen, überzeugt er ſich, daß nicht das leiſeſte Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, ſich darüber zu verwundern und der Urſache eines ſo unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikuräiſche Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indeſſen beweiſet es mir die erſtaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieſer Geſchichte, und wie wenig dieſe unerklärbaren Ereigniſſe auf ſeine Einbildung wirkten, wie völlig er alſo in der Verfaſſung war,

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiſte zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich ſtark in die Augen, daß unſer Philoſophus dieſe Meinung von ſich zu erwecken befliſſen iſt, um deſto glaubwürdiger zu ſcheinen, wenn er endlich, nach ſo vielem Präambuliren, zur Hauptſache kommen wird. Indeſſen bleibt gerade dieſe ſeine Gleichgültigkeit, wenn ſie nicht angenommen iſt, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem beſagten Sturmwinde nicht ſo ganz richtig zugegangen ſeyn müſſe. Es könnte leicht ſeyn, daß Blandinens Blaſebalg hier im Spiel geweſen wäre. Vierzehn ſchlafloſe Nächte hinter einander müſſen endlich den kälteſten Kopf erhitzen, die derbſten Fibern ſchlaff, und die ſtärkſten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der ſich in dieſem Falle befindet, zwiſchen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blaſebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenſter und Thüren ſtanden offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen ſehr deutlichen Begriff machen können — ſcheint doch ſo beſchaffen zu ſeyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypotheſe dieſen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der ſo feſt entſchloſſen war, keine Geſpenſter zu glauben, um ſo leichter zu täuſchen, je weniger Mißtrauen dieſer in ſich ſelbſt ſetzte. Und daß der Sturmwind ſo gar arg nicht geweſen ſeyn könne, läßt ſich auch ſchon daraus ſchließen, daß Herr W**l ſo wenig daraus machte, ihn in ſeiner Dankſagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, ſobald er ſich von der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette ſtieg, „ohne die Sache des geringſten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das ſeinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in ſeinen Alkoven zurückkehren wollte, ſchlug ſein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu ſchlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräuſch (des Sturmwindes oder des aufſteigenden Doctors?) munter geworden war und ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, geſcharrt hatte. Nichts ſcheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geſchlafen, durch das Geräuſch, das der Herr Doctor beim Aufſtehen machte, halb aufgeweckt und ſeinen Herrn witternd, ſich ohne anzuſchlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erſt, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis ſeiner Wachſamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (deſſen Imagination ſo unthätig nicht geweſen ſeyn mochte, als er uns glauben machen will, und der ſich plötzlich erinnert zu haben ſcheint, daß die Hunde, wenn ſie ein Geſpenſt wittern, vor Furcht keinen Laut von ſich geben ſollen) „fand es ſonderbar,“ daß der Mignon, der ſonſt bei jedem Geräuſch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringſten Laut von ſich gab. „Du willſt doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich ſeyn ſollte, daß etwa deine ſelige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: „Wer da? Biſt du's, Hannchen?“ — Und ſo that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem ſcherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, ſagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfenſterchen nach dem Vorſaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräuſch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es ſilberhell in dem Alkovenfenſterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran ſchnippte. „Sogleich (fährt er fort) ſprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und unterſuchte den vom Mond erhellten Vorſaal, die Treppen und das ganze Haus, ſo weit es nicht verſchloſſen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.“

Ich muß geſtehen, ſagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es ſchien, über das, was er geſtehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn ſie die Katze war, die durch das Fenſterchen nach dem Vorſaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fenſterglas klirren machte, in der That für einen ſeligen Geiſt ein ſehr ſonderbares, um nicht zu ſagen, albernes Späßchen mit ihrem geweſenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht ſo gröblich an ihr verſündigen und einer ſo verſtändigen, guten und chriſtlichen Frau, wie Herr W**l ſie uns weitläufig abgeſchildert hat, eine ſo unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr ſelbſt ſo ſcherzluſtiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß ſie ſich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte,“ lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Weſen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfenſterchen hinausſchlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräuſch wie etwa eine Katze macht, dieſes unbekannte Weſen eine wirkliche leibhafte Katze

geweſen ſey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was ſie darin geſucht, warum ſie ſich durch das Fenſterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geſchehen müſſen, um an dem vermuthlich wackelnden Glaſe ein ſilberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem dieſem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verurſachte, ſo erklärt und begreift ſich jeder Umſtand von ſelbſt; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verſchloſſen fand. Denn, daß die Katzen, wenn ſie nur erſt eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuſchließen brauchen, um ſich aus dem Staube zu machen, kann für einen ſo geübten Naturforſcher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte dieſe kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchſt unbedeutender Ereigniſſe das Gehirn des guten Mannes ſo ſtark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, ſeine Mitbürger, erzählten, er habe ſich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm ſeine Köchin vorgeſetzt, nach Honig röchen und ſchmeckten, bis ihm dieſe endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefſinnige Leute überſehen oft die wahre Urſache eines Dinges blos deßwegen, weil ſie ihnen vor der Naſe liegt. Die Einbildungskraft unſers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Urſache dieſer frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blaſebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der ungläubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene

Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht ſtehen müſſen, ihren ſchon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte ſie ſich wohl gar entſchließen müſſen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigſtens freundlicher geweſen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es ſcheint, ihm dein Daſeyn manifeſtirt hätteſt. Aber, ernſthaft von einer ſo ernſthaft poſſirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das ſeltſame Schwanken des Doctors zwiſchen ſeinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart ſehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres ſeyn als dieſe pathetiſche, wiewohl mit leiſer Stimme (als ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht vorausſetzte, daß ſie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch ſchon durch die bloſe ſo naiv treuherzige und argloſe Art, wie er ſich ſelbſt und ſein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen ſollte. Bedenke wenigſtens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun iſt, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm ſeine verſtorbene Frau wirkliche Beweiſe von ihrer fortdauernden Perſönlichkeit in einem neuen geiſtigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da iſt denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bei dieſem Experiment mit der größten Aufmerkſamkeit und Geiſtesgegenwart und mit der behutſamſten Vorſicht zu Werke gegangen. Denn noch in derſelben Nacht, wo ihm alle dieſe ungewöhnlichen Dinge

begegnet waren, ſchrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tiſch, um ſich früh Morgens deſto feſter davon überzeugen zu können, daß es keine Täuſchung ſeiner Phantaſie geweſen. Sein Eifer, hinter die wahre Urſache jener ihm unerklärbaren Ereigniſſe zu kommen, war ſo groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Verſuch mit dem Alkovenfenſterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben ſo wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er ſich ſelbſt zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja ſogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel ſeyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber, da er nicht einſah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm ſelbſt geſehen zu werden: ſo gibt er dieſe Hypotheſe wieder auf; zumal, da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandſeite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Beſten haben wolle, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Menſch im Hauſe etwas von der Sache wußte, theils weil er in ſeinem Schlafcabinet jede Katze, alſo noch mehr jeden Menſchen draußen auf der Treppe hätte ſchleichen hören.“ Da er ſich alſo dieſe Dinge ſchlechterdings nicht aus natürlichen Urſachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß ſeine Verſtorbene vielleicht daran Theil habe, ſich ihm wider ſeinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar dieſem Gedanken ohne die vollſtändigſte Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer ſolchen Erſcheinung keinen entſchiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen, bei dieſer Gelegenheit

einen Verſuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht ſchämte, daß verſtändige Leute, wie wir zu ſeyn glauben, ſich länger bei ſolchen Armſeligkeiten aufhalten ſollten, ſo hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unſers Philoſophen, ſich die Abenteuer dieſer Nacht aus natürlichen Urſachen zu erklären, einzuwenden. So beweiſen z. B. alle vergebliche Verſuche, die er angeſtellt, um noch einmal einen ſo hellklingenden Ton aus dem Alkovenfenſterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Urſache zufälliger Weiſe eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunſt nicht wieder zu bewirken iſt, kommen ſo häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu ſagen. Eben ſo iſt es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienſtmagd oder auch eine andere Perſon im Hauſe ein eben ſo leiſes Gehör gehabt haben könnte, als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er ſich etwa mit ſeiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. Auguſt beſprochen; ſo daß Herr W**l leicht zu raſch urtheilen könnte, da er die Dazwiſchenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber, wenn wir auch ſo gefällig ſeyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das ſel. Hannchen ſey ſelbſt der Spaßvogel geweſen und habe ſich wirklich eine kleine, zwar unſchuldige, aber etwas kindiſche Kurzweile mit ihrem ehemaligen Eheconforten gemacht; ſie ſey es geweſen, die den übernatürlichen Windſtoß in ſeiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er ſich im Bette von der Wand wegkehrte,

eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr Dr. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinem Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich ſtarken Geiſt gelten möchte, der durch nichts aus ſeiner Faſſung zu bringen iſt und ſich nur auf handgreifliche Beweiſe ergibt: ſo ſcheint er wohl ſelbſt gefühlt zu haben, wie übel es ſich ſchicken würde, wenn es das Anſehen hätte, als ob er ſich durch ſo zweideutige Anſcheinungen von ſeinem Unglauben bekehren ließe. Aber gibt er denn nicht durch die feierliche Anrede an ſein Hannchen — ſelbſt indem er ſie verſichert, noch immer der alte Thomas zu ſeyn — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That ſcheint dieß, wenigſtens in der Nacht zwiſchen dem 2. und 3. Auguſt der Fall geweſen zu ſeyn. Aber ſchon am folgenden Nachmittag hatte er dieſe kleine Anwandlung von menſchlicher Schwachheit ſo völlig wieder überwunden, daß er ſeinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs poſitivſte verſicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anweſenheit ſeiner Gemahlin halten: nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz ſichere könnten ihn davon überzeugen; ſie müßte ihm NB. in eigner Perſon erſcheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwohl iſt aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht recht wußte, was er wollte. Er verſichert den Advocaten K. (deſſen kindiſche Geſpenſterfurcht mit der prahleriſchen Herzhaftigkeit unſers Philoſophen ſehr komiſch contraſtirt), „daß er zwar, wie bisher ſo auch künftig, in allen Fällen vorſichtig und behutſam, aber auch unerſchrocken, muthig und entſchloſſen ſeyn werde und daher dieſen Abend in derſelben Kammer und in

demſelben Bette, worin ſeine Frau geſtorben, ganz ruhig zu ſchlafen gedenke, indem er verſichert ſey, daß ihr Geiſt die Erde verlaſſen habe, um dieſelbe niemals wieder zu begrüßen. Indeſſen ſollte ihm doch ihre Erſcheinung das größte Vergnugen machen, weil dadurch ſein Wunſch erfüllt würde, ſich auch als Philoſoph auf immer von der perſönlichen Fortdauer unſers Geiſtes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten ſey da ohnehin nichts, weil ſie ihm, ſelbſt bei einer handgreiflichen Erſcheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, daß ſie (wie er glaubte) ihm in keiner andern als in Geſtalt eines körperloſen Schattens und blos luftigen Weſens erſcheinen könnte. „Doch ich werde (ſetzt er ſogleich hinzu) nichts von dem Allen ſehen, empfinden, erfahren, ſondern vortrefflich ſchlafen und blos im Traume mich ſehr angenehm mit der Verblichenen kindlich unterhalten, nur im Traume ſie erblicken und vielleicht gar umarmen; nur auf dieſe Art wird ſie mir erſcheinen; ſonſt glaube ich an keine andere Wiedererſcheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte.“ Die Erfahrung rechtfertigte ſeine Vorausſehung: er ſchlief in Hannchens Sterbebette ſo gut, wie er ſeit langer Zeit nicht geſchlafen hatte; auch erſchien ſie ihm im Traume (was ſie ſeit ihrem Tode faſt alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er ſich ausdrückt) durch freundſchaftlichen Umgang ihre liebevolle Geſinnung gegen ihn. Eben dasſelbe widerfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er ſchlief, blos im lieblichen Traume mit der „Verſtorbenen auf die angenehmſte Art beſchäftigt,“ ungeſtört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, ſo überzeugt, als er iſt, daß ſeine Frau ihm auf keine andere Art als im Traume erſcheinen könne und bei ſeiner mehrmaligen Entſchließung, ruhig abzuwarten,

bis ſich etwa eine natürliche Auflöſung des Unbegreiflichen in ſeinem Abenteuer ergeben möchte, ſollte man, ſage ich, nicht meinen, er werde ſich nun mit der außerordentlichen Geiſtesſtärke, auf die er ſich ſo viel zu Gute thut, dieſe Dinge aus dem Sinne ſchlagen, ſich den Kopf nicht vergebens „auf ſeinem Sopha mit ernſthaftem Nachdenken darüber" zerbrechen und ſich dadurch recht gefliſſentlich in dem ewigen Schwanken zwiſchen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechſelweiſe ein dementi geben, zu erhalten ſuchen? Aber theils ſein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, ſein tägliches Brod (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, ſich zu erkundigen, was in der letzten Nacht vorgegangen, und ihm mit ſeinem unermüdlichen Deraiſonniren den Kopf zu verwüſten, laſſen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geſchlafen, ohne (außer den bloſen Traumbildern von der angenehmſten Art) durch irgend etwas geſtört worden zu ſeyn," es endlich mit ihm zu neuen Erſcheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloſes Kinderſpiel ſind?

Blandine. Wirklich? Du erregſt meine ganze Neugier, Bruder. Ich geſtehe meine Schwachheit; nächſt einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübſche Geſpenſtergeſchichte, zumal wenn ſie mir die Haare ein wenig zu Berge ſtehen macht.

Wilibald. So gut wird es dir hier ſchwerlich werden, liebe Blandine. Indeſſen behandelt doch Herr W**l die Sache ernſthaft genug, um uns zu reizen, ein wenig genauer nachzuſehen, was an der Sache geweſen ſeyn könnte. Nachdem der Herr Doctor (wie geſagt) in drei Nächten nichts

Außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apoſtrophirt er ſeine Verſtorbene abermals in einer Anrede, welche drei Seiten ſeines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig iſt. Man ſieht daraus (das gute Hannchen wenigſtens müßte gar zu treuherzig geweſen ſeyn, wenn ſie ſich durch ſeine glatten Reden hätte verleiten laſſen, es nicht zu merken), daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er verſichert ſie zwar, als ein Mann, der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdauernden Leben ihres Geiſtes nicht zweifeln wolle, da ſie ſelbſt auf ihrem Sterbebette ſo feſt davon überzeugt geweſen ſey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Menſch, noch als Chriſt, aber, leider! „als Philoſoph bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkürlich bemerke u. ſ. w.“ Gleichwohl „wolle er ſich mit dem erlebten (zu ſeiner Ueberzeugung freilich nicht zureichenden) Facto, wenn es anders von ihr herrühren ſollte, lieber begnügen, als ihren Geiſt durch Bitten und Wünſche beunruhigen, ihm leibhaft und ſinnlich wahrnehmbar zu erſcheinen. Er glaube nun auch die Unmöglichkeit der Gewährung eines ſolchen Wunſches um ſo gewiſſer einzuſehen, da er ſich verſichert halte, ſie würde, wenn es in ihrer Macht ſtände, ſolchen aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfüllen und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer unausſprechlichen Ergebenheit geben; zumal da er nun bereits drei Nächte in ihrem Sterbebette gelegen, ohne das Geringſte außer ihrer Erſcheinung in ſeinen Träumen bemerkt zu haben.“ — In dieſer Gemüthsverfaſſung nahm er dann gleichſam auf immer Abſchied von ihr mit der wiederholten Verſicherung, ſie auch nicht durch den leiſeſten

Wunſch wieder in ihrer Seligkeit zu ſtören. „Jeder Gedanke daran“ (ſo beſchloß er ſeine lange und zärtliche Apoſtrophe an die ſanfte, gute, theure Seele) „ſoll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt ſeyn!“ Um dieſem löblichen Vorſatz deſto getreuer bleiben zu können, beſchloß er weislich, dieſe Nacht wieder in ſeinem eigenen Bette vorn im Alkoven zu ſchlafen und alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieſer Veränderung ſeiner Schlafſtätte merken, und nicht etwa irgend ein liſtiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich ſpielen könne.

Blandine. Er ſcheint alſo doch ſelbſt auf den Gedanken der Möglichkeit einer ſolchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu ſeyn?

Wilibald. Auch ſchmeichelte er ſich, ſeine Maßregeln ſo gut genommen zu haben, daß er von dieſer Seite ganz ſicher ſeyn könne. Er ſchlich ſich gegen Mitternacht nach ſeiner gewöhnlichen Schlafſtätte und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringſte Geräuſch, Schleichen und dergleichen bemerken zu können.“

Blandine. Begreift ihr etwas von dieſem ſeltſamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende dieſe Vorſichtsmaßregeln, dieſes ſtundenlange Lauſchen, wenn er nicht die mindeſte nähere Aufforderung erhalten? Drei Nächte hatte er ruhig und ungeſtört in ſeines Hannchens Sterbebette geſchlafen; er durfte alſo hoffen, daß es auch in den folgenden ſo ſeyn würde; warum denn verändert er ſeine Schlafſtätte? Und da er der Verewigten ſo feierlich verſprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine ſinnliche Offenbarung ihres Daſeyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenſtunde lang ganz Ohr zu ſeyn und zu lauſchen, wo nicht das Geringſte zu erlauſchen war?

Wilibald. Du ſiehſt, Blandine, daß der gute Doctor, trotz ſeinem männlich nachdrücklichen Entſchluß und Verſprechen, ſich das Experiment, das er ſo gern hätte anſtellen mögen, nicht aus dem Kopfe ſchaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung deſſen, was ihm nun bald begegnen ſollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauſchens überdrüſſig und (wie natürlich) verlaſſen vom wohlthätigen Schlaf, ſich NB. ohne dabei unaufmerkſam auf irgend etwas vor ſeinem Saale zu ſeyn, ſeinen gelehrten Meditationen überließ: ſiehe! da kam es ihm, als er gerade eine höchſt intereſſante Idee gefaßt hatte, vor, als öffnete ſich ganz leiſe ſein Alkovenfenſterchen, welches er (wohl zu merken!) vorher feſt zugeſchoben hatte.“ Sogleich war er leiſe auf den Füßen, horchte, ſchlich ſich hinaus und öffnete pfeilſchnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringſte gewahr zu werden. Zwar das Fenſterchen (ſagt er) war wirklich geöffnet, im Hauſe aber Alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr; wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn alſo auch,“ ſetzt der ſcharfſinnige Mann hinzu, „irgend ein ſchlauer Fuchs herumgeſchlichen wäre (der aber in dieſem Hauſe gar nicht anzutreffen war), ſo hätte ich denſelben gewiß auf den knarrenden Treppenſtufen bemerken müſſen und können.“

Blandine. Da wird alſo der Verdacht wohl wieder auf dem ſeligen Hannchen ſitzen bleiben?

Wilibald. Keinesweges! Wenigſtens war unſer Mann von einem ſolchen Argwohn weit entfernt. Ich ſchob, ſagt er, mein Fenſterchen wieder feſt zu, verwahrte es beſtens und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denſelben bemerkt haſt, noch jetzt gewahr werden kannſt.

Blandine. Hat man wohl jemals erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein feſt zugeſchobenes Fenſter aufgeſchoben hätte? Was ſagen Sie dazu, Selmar?

Selmar. Ich muß geſtehen, mir kommt es unmöglich vor, daß ſogar ein heftiger Wind das feſt zugeſchobene Alkovenfenſterchen hätte aufſchieben können.

Blandine. Alſo Hannchens Geiſt?

Selmar. Das begreif' ich eben ſo wenig als der Doctor — aber —

Wilibald. So werden wir das Wunder entweder unerklärt laſſen oder unſre Zuflucht, wo nicht zu einem herumſchleichenden ſchlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müſſen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hauſe (worin alle Thüren und Treppen knarren) beſſer kannte als unſer Doctor. Wenigſtens wundert's mich, wie der letztere, der ſich ſelbſt weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind ſey vermögend geweſen, das Fenſterchen aufzuſchieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter geweſen ſeyn könnte? Wer mit dem angeſtrengteſten Lauſchen und Horchen einen ſo ſtarken Wind überhören kann, ſollte der nicht eben ſo leicht einen leiſen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können!

Blandine. Man ſollt' es meinen.

Wilibald. Wenn es die Verſtorbene war, die das Fenſterchen aufſchob, ſo iſt (wie Selmar ſelbſt geſteht) ſchlechterdings nicht abzuſehen, was ſie damit wollte? Hatte er ſich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr iſt, hatte

er nicht auf alle Anſprüche an dergleichen Erſcheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn ſie ſich ihm alſo gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte ſie ein ſo zweckwidriges Mittel?

Blandine. Es müßte nur ſeyn, weil ſie ſich vielleicht durch dieſen neuen Verſuch, der ſchon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erſcheinung vorbereiten wollte. Ich ſtelle mir vor, daß es den Verſtorbenen mit den neuen ätheriſchen Leibern, die ſich ihnen anbilden ſollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Verſuche und Uebungen braucht, bis ſie ſich desſelben nach Willkür zu bedienen wiſſen.

Selmar. Das läßt ſich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch ſeine eigne Theorie von dem ſubtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdiſchen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit ſich nimmt, auf dieſe oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald. Die Theorie, die du im Sinne haſt, und die er uns im Verfolg mit ſeiner gewohnten Redſeligkeit vorträgt, ſcheint damals nur noch als ein ungebildeter Embryo in ſeinem Kopfe gelegen zu haben; ſonſt würde er doch wohl das leiſe Aufſchieben des Fenſterchens eher ſeinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeſchrieben haben. Wie dem aber auch ſeyn möchte, genug, er ſetzte ſich vor, den fatalen Vorfall möglichſt zu vergeſſen, verſchwieg ihn ſogar ſeinem Freunde K. abſichtlich und „marquirte auch an dieſem Abend den Umſtand, daß er ſein Nachtlager abermals vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgeſuchteſte Art," ungeachtet er ſich aufs vollkommenſte von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend

Jemand in oder außer dem Hauſe ein muthwilliger Streich geſpielt werden könne.

Blandine. Wozu alſo eine ſo außerordentliche Vorſicht?

Wilibald. Vermuthlich glaubte er, man könne in einem ſolchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte ſich wenigſtens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauiſcher Vorſicht und Wachſamkeit habe fehlen laſſen, auf alle Weiſe ſicher ſtellen. Aber Alles vergeblich! In der nächſtfolgenden Nacht, als er ſich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete ſich das Fenſterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringſte zu bemerken war.“

Blandine. Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald. Und was würdeſt du nun an ſeinem Platze gethan haben, Schweſter?

Blandine. Vorausgeſetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerſchrockenheit und Beſonnenheit des Herrn Doctors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelaſſen zugeſehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald. Man ſollte denken, das wäre, was jeder geſetzte Mann an ſeiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weiſe beſitzt Herr Dr. W**l zu aller der Vorſicht und Wachſamkeit, kühnen Entſchloſſenheit und unerſchütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in ſeinem Buch nicht oft und ſtark genug anpreiſen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewiſſen Umſtänden, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, wie ein Bergſtrom unaufhaltſam losbricht. Es iſt zu beklagen, daß dieſes ungeſtüme Temperament gerade in dieſem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerkſamkeit dem Beobachter ſo nothwendig geweſen wäre. Anſtatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! und dieß ſo laut, daß ſein Mignon es hinten hörte und

anſchlug.“ — Ich war (ſind ſeine eignen Worte) mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſogleich mit Allem verſehen (womit, ſagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) und zur Saalthür hinaus, unterſuchte Alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand nichts.

Selmar. Aus dieſem Benehmen iſt, däucht mich, klar, daß Herr W**l, trotz ſeiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem ſchlauen Fuchs ein loſer Streich geſpielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fenſterchen könnte doch wohl von einem mit Fleiſch und Bein bekleideten Geſpenſte geöffnet worden ſeyn.

Wilibald. Aber auch in dieſem Falle würde er beſſer gethan haben, anſtatt ſo laut aufzuſchreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an ſich zu halten und zu lauſchen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeſchobenen Fenſterchen ſeyn möchten. Jetzt war es Zeit zum Lauſchen, und da hätte ihm ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit gute Dienſte thun können. Denn, wenn der Spuk von einer Perſon herrührte, die den Herrn Doctor zum Beſten haben wollte, ſo war vorauszuſetzen, dieſe werde ihre Maßregeln ſo genommen haben, daß ſie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um ſich den Nachforſchungen des geäfften Doctors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette ſprang, in ſeinen Schlafrock ſchlüpfte, ſich mit allem Nöthigen verſah und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die geſpannke Aufmerkſamkeit kam nun zu ſpät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutſamen und behenden Schleicher zu einem ſchleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine. Es iſt wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigſtens keine genaue und vollſtändige Beſchreibung von allen Theilen ſeines Wohnhauſes und von deſſen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns beſſer überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm geſpielten künſtlichen Betrug zu erklären ſeyen oder nicht. Denn ſeine Verſicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und ſein feſter Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner reichen nicht zu, einem unglaubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem ſeine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich geweſen war?

Wilibald. „Verdrießlich (ſagt er) ging ich zur Ruhe, mit dem feſten Vorſatz, nun vollends an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken und in meinem Alkoven übrigens Alles ruhig abzuwarten, wenn ja irgend einmal etwas ſich ereignen ſollte, welches doch unmöglich von außen herrühren konnte, wenigſtens von keinem Menſchen."

Blandine. Dieſen feſten Vorſatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er ſchon mehr als einmal gefaßt und immer ſchlecht gehalten. Mir iſt unbegreiflich, wie ein ſo beſonnener Mann nicht wenigſtens nach dieſem neueſten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrſcheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieſer Art geſichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfenſterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeſchoben, ſo oft es von der unſichtbaren Hand aufgeſchoben worden war: aber was hatte das geholfen? An ſeiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette, was man

will, das Fenſterchen würde nicht wieder aufgeſchoben worden ſeyn.

Wilibald. Sehr wahrſcheinlich; es ſey nun, daß ein loſer Schelm oder das wohlſelige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigſtens zeigte ſich's, daß auch die letztere, da ſie ihm, in der zweiten Nacht auf dieſe, ſichtbar erſchien, nicht anders als durch das aufgeſchobene Fenſterchen herein kommen konnte.

Blandine. Sie machte alſo doch endlich Ernſt aus der Sache? Das freut mich. Ich bin ſehr begierig zu hören, wie die liebe Dame ſich dabei benahm, ſie, die ihm bisher ſchon in Traumbildern von der angenehmſten Art ihre unausſprechliche Ergebenheit ſo oft bewieſen hatte.

Wilibald. Vermuthlich brauchte ſie zu einer ſichtbaren Erſcheinung etwas mehr Anſtalten. Sie ließ ihn alſo in der nächſtfolgenden Nacht ungeſtört, ſogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag ſchlafen. Unſer Mann war darüber ſo vergnügt, „daß er, um ſich auf alle Art zu zerſtreuen, ſich von ſeinem Freunde K. in Geſellſchaft führen ließ.“ Das Mittel ſchlug an. „Heiter, vergnügt und zerſtreut (ſind die eigenen Worte des Herrn Doctors), Sorgen und Kummer vergeſſen, aber nicht im Geringſten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauſcht, ſondern ſeelenvergnügt und bei vollem Verſtande kehrte ich Abends nach Hauſe und ſang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen u. ſ. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken, und mich um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine. Hannchen war alſo damals, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, ſchon rein aus ſeiner Erinnerung

weggewiſcht. Das konnte ihr freilich nicht ſehr angenehm ſeyn. Es ſollte mich nicht wundern, wenn ſie ihn deßwegen ein wenig bei den Ohren gezupft hätte.

Wilibald. So rachſüchtig war die gute anſpruchloſe Seele nicht. Höre alſo, was geſchah, und erröthe über deine Vorſchnelligkeit! Der ſorgenfreie Doctor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauſcht und vergeblich einzuſchlafen geſtrebt —

Blandine. Gelauſcht? Wozu gelauſcht, da er ſich um nichts bekümmerte und nicht an die Vergangenheit, alſo auch nicht an das ſchon zweimal wunderbarer Weiſe geöffnete Alkovenfenſterchen dachte, noch an irgend einen im Hauſe herumſchleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war alſo hier zu lauſchen?

Wilibald. Wer wird auch einem Philoſophen wie Herrn W**l ſo ſtreng auf jedes Wort lauern und bei Allem immer nach dem Warum fragen? Genug, da er nicht einſchlafen konnte, weil er einzuſchlafen ſtrebte und ſich alſo in einer mit dem Einſchlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, ſo lauſchte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und, ſiehe da, „bei völliger Stille der ſchweigenden Nacht öffnete ſich auf einmal ſein Fenſterchen deutlich, ein ſchwacher Strahl erhellte ſeinen Alkoven etwas, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ruhiger Entſchloſſenheit erblickte er wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße ſeiner verewigten Gattin, die mit ſanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme ſagte: Karl, ich bin unſterblich! Erſt einſt ſehen wir uns wieder!“

Blandine. Bald glaube ich, Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er ſein Fenſterchen vernagelt, ſo wäre ihm dieſe tröſtliche Erſcheinung nicht geworden.

Wilibald. In Vergleichung mit den vorigen Aeußerungen der Gegenwart ſeiner Verſtorbenen konnte dieſe allerdings für ſehr bedeutend gelten. Aber unſer Mann, dem vielleicht (wiewohl er ſich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen ſeyn mochte, begnügte ſich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betaſtung von der Wirklichkeit dieſer Geſtalt ſeiner Gattin überzeugt ſeyn und „ſprang pfeilſchnell auf ſie zu: aber noch ſchneller verſchwand ſie wie leichter Nebel, als er ſie eben umfaſſen wollte."

Blandine. Das hätt' ich ihm vorher ſagen können.

Selmar. Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l ſelbſt im Verdacht gehabt zu haben ſcheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, ſeine Zauberlaterne ins Spiel zu ſetzen.

Wilibald. Ich muß geſtehen, der raſche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach ſchon wieder wie ein Bergſtrom los. Ein kaltblütiger beſonnener Mann, dem es darum zu thun geweſen wäre, bei dieſer Gelegenheit ein Experiment anzuſtellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Geſtalt ſcharf betrachtet und, da ſie ſprechen konnte, einige Fragen an ſie gethan haben, um zu erfahren, ob ſie auch hören könne. Er würde, anſtatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leiſeſten Bewegungen geſpitzt und beſonders auch die Art ihres Verſchwindens genau beobachtet haben. Von Allem dieſem thut unſer Philoſoph nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymphe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher ſchon wiſſen konnte, und ergreift — nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit vorausſetzen, daß die lebensgroße Geſtalt einer

ſo anſehnlichen und robuſten Frau, wie er uns die ſeinige durch den Advocaten K. beſchreiben ließ, wenn ſie durch das kleine Fenſterchen hereingeſchlüpft kam, weder Fleiſch und Bein haben, noch aus irgend einem andern taſtbaren Stoffe beſtehen konnte. Dieſes pfeilſchnelle Losſpringen auf die Geſtalt war alſo in jeder Hinſicht zweckwidrig und unverſtändig, auch überdieß ſeinem ſo feſten Vorſatz, ſich, wenn ihm wieder etwas Sonderbares begegnen ſollte, ganz ruhig zu verhalten, ſchnurſtracks entgegen. Uebrigens iſt aus ſeinem weitern Benehmen offenbar, daß, ſobald er durch das plötzliche Verſchwinden der Geſtalt wieder zu einiger Beſonnenheit kam, ſein erſter Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiſte mit Fleiſch und Bein herrühren. Um ſich hievon zu überzeugen, und den leichtfertigen Kobold, wo möglich, auf der That zu ertappen, „war er ſogleich mit der auf dem Kamin verſteckten brennenden Laterne und mit den Geräthſchaften zur Saalthür hinaus und unterſuchte in Begleitung des Mignons Alles genau, mit dem feſten Entſchluß, das Aeußerſte zu wagen und den vorwitzigen Fuchs ſeinen Spaß theuer bezahlen zu laſſen.“ Aber glücklicher Weiſe konnte er nicht das Geringſte entdecken; Alles war und blieb im Hauſe ruhig.

Blandine. Das will ich gern glauben. Der Herr Doctor hatte auch dem vorwitzigen Fuchſe Zeit genug gelaſſen, ſich zurückzuziehen. Wenn ein ſolcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigſtens ſetzt Herr W**l durch die vorgenommene Viſitation voraus), ſo müſſen wir auch als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden ſeyn mußten. Keinen ſehr weiten Weg mußte alſo der Fuchs nicht zu ſchleichen haben, um ſich wieder aus dem Staube

zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt, einen so unerschrockenen und hitzigen Mann, wie unsern Doctor, zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doctors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Secunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur eine Secunde; aber —

Wilibald. Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doctor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte."

Blandine. Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder

ein Paar Secunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Secunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen und die verschlossene Saalthür aufgemacht hatte: so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Secunden Zeit hatte, sich so unbemerkt, als sie gekommen war, wieder zurückzuziehen.

Wilibald. Du merkst an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Localkenntnisse nicht wohl etwas Bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschlossenen Manne, wie Dr. W**l, ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der ersten Größe gewesen seyn. Eine einzige Secunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen seyn. „Er wäre zuverlässig ein Kind des Todes," sagt der Herr Doctor zu seinem Freunde K. „Entwischen sollt' er mir und meinem Hunde bei Gott! nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, festhalten und (er möchte auch seyn, wer er nur immer wollte, selbst wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß überliefern."

Blandine. Wie hart wohl die gebührende Strafe seyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Philosophie unsers Doctors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde

ſie gegen die Todesſtrafe, womit ihm dieſer in der erſten Hitze drohte, vermuthlich ſehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein ſolcher im Spiele war) ohne Zweifel ſehr wohl, und gegen die Fäuſte des Philoſophen verließ er ſich, denk' ich, auf ſeine eigenen. Doch ich bin von Herzen bereitwillig, meine Hypotheſe aufzugeben, weil Ihr Herren doch ſo viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns denn zur Erklärung der wunderbaren Erſcheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doctors, wenn man ihr auch alles Uebrige aufbürden wollte, kann doch wenigſtens das Alkovenfenſterchen nicht aufgeſchoben haben.

Selmar. Da erwartete ich Sie, Blandine! Es iſt klar, daß wir gern oder ungern bekennen müſſen, der abgeſchiedene Geiſt der Frau Doctorin ſelbſt ſey der Urheber dieſer Erſcheinung geweſen. Kein Viertes gibt es nicht; wir müßten denn nur den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald. Das ſey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geiſt des ſeligen Hannchens —

Blandine. Das Schlimme iſt nur, daß ich dabei noch viel größere Schwierigkeiten ſehe, als bei der magiſchen Laterne. Wenn Hannchens Geiſt in eigner Perſon erſcheint, ſo wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausſchlüpft. Ich will ſagen: der Geiſt muß nicht nur in ſeinem dermaligen Zuſtande ohne Wunder unter dieſer Geſtalt erſcheinen können, ſondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geſchehen. Ich geſtehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die ſelige Frau das Alkovenfenſterchen aufſchieben mußte, um ihrem ungläubigen Karl einen Beſuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß ſie, wenn ſie ihm ſichtbar werden wollte, einen Körper haben

mußte; aber, von welcher Compoſition der Körper geweſen ſeyn kann, in welchem ſie ſich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätheriſcher war es nicht, ſonſt hätte er eben ſo ungehindert durch die Glasſcheiben gehen können als das Licht. War er aus bloſen Düften zuſammen geblaſen (wie man aus dem Umſtand ſchließen ſollte, daß er dem über ihn her ſtürzenden Doctor wie ein leichter Nebel entſchwand), woher kam ihm ſo viel Kraft, ein wohl verſchloſſenes Fenſter aufzuſchieben? Dazu gehört doch ſchon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; beſaß er aber dieſe, ſo hätte ihn der Doctor auch betaſten können. Wenn er hingegen ein bloſes Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine ſo lockere Scheingeſtalt vernehmlich reden konnte? Unſer Doctor ſcheint ſich in dieſem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verſchiedenſten Art zuſammen ſpielen müſſen, um nur die vier Worte: „Karl, ich bin unſterblich," vernehmlich auszuſprechen. Dieß iſt indeſſen noch nicht Alles, was dieſe Erſcheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehemalige Mutterſprache noch nicht vergeſſen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutſchen Patrioten ſogar zum Verdienſt angerechnet werden; aber, wenn ſie denn noch immer deutſch ſprechen will, ſo ſollte ſie es wenigſtens ohne allzuderbe Sprachfehler ſprechen. Was für eine barbariſche Mundart mag das ſeyn, worin man ſagt: „Erſt einſt werden wir uns wiederſehen." Und wie kann ſie das ſagen, da ſie ſich ja in dieſem nämlichen Augenblick wiederſehen?

Selmar. Die Frau Doctorin ſcheint eine Liebhaberin dieſes „erſt einſt"-geweſen zu ſeyn; denn ſie verſicherte ihren Gemahl ſchon auf dem Sterbebette zu zweien Malen, daß ſie

ſich erſt einſt wiederſehen würden. Wofern übrigens dieſe Redensart auch undeutſch wäre, ſo ſcheint ſie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn, wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verſtorbenen durch Kunſt hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, ſo wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieſelbe ſprachwidrige Redensart, deren die Selige ſich zweimal auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen ſeyn ſollte.

Blandine. Bei meiner Art, die Erſcheinung zu erklären, muß ich vorausſetzen dürfen, es ſey nichts Undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l ſich aufhält, einen Menſchen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde, gilt hier gleichviel) ſich beſonders aufgelegt oder aufgefordert gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen loſen Streich zu ſpielen. Es iſt eben ſo wenig unmöglich, daß dieſer Menſch in dem Hauſe, wo unſer Doctor wohnt, Zutritt hatte und mit allen Gelegenheiten desſelben bekannt war. Er kann von dem, was zwiſchen der Frau Doctorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforſchung der Wärterin, ſo viel gehört haben, als er wiſſen mußte, um den Scenen, die er dem Doctor ſpielen wollte, die möglichſte Wahrſcheinlichkeit zu geben. Da ich in Allem dieſem nichts Unmögliches ſehen kann, ſo mag ich mir lieber einbilden, die Sache ſey auf dieſe Weiſe natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erſcheinung der Verſtorbenen zugeben, welche ſo vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen iſt.

Wilibald. Wie dem auch ſey, unſer Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der

vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivetät auf sechs ganzen Octavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) sollte es möglich seyn, daß du, ewigtheure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich gedacht, dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, die dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o, wie unaussprechlich müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) bei Gott angeschrieben stehen, damit dir vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche Art dieß vergönnt worden wäre!" — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrophe im Mund eines Philosophen noch viel unbegreiflicher, als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine. In meinen Augen ist sie das beste Portrait von unserm Doctor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen, wie er leibt und lebt.

Wilibald. Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden), dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bei mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen." —

Blandine. Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald. Wahrſcheinlich würde jeder Andere ſich ſelbſt dieſer unbeſonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterſte Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, ſagt und handelt nicht leicht wie andere Leute. Immer völlig mit ſich ſelbſt zufrieden, expoſtulirt er lieber mit ſeiner Ewigtheuren, daß ſie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an ſie zu thun ſo ſehr gewünſcht hätte.

Blandine. Die wünſchte ich doch ſelbſt zu hören!

Wilibald. „Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen gehabt! ſagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf welchem Planeten, in welcher Sphäre vielleicht dein Geiſt ſchwebt? Ob du wohl auch gar deine beiden, dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den erſten ſchönen Mignon, wiedergefunden hätteſt oder noch finden würdeſt, von denen du ſo oft in deiner Krankheit träumteſt, ſie wären auf deinem Bette herumgehüpft, um dich zu holen, worüber du ſo ſehr erfreut warſt? Ob ſie alſo auch wohl fortlebten?"

Blandine. Das ſagt' er wirklich? —

Wilibald. Und in vollem Ernſt, wie es ſcheint. Aber das Beſte iſt der Schluß, worauf er ſeine Hoffnung, daß die holden Geſchöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Sollteſt du mir jetzt wirklich erſchienen ſeyn, dann wäre es wohl möglich anzunehmen, daß unſre ehemaligen Lieblinge ebenfalls fortlebten."

Blandine. Die Leute müſſen keine Kinder gehabt haben, daß ſie eine ſo zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald. So ſcheint es aus allen Umſtänden. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieſer Art — und mache euch nur auf die häufigen Vielleicht aufmerkſam und auf den

ewigen Zweikampf zwiſchen Glauben und Unglauben oder vielmehr die ſeltſame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis ſie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende iſt vielleicht dieß Alles bloſe Täuſchung meiner Einbildungskraft?“ zuſammen fließen.

Selmar. Wir wollen billig ſeyn, liebe Freunde. Es iſt aus dem ganzen Buche und beſonders aus den Unterredungen des Doctors mit ſeinem Freunde K. erſichtlich; daß er (außer dem Vorwurf von Uebereilung und Schwäche), nichts ſo ſehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geiſter- und Geſpenſterſehers zu erſcheinen und für einen leichtglaubigen, mit altväteriſchen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorſtellungsart befangenen Philiſter angeſehen zu werden. Offenbar iſt die Furcht vor einem ſolchen Verdacht die wahre Urſache, warum er ſich das Anſehen zu geben ſucht, er ſelbſt glaube nicht an die Realität der gehabten Erſcheinungen, wiewohl er ſein Möglichſtes thut, die Leſer von derſelben zu überzeugen. Ueberdieß iſt es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzuſtellen, wobei er gegen Täuſchung, Uebereilung und Trugſchlüſſe nie zu viel auf ſeiner Hut ſeyn kann. Aus dieſer zweifachen Urſache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn ſogar da nicht verlaſſen, wo das Zeugniß ſeiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtſeyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich geweſen ſey, ihn, wie es ſcheint, zum Glauben zwingen ſollte.

Wilibald. Das iſt es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unſer vermeinter Philoſoph in einer ſeltſamen Selbſttäuſchung befangen ſeyn muß. Eines von Beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er iſt gewiß, daß keine Täuſchung weder von innen noch außen bei

der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blösen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn, so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dieß Alles bloße Täuschung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber, bei Gott! das konnt' es nicht seyn; ich war vor jener Erscheinung so munter und wach, als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen noch auf irgend eine Art täuschen lassen. Und, gesetzt, es hätte Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt in leichtem Schimmer, noch weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen und so ganz die Stimme meiner Gattin dabei nachahmen, am wenigsten aber von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war, Alles sogleich aufs genaueste untersuchte, ohne daß hiebei, abermals der Mignon gebellt hätte. Also

vor Selbſttäuſchung bin ich eben ſo feſt geſichert, als vor fremder Hintergehung.“ — Und was iſt nun das Reſultat dieſer Ueberzeugung bei unſerm Philoſophen? „Doch wollt' ich, ſagt er, lieber Eines von Beiden, als ſo etwas mir ganz Unbegreifliches annehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie Vieles iſt in der Natur, oder richtiger zu reden, iſt denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das Unbegreiflichſte indeſſen dürfte doch ſeyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine ſehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgeſetzt, daß eine ſogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfenſterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verſtändniß mit der mehrbeſagten Krankenwärterin geſtanden, iſt in der ganzen Erſcheinung kein Umſtand, der ſich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn, daß die Einbildungskraft des Doctors in dem Augenblick, da ſich ihm eine der Verſtorbenen ähnliche Geſtalt ſo unvermuthet darſtellte und ihn mit leiſer, aber vernehmlicher, der Stimme ſeiner Gattin ähnlicher Stimme anſprach, ſo ganz müßig geblieben und dem Künſtler, der Beides hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der ſich auf ſeine Pſychologie ſo viel zu gute thut, weder ſich ſelbſt noch Andern weiß machen wollen; zumal da die ganze Erſcheinung ſo ſchnell wieder verſchwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was ſeine Einbildung unwillkürlich dazu beitrug, ſo genau abzumeſſen. Daß aber jene Vorausſetzungen bei dem vorliegenden Fall ſchlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l ſeinen Leſern ausführlich und (wie er zu ſagen pflegt) handgreiflich,

ſo daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweiſen müſſen. Uebrigens iſt noch bemerkenswürdig, daß unſer Philoſoph ſeiner Beſonnenheit bei dieſem ganzen Ereigniß ſo wenig traute, daß er ſich ſelbſt ſagte: „Schliefe ich jetzt ein, ſo würde ich Alles nach einigen Stunden ſicherlich für Täuſchung irgend einer Art halten. Um alſo recht ſicher zu gehen, iſt nun das beſte Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wiſſenſchaftliches Werk zu leſen, deſſen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Einſchlummern kommen läßt. Noch ſicherer iſt es aber, ich ſchreibe auch dieſen Vorfall mit Kreide ſogleich auf dieſen Tiſch.“.

Blandine. Federn, Dinte und Papier müſſen ſehr rar bei dem guten Manne ſeyn, daß er immer mit Kreide auf den Tiſch ſchreibt.

Wilibald. Er zog nun ſogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin ſeines Wirthes und den übrigen Perſonen im Hauſe Erkundigung ein, ob ſie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und Alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringſte Spur entdecken, daß Jemand im Hauſe von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wiſſe. Was kann er aus dieſem Umſtand ſchließen? Würde dieß nicht auch der Fall geweſen ſeyn, wenn eine von den Perſonen im Hauſe wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er ſchließt alſo nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuſchung war ich alſo eben ſo ſicher als vor Selbſttäuſchung.“ Indem er aber hinzuſetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit ſelbſt um einen Schritt näher zu kommen,“ — ſo weiß man vollends nicht, was man von ihm denken ſoll. Von welcher Wahrheit iſt denn hier die Rede, kann hier die Rede ſeyn? Doch wohl von keiner

andern als der Thatſache, daß ſein verſtorbenes Hannchen ihm ihr fortdauerndes Leben durch eine förmliche Erſcheinung zu wiſſen gemacht? Vor Selbſttäuſchung war er, wie er ſagt, ſo ſicher dabei als vor fremder Täuſchung; was bleibt alſo übrig als die Wahrheit der gehabten Erſcheinung? Wie will er ihr näher kommen, als er's ſchon iſt? Er hat die Geſtalt der Verſtorbenen geſehen; er hat ihre Stimme gehört; ſie hat ihn vertraulich bei ſeinem Namen genannt und ihn verſichert, daß ſie unſterblich ſey, und daß ſie ſich einſt wieder ſehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freilich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angeſtellt habe, um ihm dieſen Beſuch zu machen. Das iſt gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß, was für Aufſchlüſſe er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelaſſen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigſtens nicht, wenn ſie ihn von ihrer Unſterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutſamkeit und Artigkeit zu Werke, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ohne ihn zu erſchrecken. Anfangs machte ſie blos Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie ſie ſah, daß er nichts darauf gab und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloſen Vermuthung, daß der Wind von ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte ſie ihm ſchon näher auf den Leib: ſie verſuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: ſeine ſelige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anſtatt ihm auf ſein grobes Wer da? und die loſe Frage: Hannchen, biſt du's? zu antworten, fuhr ſie durch das ſilberhell klirrende

Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet nichts bei ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermals auf und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes auf sie Losspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bei dem Unglaubigen erreicht habe; aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabei habe vorgehen können, beharrte er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattin trieb ihre beispiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bei hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studirstube auf den Sopha, „an eben der

Stelle, wo ſeine verewigte Gattin in den letzten Tagen ihres irdiſchen Daſeyns, bevor ſie völlig bettlägerig wurde, zu ſitzen pflegte, hingelegt.“ Hier ruhete er neben ſeinem Hunde erſt ſeit einigen Minuten mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sophas und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete ſich die Thür leiſe, und die Verewigte erſchien ihm in eben der Geſtalt, wie ehedem in der Nacht, und wie ſie im Sarge ausſah, mit demſelben weißen Anzug und freundlichen Blick, und ſagte ihm leiſe, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unſterblich. Mehr vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis auf einſtiges Wiederſehen lebe wohl!“ Mit dieſem Worte verſchwand ſie vor ſeinen Augen, als er ſich eben aufrichten und ſich ihr nähern wollte, und während dieſer Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiederſehen ſeiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine. Ich muß geſtehen, daß ſich das ganze Drama der Erſcheinungen der Frau Doctorin mit dieſer Schlußſcene auf eine ſehr anſtändige Art endigt. Aber, wenn ich ſagen ſoll, was ich denke, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß er dieſe letzte Erſcheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar. Der Doctor verſichert ausdrücklich, daß ſie ihm in völlig wachendem Zuſtande widerfahren ſey —

Wilibald. Und beruft ſich, zum Beweis, daß ſie unmöglich bloſe Täuſchung ſeiner Phantaſie habe ſeyn können, auf ſeinen Hund, der ſich ſonſt auch getäuſcht haben müßte.

Blandine. Schade, daß wir den Hund nicht conſtituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuſchung hier vorwaltet, ſo beſtand ſie blos darin: daß der Herr Doctor zu wachen

vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erſchien ihm ſeine Gattin; im Traum ſah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder ſollten die Naturkündiger wirklich beweiſen können, es ſey unmöglich, zu träumen, daß man wache und mit offenen Augen ſehe und höre, was man blos im Traum ſieht und hört?

Wilibald. Dieſe Unmöglichkeit iſt keineswegs zu beweiſen, und die Erfahrung ſtreitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menſchen geben, die dieſe Erfahrung nicht mehr als einmal in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts iſt natürlicher, als daß Herr W**l, indem er auf ſeinem Sopha die Sieſte hielt, unvermerkt einſchlummerte und Alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine. Auf alle Fälle däucht mir dieſe Art, die letzte Erſcheinung der Dame W**l zu erklären, viel natürlicher, als zu glauben, daß ſie ſolche in eigner Perſon bewerkſtelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte ſie nöthig gehabt, zur Thür hereinzukommen, da ſie wieder unſichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geiſt, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erſcheinen will, verliert ſogleich allen Reſpect bei mir. Und warum ſollte ſie nicht vermögen ihm mehr zu offenbaren, als daß ſie unſterblich ſey? Das ſieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freilich ſehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter ſey als der Zuſtand der Seelen nach dem Tode, und die alſo ihre Unwiſſenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verſtecken ſucht. Auch möchte ich wohl wiſſen, warum die ſelige Frau gerade die Leichengeſtalt, die ſie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unſterblichkeit anzukündigen? Ich geſtehe,

daß ich mir kaum etwas Grauſenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder ſollen wir glauben, dieſe Geſtalt ſey dermalen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht geſtanden, ſich ihm in einer tröſtlichern darzuſtellen?

Wilibald. Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doctors Platz geweſen, ſo würde mich eine ſolche Erſcheinung, wenn ich ſie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um ſo ſonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß er, der ſich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge geſträubt hatte, gerade bei dieſer Erſcheinung, die ihn am meiſten hätte befremden ſollen, nicht den mindeſten Zweifel äußert. Es wird aber ſogleich begreiflich, ſobald man weiß, daß er inzwiſchen ſeine Hypotheſe über den ſubtilen Körper, der mit dem Geiſte als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt iſt, ſo weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er ſich nun die Sache vor der Hand (wie er ſagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Factum ſelbſt dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß und, aufs gelindeſte zu urtheilen, höchſt unwahrſcheinlich, daß die ſelige Frau ihrem geweſenen Ehegemahl wirklich erſchienen ſey, oder (beſtimmter zu reden) daß ſie alle die ſeltſamen Ereigniſſe (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erſcheinung bei hellem Tage) in ſelbſteigner Perſon gewirkt habe: aber Herr W**l wenigſtens ſcheint hierüber, ſeitdem er ſich vermittelſt ſeiner Hypotheſe alles Geſchehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünſcht aber nun deſto eifriger, daß dieſe ihm äußerſt wichtig ſcheinende Sache auch von der ganzen Menſchheit dafür

anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Pſychologen und Anthropologen, Metaphyſiker, Philoſophen, Welt- und Menſchenkenner, Denker und wahrheitliebende Menſchen, ihm nicht allein ihr ganz unparteiiſches, reiflich überlegtes, auf ſichere Gründe geſtütztes Urtheil über dieſes ſonderbare Factum, ſondern auch möglichſte Aufklärung und freundſchaftliche Belehrung darüber unumwunden mitzutheilen.“ — Er geht noch weiter: er hofft und erwartet ſogar, daß „der Menſchheit wohlwollende Fürſten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Profeſſoren, die Anſtellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen werden,“ und zweifelt um ſo weniger, daß dieſe zu Erfüllung derſelben ſich um ſo williger finden laſſen werden, da hiedurch die Richtigkeit ſeiner Erzählung am erſten, beſten, ſtrengſten und zweckmäßigſten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine. Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anſtellung ähnlicher Experimente verſteht?

Wilibald. Da fragſt du mich mehr, als ich ſelbſt weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verſtehe noch begreife, was der gute Mann damit ſagen will. Soviel ich einſehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erſcheinung ſeiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er ſelbſt dabei gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Verdiente es aber auch dieſe Benennung, ſo ſehe ich nicht, wie in einer Sache dieſer Art durch die von Andern dazu geſchickten Perſonen angeſtellten Experimente die Richtigkeit ſeiner Erzählung am beſten und ſtrengſten geprüft und erkannt werden könnte. Geſetzt, hundert, ja tauſend Pſychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden

eine ſolche Abrede getroffen, wie Herr W**l mit ſeinem Hannchen, und die Zuſage derſelben, ihren beſagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erſcheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: ſo würde und könnte kein vernünftiger Menſch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit ſeiner Erzählung herleiten. Denn, was zehntauſend Andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet ſeyn. Auch kann Herr D. W**l ſicher darauf rechnen, daß ihm alle Philoſophen, denen er ein ähnliches Experiment anſinnen will, ins Geſicht lachen und ihn fragen werden: wie er habe vergeſſen können, daß zu Anſtellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desſelben allein möglich iſt, völlig in unſerer Gewalt ſey? Wie ſollten es aber die Philoſophen anfangen, um einen Geiſt zum Erſcheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine. Herr W**l muß ſich aber doch etwas dabei gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er ſo ernſtlich dringt, die Wahrheit ſeiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald. Wenigſtens müßte er in dem Augenblick, da ihm dieſe ſeltſame Behauptung entfuhr, ſchon wieder vergeſſen haben, daß er unmittelbar vorher geſagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwiſſender oder —“ (was dieſer Strich bedeute, iſt leicht zu errathen) „könnte die Reinheit meiner Abſicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverläſſigkeit meiner Erzählung des erlebten und hier dargeſtellten Factums verkennen, bezweifeln, ſich in Vermuthungen, Andichtungen und Anſchwärzungen verlieren.“

Blandine. Ei, ei! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieſer Mann, der einen ſo händfeſten Glauben

an ſich ſelbſt hat, jemals erfahren ſollte, was für profane Gedanken das Factum, das ihm in einem ſo hohen Licht erſcheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch ſeyn, der die bloſe unſchuldige Vermuthung, daß er ohne ſeine Schuld getäuſcht worden ſeyn könnte, mit Anſchwärzungen in dieſelbe Reihe ſtellt?

Wilibald. Unglücklicherweiſe glaubt der Mann, ſeine Ehre ſey ſo ſtark bei dieſer Sache intereſſirt, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbſttäuſchung auf ihm erſitzen bliebe, „vor aller Welt beſchimpft und mit hoher Indignation von allen Wahrheit liebenden und rechtſchaffnen Menſchen belegt werden müßte.“

Selmar. Dieß könnte höchſtens der Fall ſeyn, wenn ihm bewieſen werden könnte, daß er, aus welcher Abſicht es auch ſeyn möchte, die ganze Erſcheinungsgeſchichte erdichtet habe. Aber vor dieſer Gefahr iſt er, dünkt mich, ſicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von ſeiner eigenen Phantaſie getäuſcht worden, eben ſo ſicher ſeyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieſer Wunderdinge meinen ehemaligen Glauben ſehr geſchwächt hat.

Wilibald. Wie ſollte ſie auch nicht, da der gute Doctor ſelbſt ſeiner Sache ſo wenig gewiß iſt, daß er — ſogar, nachdem er von der Bewahrheitung dieſer Geſpenſtergeſchichte als von einer dem ganzen menſchlichen Geſchlecht äußerſt wichtigen Angelegenheit geſprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite ſeines Buchs noch immer als einen möglichen Fall vorausſetzt, das Ganze könnte als Täuſchung verworfen werden müſſen. Dieß ſagt er ausdrücklich und ſpricht gleichwohl noch auf dem nämlichen

Blatte von mehrmaligen Warnungen, die er von ſeiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß ſie ihn, auch nach den erſten vier Wochen, wie ein Schutzgeiſt bis zu Ende des halben Trauerjahrs umſchwebt habe. Da er ſo poſitiv von dieſer unmittelbaren Verbindung ſpricht, die ein halbes Jahr lang zwiſchen ihm und der Verſtorbenen ſtattgefunden, wer ſollte zweifeln, daß er völlig überzeugt iſt, die angeblichen Warnungen haben wirklich von ihr hergerührt, und weder ſein Herz noch ſeine mit der Verſtorbenen immer beſchäftigte Phantaſie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum ſagt er ſeinen Leſern nicht mehr von dieſen dämoniſtiſchen Beweiſen, die er eine beträchtliche Zeit lang und (wie es ſcheint) ziemlich häufig von dem Daſeyn und der Nähe ſeiner Gattin erhalten haben will? Warum ſagt er uns nicht, worin dieſe Warnungen beſtanden, oder, wofern er ſeine Urſachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigſtens wiſſen, an welchen ſichern Merkmalen er erkannt habe, daß ſie wirklich von ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Pſychologie, für deren Vervollkommnung er ſich ſo intereſſirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen, als bei ſeinen mühſamen Experimenten mit dem Alkovenfenſterchen.

Blandine. Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Geſpenſterſtunde beinahe vorüber iſt?

Wilibald. Wir haben alſo dem guten Doctor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht ſehr langweilig geweſen ſeyn muß; und das iſt mehr, als ich von dem größern Theile ſeines Buches rühmen kann.

Selmar. Indeſſen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei dir bedanken oder über dich beklagen ſoll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt und mich aus dem

Vortheil geſetzt haſt, wenigſtens eine Geiſtererſcheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entſchiedenſten Gegner aller Geiſter- und Geſpenſtergeſchichtchen nach dem hartnäckigſten Widerſtand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald. Wenn dieſer Verluſt dein größter Kummer iſt, lieber Selmar, ſo habe ich dir zwei oder drei wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**lſche mitzutheilen, die dich reichlich dafür entſchädigen werden. Sie ſollen dir auf unſre nächſte Zuſammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute iſt genug.

Euthanasia.

Zweites Gespräch.

Das nächstemal, da die beiden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor Kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beigebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald. Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreißig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern

Umſtände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer ſchwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in dieſen Tagen zwar unverhofft auf einen Gewährsmann geſtoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigſtens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es iſt kein geringerer als der Verfaſſer der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w., der dieſe Anekdoten, ſo wie er ſie unmittelbar aus dem Munde der zunächſt dabei betroffenen Perſonen erhalten hatte, dem zweiten Bande des beſagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, ſo wie mehrere damalige Gelehrte ſeiner Nation, während des Aufenthalts dieſer Königin zu Berlin öfters die Ehre, von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreien Abendgeſellſchaften gezogen zu werden. Bei einer ſolchen Gelegenheit begab ſich's, daß die Rede auf den damals vielbeſprochenen Geiſterſeher Swedenborg fiel. Thiébault und ſein College Merian wünſchten zu wiſſen, was die Königin von dieſem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiébault folgende Anekdoten, die er von dem damals noch lebenden preußiſchen Kammerherrn und geweſenen Miniſter in Holland und Frankreich, Baron v. Ammon (der franzöſiſche Autor nennt ihn d'Hamon), unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieſes Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als holländiſcher Geſandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schweſter des beſagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche ſie an ihren verſtorbenen Gemahl noch zu fordern hätte.

Die Dame glaubte gewiß zu ſeyn, daß dieſe Rechnung bei Lebzeiten ihres Mannes ſchon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weiſe die Quittung nirgends finden und würde ſich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen ſie zeugten, zuletzt genöthigt geſehen haben, noch einmal zu zahlen. In dieſer Verlegenheit rieth man ihr, ſich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelſt ſeines freien Umgangs mit den Verſtorbenen, Gelegenheit finden würde, ſich bei ihrem Gemahl ſelbſt nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg verſprach, ſein Beſtes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verſtorbene Geſandte habe die Quittung wirklich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in ſeinem Cabinet empfangen, als er eben den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche geleſen; und da er gleich darauf durch ein anderes Geſchäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen, wie weit er im Leſen gekommen, in dem Buche liegen laſſen.“ Und hier fand ſie ſich denn auch wirklich, in dem angegebenen Theil und auf der angegebenen Seite. Die Königin (ſo fährt Herr Thiébault in ſeiner Erzählung fort) ſagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiébault ſo eben erwähnt habe, ſey eine von denen, die auch ihr erzählt worden, und die ihr am meiſten aufgefallen, ohne daß ſie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen geſucht hätte, da ſie wenig geneigt ſey, an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indeſſen habe ſie doch den Bergrath Swedenborg, den ſie von Perſon kenne, auf eine Probe ſtellen wollen. Wie er ſich alſo eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe ſie ihn auf die Seite genommen und ihn erſucht, er möchte ihren verſtorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo ſie ihn

vor ihrer Abreiſe nach Stockholm geſehen, geſagt habe? — Der Gegenſtand dieſer Frage ſey ſo beſchaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er ihr geſagt, irgend einer andern Perſon habe wieder ſagen können; und eben ſo wenig habe es ihr ſelbſt einfallen können, mit irgend Jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da ſie eben beim Spiel geſeſſen, und habe ſie um eine beſondere Audienz gebeten, worauf ſie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor Jedermann ſagen, was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er ihr wiederzuſagen gekommen ſey, laſſe keine Zeugen zu. Dieſe Antwort habe ſie gleich ſehr unruhig gemacht; ſie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben und den hier gegenwärtigen ſchwediſchen Reichsrath von Schwerin erſucht, mit ihr zu kommen. Sie habe ſich darauf in ein anderes Zimmer, wo ſonſt Niemand geweſen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür geſtellt und ſey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann geſagt habe: „Gnädigſte Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochſeligen Prinzen von Preußen das letzte Lebewohl zu Charlottenburg geſagt an dem und dem Tag, in der und der Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange Galerie des Schloſſes gingen, begegneten Sie ihm wieder, und da nahm er ſie bei der Hand, führte Sie an dieſes und dieſes Fenſter, wo er von Niemand als von Ihnen gehört werden konnte und ſagte Ihnen folgende Worte: —“ — „Die Königin (fährt Herr Thiébault in ſeiner Erzählung fort) theilte uns dieſe Worte nicht mit, verſicherte aber, es wären eben dieſelben geweſen, die ihr Bruder zu ihr geſprochen, und die ſie ſicherlich nicht vergeſſen habe; ſie ſetzte hinzu, es wäre ihr in ſelbem Augenblick beinahe übel geworden;

auch forderte ſie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der ſich begnügte, in ſeinem gewöhnlichen lakoniſchen Styl zu ſagen: Madame, das Alles iſt wahr, wenigſtens in dem, was mich betrifft.“ — Hier, lieber Selmar, haſt du nun meine Anekdote aus der Geiſterwelt, und ich hoffe, du wirſt gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame, wie die ehemalige Königin Ulrike, welche die Sache als ihr ſelbſt begegnet, bezeugt, und eines Mannes wie Thiébault, der ſie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar. Bei Gott! das iſt eine erſtaunliche Geſchichte —

Blandine. In der That etwas ganz Unglaubliches, wenn es nicht von ſo unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald. Das Schönſte an der Sache iſt, daß, wenn auch an allen den Geiſter- und Geſpenſter-Hiſtorien, wovon alle Lande und alle Spinnſtuben der Welt voll ſind, ſammt und ſonders kein wahres Wort wäre, nur dieſe einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren weſentlichſten Umſtänden auf einer wirklich geſchehenen Thatſache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdauernden Perſönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben und alle Experimente, wozu Herr D. W. die geſammte philoſophiſche Innung auffordert, überflüſſig zu machen. Swedenborg, ein angeſehener und begüterter ſchwediſcher Edelmann, ein Mathematiker, Naturforſcher und Mineralog von Profeſſion, der ſich in dieſen Fächern einen Namen gemacht und in den erſten fünfzig Jahren ſeines Lebens immer für einen ſehr vernünftigen Mann gehalten worden war, verſichert, daß ihm durch Gottes beſondere Vergünſtigung die unſichtbare Welt aufgethan worden ſey, und daß er unter Anderem auch die

verſtorbenen Menſchen, in derſelben Geſtalt, worin ſie ſich bei Leibesleben gezeigt, im Reich der Geiſter auffinden und ſich von Angeſicht zu Angeſicht mit ihnen beſprechen könne. Dieſem Manne trägt ſeine Königin (um ihn auf eine Probe, bei welcher ihr kein Betrug möglich ſchien, zu ſtellen) auf, ihren verſtorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr ſelbſt und dem Verſtorbenen keine Seele wiſſen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und ſagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umſtände des Orts und der Zeit, was ſie zu wiſſen verlangte. Er mußte es alſo nothwendig von dem Verſtorbenen ſelbſt vernommen haben: er hatte ihn folglich geſehen und geſprochen: der Verſtorbene lebte alſo noch in einer für uns Andern unſichtbaren Welt fort, erinnerte ſich noch genau der beſonderſten Umſtände ſeines vorigen Lebens und hatte folglich ſeine ganze Perſönlichkeit behalten. Alles dieß iſt gewiß und unleugbar, wofern es die Erzählung der Königin iſt. Was können wir, billiger Weiſe, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wiſſen verlangen?

Blandine. Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmal ſo viel davon weiß, noch gar viel mehr wiſſen möchte.

Selmar. Dazu könnten alſo doch wohl die von D. W**l anempfohlenen Experimente dienlich ſeyn?

Wilibald. Es ging einmal (ich erinnere mich nicht, vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachſen ſey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Philologen, Naturforſcher, Aerzte und Chemiker beeiferten ſich in die Wette, dieſes Wunder zu erklären; es wurde viel darüber geſprochen, geſchrieben und geſtritten; eine Hypotheſe verdrängte, die andere, und der Knoten wurde immer

verwickelter, je mehr Hände ſich mit ſeiner Auflöſung beſchäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer ſchlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Philolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohlgethan geweſen wäre, bevor man ſich mit Erklärung des goldenen Zahns ſo viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daſeyn desſelben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand ſich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachſen ſeyn ſollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Urſach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein ſo natürlicher Zahn war, als alle übrige. — Wäre es nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nordweſt-Einfahrt in die Geiſterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit der Anekdote ſelbſt richtig ſey?

Selmar. Könnte eine ſo reſpectable Garantie noch einen Zweifel zulaſſen?

Wilibald. Wenigſtens ſcheint die Königin ſelbſt, welche dieſes wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu ſeyn. „Tauſend Dinge, ſagte ſie zu den Herren Thiébault und Merian, ſcheinen übernatürlich und ſind uns unerklärbar, weil wir nur die Reſultate derſelben kennen; und Perſonen von Verſtand, die das Wunderbare lieben, profitiren davon, um ſich in einen außerordentlichen Ruf zu ſetzen. Herr Swedenborg war ein gelehrter und in ſeinem Fache ſehr geſchickter Mann; auch hat er immer für einen rechtſchaffenen Mann gegolten; ich begreife nicht, wie er dazu gekommen iſt, etwas zu wiſſen, was Niemand hätte wiſſen ſollen; aber deſſenungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verſtorbenen

Bruder gehabt habe." — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben ſo wenig als die Königin.

Blandine. Was ſagt denn Herr Thiébault dazu?

Wilibald. Kein Wort.

Blandine. Das iſt der kürzeſte Weg, aus der Sache zu kommen.

Wilibald. Vermuthlich denkt er eben ſo davon wie die Königin.

Blandine. Am Ende könnten Ihre Majeſtät leicht eine ſehr gute Urſache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn ſie die ganze Anekdote aus dem Stegreif blos darum erdichtet hätte, um die beiden Philoſophen, die ſich ſo ernſtlich nach ihrer Meinung von einem Geiſterſeher erkundigten, zum Beſten zu haben.

Selmar. Welch ein Einfall! Faſt ſollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig geweſen, der Philoſophie einen ſolchen Streich zu ſpielen.

Blandine. Ich würde, wie es ſcheint, wenig damit über ſie gewonnen haben.

Wilibald. So wenig als über den gemeinen Menſchenverſtand, der, ungeachtet des unauslöſchlichen Hangs der Menſchheit zum Wunderbaren und trotz der Millionen Zauber- und Geiſter-Mährchen, die ſeit Jahrtauſenden aus einem Mund in den andern übergegangen ſind, dennoch immer unverrückt ſeinem Glauben an die Natur treu geblieben iſt. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umſtänden unſeres Lebens erwarten wir immer, daß Alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beſchwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Theſſalier ſo ſicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem erſten Viertel der Vollmond am

Himmel zu ſehen ſeyn werde, und ſeit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palaſt oder Tempel oder nur einen Gänſeſtall bauen wollte, ſich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloſen Schlag mit ſeinem Stab oder mit einem einzigen Wort alle ſieben Wunder der Welt aus nichts hervorgehen laſſen kann; ſondern man ſtellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. ſ. w. an, wiewohl ſie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht ſo viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im perſiſchen Mährchen in wenigen Minuten. Eben ſo iſt es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erſcheinungen verſtorbener Menſchen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnen-Kloſter, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin ſich nicht ſolche Wunderdinge zugetragen haben ſollten, und ſchwerlich lebt, von den höchſten Claſſen bis zu den niedrigſten, eine Perſon in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geſchichten dieſer Art zu erzählen hätte. Wahr iſt's, diejenigen, die in ſelbſteigener Perſon dergleichen Erſcheinungen gehabt zu haben verſichern, machen bei Weitem die kleinſte Zahl aus; hingegen betheuern alle Uebrige, ihr Mährchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, ſo müßte die Zahl derer, welchen ſolche Dinge begegnet wären, unendlich groß ſeyn. Wenn nun alle dieſe Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erſcheinungen, denen ſie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuſchung der Einbildungskraft zur Urſache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geiſtern der Verſtorbenen umgeben ſind, daß ſie mitten unter uns wohnen und ihr Weſen treiben, daß ſie noch immer in Verbindung mit uns ſtehen und Antheil an uns

nehmen, müßte nicht dieſer Glaube ſchon längſt allgemein feſtgeſetzt ſeyn und einen ſehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorſtellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer ſeyn, als ob unſere Verſtorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tauſend Dinge zur Rechenſchaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber ſchwerlich thun würden, wenn wir ſie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dieß iſt aber lange noch nicht Alles. Wenn es wahr wäre, daß ſchon ſo viele Millionen Menſchen ſich nach ihrem Tode hätten ſehen laſſen: ſo müßte das, was Swedenborg für ein beſonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe, die Verſtorbenen zu ſehen, mit ihnen zu reden und, nach ihrem und unſerm Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen), allen Menſchen gemein ſeyn. Denn, da uns kein Verſtorbener ſichtbar werden kann, wofern er nicht einen organiſchen Körper hat, der, wie fein auch der Grundſtoff ſeyn mag, dicht genug iſt, um von menſchlichen Augen deutlich geſehen zu werden: ſo iſt klar, daß z. B. der verſtorbene Cajus, wofern er z. B. von mir geſehen werden kann, allen Andern, welche Augen zu ſehen haben, eben ſo ſichtbar ſeyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelſt eines organiſchen Körpers, der der ſeinige, d. i. ein mit ſeiner Seele innigſt vereinigtes Organ derſelben, iſt, ſichtbar werden könnte: ſo iſt nicht weniger klar, daß er immer mit dieſem ſeinem Körper vereinigt bleiben, und alſo immer in dem Falle ſeyn muß von Jedermann geſehen werden zu können.

Blandine. Es wäre denn, daß er ſich vorſätzlich verſtecken wollte.

Wilibald. Das mag er thun! Alle die Milliarden Verſtorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt ſind,

können oder werden ſich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter tauſend vorgeblichen Geiſtererſcheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine anſehnliche Zahl von Verſtorbenen herauskäme, welche vermittelſt ihres Körpers ſichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder fünfzig oder noch weniger, ſo iſt nicht abzuſehen, warum ſie allein ausſchließlich mit Patentkörpern, ſo zu ſagen, begabt ſeyn ſollten, die zur Sichtbarkeit beſonders privilegirt wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur ſeit den nächſten 6000 Jahren verſtorbene Menſchen mit ſichtbaren Körpern verſehen ſind, ſo muß unſer Planet, außer den tauſend Millionen lebender Menſchen, die (nach den Regeln der politiſchen Rechenkunſt) ſich dermalen auf ſeiner Oberfläche befinden, wenigſtens noch mit zwei- bis dreihunderttauſend Millionen ſichtbarer Verſtorbener bevölkert ſeyn, ſo daß auf einen ſichtbaren Lebenden wenigſtens zweihundertundfünfzig ſichtbare Todte kämen. Das wäre doch, wahrlich! beinahe ſo viel, als ob alle dieſe Millionen von Menſchen gar nicht geſtorben wären. Aber auch das iſt noch nicht Alles. Ein organiſcher Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine ſeiner Natur angemeſſene Nahrung beſtehen. Man iſt zwar, ſoviel ich weiß, noch nicht ſo weit gekommen, die Quantität von Lichtſtoff und von den verſchiednen Luft- und Gasarten genau angeben zu können, die ein Menſch binnen einer gewiſſen Zeit zu Unterhaltung ſeines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verſtorbenen, die, beſage des Swedenborgiſchen, durch unzählige Erſcheinungen beſtätigten Zeugniſſes, in ſichtbarer menſchlicher Geſtalt auf der Erde fortleben, läßt ſich dieß noch weniger beſtimmen: aber

ſo viel iſt doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200,000,000,000 Verſtorbene von den beſagten Nahrungsſtoffen machen würden, den 1000,000,000 Lebenden ſchwerlich ſo viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigſten Subſiſtenz erforderlich iſt.

Blandine. Du machſt mir angſt und bange, Bruder! Wer weiß, ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unſern armen Aerzten ſo viel aufzurathen geben, beſonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menſchen hinſterben wie die Fliegen, keine andere Urſache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unſern Lebensſtoff mit einer ſo ungeheuren Maſſe von Verſtorbenen zu theilen, der wahre Grund iſt, warum die Dauer des menſchlichen Lebens von einem Jahrtauſend zum andern ſo ſehr abgenommen hat; da hingegen die Menſchen in den erſten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verſtorbenen noch ſehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald. Deine Vermuthung läßt ſich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgiſchen Syſtems nicht unwillkommen ſeyn.

Blandine. Wenn das Alles aber auch nicht wäre, ſo muß ich doch geſtehen, daß die Vorſtellung, mitten in einem ſo fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchſt Widerliches für mich hat und, wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre, mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber ſollte denn kein Mittel ſeyn, uns wenigſtens die große Maſſe dieſer Beſchwerlichen vom Halſe zu ſchaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieſes in allem Andern ſo ſinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin ſie ihren Tartarus und ihr Elyſium ſetzten, Raum

genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigſtens in der Vorausſetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald. Genug, Blandine, und ſchon zu viel in dieſem Ton über etwas, worüber ſo Wenige Scherz verſtehen; wiewohl, es unbefangenen Menſchen wirklich ſchwer wird, ernſthaft über einen Gegenſtand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten ſo viele Blöſen gibt. Ich ſage alſo in ganzem Ernſt: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erſcheinung oder Unterredung eines Verſtorbenen mit einem Lebenden unwiderſprechlich zu erweiſen, ſo daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach deſſen Tode geſprochen und von ihm erfahren hätte, was dieſer Prinz mit der Königin Ulrike ingeheim geredet habe; ſo würde aus dieſer Thatſache folgen: daß der beſagte Prinz nach ſeinem Tode als eben dieſelbe Perſon, die er vor demſelben war, im Geiſterreich fortgelebt und in ſeinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, ſich mit einem noch in dieſem Erdenleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und dieſe beiden Reſultate würden, trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen ſcheinen mögen, eben ſo gewiß ſeyn, als die Thatſache ſelbſt, wovon ſie unmittelbare Folgen ſind. Daß aber dieſe vorgebliche Thatſache oder irgend eine andere dieſer Art jemals zu einer ſolchen hiſtoriſchen Gewißheit zu bringen ſey, daß kein Vernünftiger ihr ſeinen Glauben verſagen könnte: dieß iſt, was ich ſchlechterdings leugne.

Selmar. Wie erklärſt du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwiſchen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald. Ich befinde mich gänzlich in demſelben Fall wie dieſe Majeſtät ſelbſt; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verſtorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verſtorbenen wirklich geſprochen habe.

Selmar. Die Königin müßte alſo (wie Blandine ſchon vermuthete) die ganze Geſchichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald. Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenſter der Galerie zu Charlottenburg zu ihr geſprochen, erfahren und hätte das Vorgeben, ſie erſt nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verſtorbenen entnommen zu haben, blos erdichtet oder, deutſch zu reden, erlogen, um ſich dadurch in den Credit eines außerordentlichen Mannes zu ſetzen und ſein vorgeblich erhaltenes Vorrecht, zugleich in dieſer und in der unſichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Factum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieſes Letztere ſcheint auch die Meinung der Königin geweſen zu ſeyn, und es muß ihr alſo die Möglichkeit wenigſtens dunkel vorgeſchwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen ſeyn könnte, wovon ſie geglaubt hatte, daß es ein ausſchließliches Geheimniß zwiſchen ihr und ihrem Bruder geblieben ſey. In der That iſt auch das Unwahrſcheinlichſte und Unglaublichſte, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgeſetzen in offenbarem Widerſpruch ſteht.

Selmar. Es müßte alſo auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nämliche Bewandtniß gehabt haben?

Wilibald. Ich ſehe nicht, warum ich nicht ſollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weiſe gerade derjenige, der den holländiſchen Geſandten beim Leſen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, geweſen ſey und alſo auch habe bemerken können, daß der Geſandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Leſen ſtehen geblieben. Um auf den erſten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen und, des Bemerkten ſich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der erſten noch in der andern Anekdote ausdrücklich ſagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Geſandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verſtorbenen habe: er begnügt ſich, beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen ſelbſt, ſich die Frage, wie er dazu gekommen ſey, zu beantworten. Da die Meinung von ſeinem Umgang mit den Geiſtern damals in Stockholm bereits Credit zu gewinnen anfing, ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, daß man dieſen Ereigniſſen die wunderbarſte Urſache unterlegen würde.

Selmar. Du hältſt alſo, wie ich ſehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald. Ich ſpreche nicht gern über außerordentliche Menſchen ab. Wer kann ſagen, was eine ſehr ſtarke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde, etwas Außerordentliches zu ſeyn und zu ſcheinen, vereinigt, bei dieſer oder jener einzelnen Perſon für ſeltſame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar. Und ſo wären wir denn mit dieſen Swedenborgiſchen Anekdoten, wovon du mich ſo viel erwarten ließeſt, noch gerade da, wo uns die Erſcheinungen der Frau Doctorin W. gelaſſen haben?

Wilibald. Mir iſt leid, daß ich Ja ſagen muß. Indeſſen tröſte ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geſchichte, die in dieſes Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es iſt unmöglich, daß ein Menſch, der ſeiner Vernunft mächtig iſt, wenn er ſelbſt etwas dieſer Art erfahren zu haben vermeint, ſich von der objectiven Realität einer ſolchen Viſion ſo völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigſtens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entſtehen ſollten, ob er nicht entweder von ſeinen Sinnen oder von ſeiner Phantaſie oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zuſtandes ſeines Nervenſyſtems oder durch fremden künſtlichen Betrug oder auf irgend eine andere ihm unerforſchliche Weiſe getäuſcht worden ſey. Iſt nicht Herr D. W. ſelbſt, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erſcheinung ſeiner Frau geſchrieben hat, ein auffallendes Beiſpiel hievon? — Und wie könnt' es anders ſeyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick ſelbſt, da wir von einem ſolchen Geſichte überraſcht würden, nicht erwehren könnten, unſern Sinnen zu glauben: ſo iſt doch der Eindruck, den eine plötzlich erſcheinende und eben ſo ſchnell wieder verſchwindende, unbetaſtbare Nebelgeſtalt auf die Sinne machen kann, nicht ſtark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine ſolche Erſcheinung iſt eine iſolirte Begebenheit, von einer unbekannten Urſache in den natürlichen Zuſammenhang unſers Lebens eingeſchoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im geringſten nicht

verändert wird. So wie ſie aus nichts entſtand, zerfließt ſie wieder in nichts und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme ſeiner Farben; und eine natürliche Folge davon iſt, daß wir endlich ſelbſt an der objectiven Realität der gehabten Erſcheinung zweifeln und wenigſtens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des Letztern deutlich bewußt zu ſeyn glauben, dennoch nie mit uns ſelbſt einig werden können, welcher unbekannten Urſache wir das, was wir einige Augenblicke lang ſahen oder hörten, beizumeſſen hätten. Geſetzt aber, ich ſelbſt z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu ſeyn, daß eine verſtorbene Perſon mir bei völlig wachen Sinnen und ruhiger Geiſtesgegenwart erſchienen ſey, würde ich darum bei andern anſtändigen und nicht ganz unaufgeklärten Menſchen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Ausſage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, ſo würde ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß ſie mich von dem Vorſatz, ſie wiſſentlich zu betrügen, frei ſprächen; den Glauben, daß ich ſelbſt getäuſcht ſey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar. Leider ſcheinen mir die Gründe deiner Meinung ſo einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erſcheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeſchlagnen Wege einiges Licht über den Zuſtand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber ſonderbar iſt doch, wie bei ſo bewandten Sachen eine ſo ungeheure Menge von Geiſter-

und Geſpenſter-Geſchichten ſich über den Erdboden verbreiten und ſogar in Ländern, die ſich ſchon ſeit Jahrhunderten einer immer ſteigenden Cultur rühmen, bis auf dieſen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein ſo unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch ſchwerlich einen ſchwachen, zufälligen, auf bloſen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menſchlichen Natur ſelbſt tief gewurzelt ſeyn. Iſt es vielleicht eine allen Menſchen angeborne dunkle Ahnung der Unſterblichkeit unſers Weſens, was den Erſcheinungen verſtorbener Perſonen den Urſprung gab, und was uns den Erzählungen dieſer Art, wenn ſie nur einigen Schein von Wahrheit von ſich werfen, ſo gernglaubig entgegenkommen macht?

Wilibald. Mir iſt's nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſolches Ahnungsvermögen in dem räthſelhafteſten, noch viel zu wenig gekannten und erforſchten Theil unſrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, ſchlummere und vielleicht im Wachen ſowohl als im Schlafe die Quelle mancher unſrer Träume ſey. Indeſſen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben ſo Dunkelm. Irr' ich nicht, ſo liegt uns der Schlüſſel zu dieſem Geheimniß näher, als wir vermuthen. — Es iſt eine alte, unzählige Mal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Menſch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Armes oder Fußes verluſtig worden iſt, auch ein dunkles Bewußtſeyn, das verlorne Glied noch immer zu beſitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desſelben zu vermiſſen. Ich halte mich gewiß, eben dasſelbe müſſe, vermöge der innern Oekonomie unſrer Natur, auch der Fall ſeyn, wenn wir einer Perſon, mit welcher wir lange in ſehr nahen und innigen Verhältniſſen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden.

Ein Beiſpiel, das ich anführen könnte, — überzeugt mich, daß tauſend andere — oder vielmehr, daß alle nicht ganz gefühlloſe Menſchen in dieſem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müſſen —

Erlaube mir, lieber Bruder, ſagte Blandine, da ſie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders ſchloß, daß es ihm zu ſchwer fallen würde, fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden laſſe. Unſer Freund weiß, wie herzlich die Freundſchaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schweſter verband. Ohne den Umſtand, daß eine langſame Abnahme ihrer Kräfte und endlich eine ſehr beſchwerliche und aller Hülfe der Heilkunſt hartnäckig widerſtehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit ſetzten, zwiſchen immer wechſelnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranſchleichen zu ſehen, würde es denen, die ſo innig an ihr hingen, kaum möglich geweſen ſeyn, ſie zu überleben —

Blandine hatte ſich zu viel zugetraut, da ſie ſich für ſtark genug hielt, ihren Bruder abzulöſen. Ihre Thränen, die ſie vergeblich zurückzuhalten ſtrebte, erſtickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigſte Erinnerung fiel ſo warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, ſagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Geſicht die Hand drückte — ſchäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet biſt, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich ſtark genug gemacht, ſobald nur die erſte Bewegung vorüber iſt, von dem, was in dieſer wichtigſten Epoche meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar. Auch würde ich es ohne dieſe Rückſicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu laſſen, wie ſehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünſche, worin du den Schlüſſel zu jenem ſo alten und allgemeinen Glauben der Menſchen zu finden vermeinſt.

Wilibald. Glücklicher Weiſe iſt es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umſtändliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geſchichte meiner Seele in jenem — Zeitraum einzulaſſen. Ich ſage glücklicher Weiſe, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre ſchwer, wo nicht unmöglich, iſt, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unſerm Innerſten unwillkürlich und ohne unſer Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmiſchungen der Phantaſie und der Urtheilskraft darzuſtellen; theils, weil Alles, was ſich auf das beſondere und in ſeiner Art, wo nicht einzige, doch gewiß höchſt ſeltene Verhältniß, worin ich ſechsunddreißig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas Heiliges für mich iſt und bleiben ſoll, wovon ich, ohne eine mir ſelbſt unverzeihliche Profanation, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir alſo überhaupt von meinem damaligen Gemüthszuſtand am deutlichſten bewußt bin, iſt, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß ſie lebe und mir nahe ſey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beſchäftigt war, wobei die Seele ganz in ſich ſelbſt geſammelt ſeyn muß, um alle ihre Kräfte deſto freier und harmoniſcher zuſammenſpielen zu laſſen. Dieſes Gefühl war ſehr verſchieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Perſon, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir ſie zu ſehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft

vermiſſen macht. Dieſes letztere Gefühl iſt immer ſchmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, deſſen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuſchung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, ſie zu ſehen oder zu hören; aber mir war, ſie ſehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß ſie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literariſchen Arbeiten, die mich im erſten halben Jahr den größten Theil des Tages über beſchäftigten, wurde ſie ſo oft apoſtrophirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringſten dadurch geſtört wurde. Im Gegentheil, dieſes Gefühl ihrer geiſtigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechiſchen Dichter dem Anhauch einer Muſe zuſchrieben; es belebte meine Lebensgeiſter und ſtärkte meinen Kopf nicht weniger als mein Herz kräftiger als das beſte Cordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasſelbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, ſondern das Daſeyn ſelbſt ſchwerlich hätte ertragen können.

Selmar. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung deine Phantaſie immer ſo unthätig blieb, als du ſagſt, und dir die Freundin, die dir unſichtbar immer ſo nahe war und ſo ſtark auf dich wirkte, nie in ſichtbarer Geſtalt vor Augen ſtellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald. Ich würde mich ſelbſt darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft

(die überhaupt nie ſo feurig war) gehörte, daß ſie mir die individuelle Geſichtsbildung und Geſtalt der Perſonen, die ich am meiſten liebte, ſogar in meiner Jugend, nie ſo lebendig und mit ſo ſcharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler geweſen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantaſie vorſchwebte, ein ſehr ähnliches Porträt hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich ſie ſo ſelten in Träumen ſah. Denn, wiewohl mir ihre geiſtige Gegenwart ſehr wohlthätig war, ſo geſtehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; ſo daß ich ſie nicht ſelten mit dringenden Bitten beſtürmte, mir im Traum zu erſcheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit, ſie wiederzuſehen, ſey.

Selmar. Hoffentlich ließ ſie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald. Ich kann nicht ſagen, daß ſie mir dieſe Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwieſen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichſtes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantaſie mit Erinnerungen an die ſchönſten Scenen unſers Lebens zu erwärmen ſuchte. Indeſſen ſtörte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl ihrer unſichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum ſie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn ſie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, ſeit ihrem Verſchwinden aus der ſichtbaren Welt, keine andere als eine geiſtige Gemeinſchaft — as soul approches soul, wie ein engliſcher Dichter ſagt — zwiſchen uns möglich ſey. Ich ſuchte mich nun durch die Vorſtellung zu entſchädigen, daß ſie, die einſt mein guter Engel in irdiſcher Geſtalt geweſen war, nun eben dieſes

Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unſichtbarer Weiſe fortſetze; und es wurde mir um ſo leichter, dieſe Vorſtellung lebendig zu erhalten, da ich ein ſonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner beſſern Gedanken ihrer Eingebung und jedes noch ſo kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuſchreiben. — Doch ich ſehe, daß ich ziemlich weit über die Grenzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will alſo nichts hinzuſetzen, als, daß auch jenes ſelige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr faſt in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerſtreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von ſeiner Lebhaftigkeit verlor und ſich endlich in die Maſſe jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt ſind, die aber durch die geringſte Veranlaſſung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden und die Kraft, womit ſie auf unſer Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von dieſem Gefühl alles Individuelle beſeitige, ſo bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menſchen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nämlich etwas, demjenigen ſehr ähnlich, was jeder Menſch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieſes Verluſtes ſich vollkommen bewußt, eine Zeit lang das verlorne Glied noch immer zu beſitzen wähnt und ſeines Irrthums meiſtens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieſes, ſich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären laſſe, davon ſoll jetzt nicht die Rede ſeyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben ſo natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit ſo gemein gewordenen

Glaubens an Geiſtererſcheinungen habe werden können? Dieſes Gefühl oder, wenn du willſt, dieſer gefühlähnliche Wahn, daß eine verſtorbene Perſon noch da ſey, leiht natürlicher Weiſe allen Erinnerungen an dieſelbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; Beides ſpannt — und bei ſchwerblütigen oder nervenkranken Perſonen überſpannt es auch wohl — die Einbildungskraft. Bei manchen, zumal zum Träumen ohnehin geneigten Perſonen bringt es öftere Träume hervor, worin die verſtorbene Perſon lebt und handelt; und ſo wie (nach Agathodämons Meinung) Träume dieſer Art im Kindesalter des menſchlichen Geſchlechts und bei allen Völkern, die noch auf den unterſten Stufen der Bildung ſtehen, den Glauben an das fortdauernde Leben der Verſtorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben ſcheinen, ſo könnten ſie auch gar wohl den erſten Geſpenſtergeſchichten das Daſeyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, ſo bedurfte es, um den Glauben an Geiſtererſcheinungen zu begründen, ſchwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzuſtand bei Perſonen von ſtarker Einbildungskraft die Idee eines Verſtorbenen bis zur Anſchaulichkeit außer ſich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren ſetzten dann ſolche vermeinte Ereigniſſe gar bald in Umlauf, und ſie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der ſie weiter beförderte, irgend einen Zuſatz, der ſie geſchickter machte, Erſtaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten ſich Schamanen, Prieſter und religiöſe Gaukler aller Arten dieſer reichhaltigen Fundgrube und wußten ſie auf mancherlei Weiſe zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverſtand und die Leidenſchaften roher Menſchen zu benutzen. Die Geiſtererſcheinungen wurden nun immer gemeiner; viele

brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor; tausende gewannen ihre Gestalt blos dadurch, daß sie von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volksmährchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch jetzt bloße Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen phantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Philosoph Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Philosoph W**l in unseren Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbenen Gattinnen bei hellem Tage erschienen sind.

Selmar. Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müssen. Aber, daß du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdauernden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen," daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beinahe mehr, als ich dir verzeihen kann.

Wilibald. Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem

Glauben erhöhen könnteſt, was würden dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar. Du ſelbſt haſt ja geſtanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald. Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigſtens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzu wahrſcheinlich iſt, daß etwas Täuſchendes darin war; ich will ſagen, daß die Urſache davon blos in mir ſelbſt, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu ſuchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere ſtattgefunden hätte, mit der Zeit immer ſchwächer geworden ſeyn? und würde es nicht, wenigſtens zuweilen, in ſeiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar. Warum dieß nicht geſchieht, davon ließe ſich eine ſehr natürliche Urſache angeben. Könnte ſie dir nicht anfangs noch nahe geblieben ſeyn und erſt eine geraume Zeit nachher eine Beſtimmung, die ſie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald. Ich kann freilich nicht beweiſen, daß dieß ſchlechterdings unmöglich ſey; aber ich habe meine Urſachen, es nicht zu glauben.

Selmar. Zum Beiſpiel?

Wilibald. Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt, daß der Tod aller Gemeinſchaft und allen Verhältniſſen zwiſchen den Verſtorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine. Der Himmel bewahre mich vor einer ſo troſtloſen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören ſollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hatteſt du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald. Auch war es glücklich für mich, daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer bloſen Täuſchung; aber ohne dieſe Täuſchung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar. Mir geht es wie den Eiferſüchtigen, die nichts ſo ſehr fürchten, als die Zweifel, ſo man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, beſtätiget zu ſehen, und dennoch nicht aufhören, zu fragen und zu forſchen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald. Dieß iſt, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein haſt. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu ſtreben, auch wenn ſie unſern Neigungen und Wünſchen entgegen ſteht. Irrthum kann uns angenehm ſeyn, aber nie befriedigen. Ich ſagte dir, ich ſey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinſchaft zwiſchen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt ſeyn, und warum ſollte dieß nicht auch der Fall mit mir ſeyn können? Höre alſo meine Gründe und urtheile dann ſelbſt! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, ſondern von irgend einem Cajus oder Titius ſey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweſer des ganzen männlichen Geſchlechts ſeyn kann. Denke dir alſo einen ſolchen Cajus, der mit tauſend Anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte ſie einſt (wie wir vorausſetzen wollen) beim erſten Anblick für die Einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach ſeinem Herzen ſey; und ſo hatte er ſie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie beſaß alle Tugenden ihres Geſchlechts und war von allen Gebrechen, Unarten und

Schwächen desſelben frei. Mit der treueſten Anhänglichkeit lebte ſie allein für ihn, ertrug ſeine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels und fand keine Aufopferung zu ſchwer, wenn ſie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick erſparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verſtand, ihre ſich ſelbſt immer gleich heitere, ſanfte und angenehme Sinnesart, ihre anſpruchloſen Tugenden und ihre unendlichen Verdienſte um ihn hatten ſie ihm ſo unentbehrlich gemacht, daß er ſich kein größeres Elend denken konnte, als ſie zu verlieren. Ich ſetze Alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem ſolchen Weibe nothwendig die ſchönſten und zarteſten Verhältniſſe des menſchlichen Lebens in ſich ſchließt; gerade ſolche, von welchen man am ſicherſten hoffen ſollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Geſinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich ſehr, dieſe Fannia — die hier blos für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten ſoll — ſie, die ihrem Manne ſo viel war, konnt' es doch blos dadurch ſeyn, daß ſie ein Weib war. Alle jenen ſchönen Verhältniſſe entſprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minneſänger geſtempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieſer mußten ſie alſo auch verſchwinden. Wäre ſie ein Engel, ein zehnfacher Engel geweſen, es half nichts; um Fannia zu ſeyn, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieſes individuelle Weib ſeyn, das ſie war; durch Alles, was ſie mehr oder weniger geweſen wäre, hätte ſie aufgehört, Fannia zu ſeyn, und alle ihre individuellen Verhältniſſe gegen Cajus, die das Glück ſeines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß iſt Natur der Sache und kann, trotz Allem, was von und über die platoniſche Liebe je geſchwärmt worden iſt, nicht anders ſeyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was

hätte ſie ihm ohne dieſe ſeyn können? — aber er liebte Fanniens Seele, und dieſe, um Alles für ihn zu ſeyn, was ſie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt ſeyn.

Selmar. Alles dieß dünkt mich ſo klar, daß es keines weitern Beweiſes bedarf noch fähig iſt.

Wilibald. Gut, lieber Selmar. Es iſt dir alſo ohne Zweifel auch klar, daß, wenn der große Zauberer Merlin ſie in irgend eine andere Perſon ihres Geſchlechts oder in den vollkommenſten aller Männer oder in irgend ein anderes Weſen verwandelt hätte, eben dasſelbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältniſſe zu Cajus verſchwunden wären.

Selmar. Nun ſehe ich, wo du hinaus willſt. Der Tod iſt dieſer leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerſtörte, ſie ſelbſt und Alles, was ſie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen ſagen, was ſie wollen, Fanniens Seele iſt nicht Fannia; das Sichtbare und das Unſichtbare gehören zuſammen: die Perſon iſt nicht mehr, ſobald das Band zerſchnitten iſt, das Leib und Seele zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenſchlang; und an dieſes Ganze waren ja alle die ſchönen Verhältniſſe gebunden, die zwiſchen ihr und Cajus beſtanden. Nicht wahr, dieß iſt, was du meinſt?

Wilibald. Du ſcheinſt mich ſehr wohl begriffen zu haben.

Selmar. Aber können und müſſen dann nicht nach der Auflöſung jenes Bandes andere ähnliche Verhältniſſe eintreten? Muß denn der Geiſt, der Fannien beſeelte, weil er ſeinen ehemaligen Leib verlaſſen hat, darum aufhören, diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in

ſeinem vorigen Leben am meiſten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beſchäftigt hatte?

Wilibald. Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was iſt der Geiſt im Menſchen? gegen dich geltend machen; denn dieſe würde allem Philoſophiren über den Gegenſtand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun, als wüßten wir ſo gut, was Geiſt iſt, als alle andere Menſchen in der Welt, und ſo antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig iſt, kann ihm ohne ihren Geiſt nichts mehr ſeyn und muß unter die Erde. Ihren Geiſt kann er weder ſehen noch hören; aber das Uebel iſt gegenſeitig, ihr Geiſt kann auch ihn weder ſehen, noch hören, noch anſprechen, denn er hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Deſſenungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ und mit dieſem alle Vorſtellungen von ſeinem vorigen Leben und deſſen Verhältniſſen verloren hätte.

Selmar. Das iſt erbärmlich!

Blandine. Geben Sie ſich zufrieden, guter Selmar — Es iſt kein wahres Wort an Allem, was er da ſagt — Es kann unmöglich ſo ſeyn, und ich wette, er glaubt es ſelbſt nicht.

Wilibald. Ruhig, Blandine!

Blandine (zu Selmar). Denken Sie nur an D. W**ls ätheriſches Organ, das die Seele mit ſich nimmt, indem ſie ſich von ihrer irdiſchen Schale ablöst.

Selmar. Beinahe hätt' ich es in der erſten Angſt vergeſſen. Wenn ich recht berichtet bin, ſo haben die berühmteſten Philoſophen aller Zeiten der Seele einen ſolchen un-

ſichtbaren Leib zugeſchrieben, den ſie nie verläßt, und mittelſt deſſen ſie immer im Zuſammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald. Alle jene ſcharfſinnigen Herren wußten ſo wenig als du und ich, was Geiſt und Materie iſt, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätheriſchen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber, es ſey, wie du willſt! was gewinnen wir dabei? Fürs Erſte kann dieſes unter keinen unſerer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unſerer Sinne wirken und iſt alſo ſchlechterdings ungeſchickt, den Geiſt, dem es zugehört, in Gemeinſchaft mit uns zu bringen. Aber, auch dieſes phyſiſche Unvermögen bei Seite geſetzt, wie ſollte Fanniens Geiſt ſich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehelichen und mütterlichen Verhältniſſen beſchäftigen können, da durch die Trennung von ſeinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerriſſen ſind, wodurch er in ihrem irdiſchen Leben an dieſen Verhältniſſen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben ſeyn, ſo müſſen ſich dieſe doch in dem neuen geiſtigen Leben, das er begonnen hat, ſehr bald verwiſchen, und höchſtens mag er ſich ihrer noch eine Zeit lang, ſo wie erwachſene Perſonen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle dieſe ſchönen Verhältniſſe, die einſt zwiſchen Fannia und ihrem Gatten beſtanden und die Quellen ihrer reinſten Glückſeligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er ſelbſt aufhören wird, zu ſeyn, was er jetzt iſt.

Blandine (mit Wärme). Kannſt du dieſen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald. Ich muß.

Blandine. Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftſchlüſſe. Es ſagt mir, daß ſie nicht wahr ſind, wiewohl ich ſie nicht zu widerlegen vermag. Mit einem Wort, ich fühl' es, daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald. Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen; — aber ich weiß, leider! daß es bloſe Täuſchung iſt. Wir ſahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck, der uns von ihrem Leben blieb, iſt alſo hundert Millionen Mal ſtärker als der von ihrem Tode; und ſo geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünſte in einem Regentropfen, zuſammenfließen (das Gefühl, das uns ſagt, ſie lebe), ein ſo mächtiges Uebergewicht für unſer Herz hat.

Blandine. Du biſt ein grauſamer Menſch!

Wilibald. Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir ſelbſt eine tröſtliche Vorſtellung zu rauben, wenn es in meiner Willkür ſtände, anders zu denken? Aber gib dich zufrieden, Liebe! Was dir das Reſultat meiner Schlüſſe ſo verhaßt macht, iſt bloſer Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, ſondern aus einem ſehr eigennützigen Gefühl entſpringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinſt, noch lebt und glücklicher iſt als wir, obgleich das Wie von Beiden außerhalb der Gränzen unſeres Wiſſens liegt? Warum willſt du ihr noch immer wichtig genug ſeyn, daß ſie ſich mit dir beſchäftige?

Blandine. Dafür könnt' ich einen ſehr guten Grund angeben — aber ich ſchweige.

Wilibald. O, ich weiß recht gut, was du verſchweigſt, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede iſt jetzt nicht von dem, was wir wünſchen oder unſerm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moraliſches Bedürfniß für uns iſt.

Selmar. Du behaupteſt alſo, wie ich höre, daß unſer Geiſt mit dem Körper, den er beſeelte, auch des Bewußtſeyns deſſen, was er im Leben war, erfuhr und that, durch den Tod verluſtig werde? daß kein ihm ſelbſt deutlicher Zuſammenhang zwiſchen ſeinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit einem Wort, daß er aufhöre, die Perſon zu ſeyn, die er war, und, wofern anders ein neues Daſeyn für ihn beginnt, eine ganz neue Perſon zu ſeyn anfange?

Wilibald. Ich kenne die Geiſterwelt zu wenig, als daß ich ſo ganz poſitiv über dieſe Dinge abſprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen ſeyn; und wie weit ſind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unſeres Geiſtes ergründet zu haben? Indeſſen leugne ich nicht, daß mir der Verluſt der Erinnerung unſeres vorigen Lebens ein nothwendiges Reſultat meiner Behauptungen zu ſeyn ſcheint.

Selmar. Ein gräßliches Reſultat, Freund Wilibald! Denn, wofern es ſo iſt, wie du ſagſt, ſo iſt mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verſchwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr, denn das Weſen, das nun ſtatt meiner zu leben beginnt, iſt nicht Ich; es iſt ein ganz neues Individuum, und es mag ſich in ſeinem neuen Zuſtande noch ſo wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas Troſtloſeres ſeyn, als dieſer Glaube?

Blandine. Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entſagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald. Wer ſagt, daß dieß nicht geſchehen könne?

Blandine. Keine Sophiſtereien, Wilibald! Was hälfe mir's, meine Schweſter wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald. Liebe Kinder, ich ſehe, daß ihr vor Geſpenſtern erſchreckt. Das Reſultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, ſieht nur darum ſo gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Geſicht geſehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel ſeht, der ſeine wahre Geſtalt verzerrt und verdüſtert. Eine kleine Aufmerkſamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verluſt, der uns Allen bevorſteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erſte ſcheint es ſonderbar, wie wir uns vor einem Verluſt ſo ſehr fürchten können, den wir nicht nur unſer ganzes Leben durch ſtückweiſe täglich erleiden, ſondern bereits, vielleicht ſchon öfters, erlitten haben. Verwiſchen ſich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unſerm Gedächtniß zurückgelaſſen hat? Werden dieſe Erinnerungen nicht immer ſchwächer, ſo wie ihre Gegenſtände ſich von uns entfernen, und verlieren ſie ſich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unſeres Innern bedeckt? Wird dieſer anfangs unmerkliche Verluſt nicht von Zeit zu Zeit ſehr merklich, und nimmt nicht nur die Maſſe unſerer Erinnerungen, ſondern auch die Lebhaftigkeit unſeres Bewußtſeyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich ſo ſehr ab, daß die meiſten Greiſe ſich endlich ſelbſt überleben und in einem Zuſtand, der nicht einmal den

Namen des Vegetirens werth iſt, ein ſichtbares Bild deſſen darſtellen, was ſie nach dem Tode ſeyn werden? Wir ſind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das Letztere in einem ſo ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt ſein Capital ſelbſt aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unſerer ganzen Energie befangen ſind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdieß gewiſſe Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, ſo groß iſt, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal geſetzt ſehen, von Allem, was uns vorher umgab und beſchäftigte, ſo ſtark abſticht und ſo wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewiſſermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unſer voriges Daſeyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten geſetzt wird, worin das Ganze desſelben uns kaum mit ſchärfern Umriſſen und hellern Farben erſcheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zuſammenhang zu haben ſchien, als ſonſt in Träumen gewöhnlich iſt. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menſchen, deren Schickſal es war, in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechſeln, in neue Verhältniſſe zu kommen und in eine für ſie ganz neue Welt verſetzt zu werden, das Nämliche erfahren haben müſſen. Aufs wenigſte *eine* Epoche dieſer Art haben alle Menſchen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier erſten Jahre der Kindheit, deren wohl Niemand in ſeinem fünfzigſten ſich mehr bewußt iſt. Denn, wofern uns auch einige ſchwache Erinnerungen aus dieſem Alter geblieben ſcheinen, ſo ſind es wohl blos Erinnerungen deſſen, was uns von unſern Müttern

und andern mit unſerer Kindheit beſchäftigten Perſonen davon erzählt wurde.

Selmar. Verzeihe, wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Urſache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtſeyn unſerer Kindheit verlieren, ſchwerlich eine andere iſt, als weil der Menſch in dieſem Alter nur ſehr uneigentlich eine Perſon genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über ſich ſelbſt, bei dem ſchwachen Schein einer nur langſam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von ſinnlichen Gefühlen und Trieben ſchwimmt und ſich von andern thieriſchen Weſen blos durch höhere, aber noch unentwickelte Anlagen unterſcheidet. In dieſem Allem iſt der Abſtand des Kindes vom erwachſenen vollſtändigen Menſchen ſo groß, daß meines Erachtens von dem Verluſt des Bewußtſeyns unſerer Kindheit auf den Verluſt der Perſönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geſchloſſen werden kann.

Wilibald. Deine Bemerkung, lieber Selmar, iſt meiner Behauptung günſtiger, als du dir vorſtellſt. Nichts davon zu ſagen, daß du einen ſehr beträchtlichen Theil des menſchlichen Geſchlechts, nämlich aufs wenigſte alle Kinder, die unter ſieben Jahren ſterben, von dem Vorrecht der Unſterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Perſönlichkeit abhängt, ausſchließeſt: läßt ſich denn etwa leugnen, daß bei Weitem die größte Anzahl der Menſchen, in Anſicht ihres Verſtandes und ihrer Sittlichkeit oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverſtandes und der unheilbaren Inconſequenz und Unſittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Iſt der gegenwärtige Zuſtand dieſer nie zur Reife gelangten Thiermenſchen — und wie ungeheuer groß iſt nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigſtens in Vergleichung mit dem geiſtigen Leben, worein uns der Tod verſetzt,

wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unseres Menschenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsere Vorstellungen schöpfen, und auf welche wir alle unsere Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zu Erzeugung unserer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unseren Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar. Alles, was du mit diesem Raisonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben

befeſtigt fühle, daß unſere Seele im Tode ein unſichtbares Organ mit ſich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch daſſelbe mit dem ganzen Nervenſyſtem in der engſten Verbindung ſtand. Angenommen, daß dieſes ätheriſche Organ das wahre Senſorium der Seele ſey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorſtellungen in ſich enthalte, ſo dünkt mich, ich begreife einigermaßen, wie es möglich ſey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zuſammenhang ihrer Vorſtellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtſeyn deſſen, was ſie in ihrem vorigen Leben geweſen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald. Du beweiſeſt alſo das Daſeyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Perſönlichkeit ohne daſſelbe beweiſen zu können; und du beweiſeſt die Fortdauer der Perſönlichkeit aus dem Daſeyn dieſes Organs. Dieß ſcheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu ſeyn, wodurch Keines von Beiden bewieſen wird. Wenn ich aber auch ſo gefällig ſeyn wollte, dir das Daſeyn eines ſolchen Organs zuzugeben, ſo gewänneſt du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen ſo ſehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßteſt du außer Zweifel ſetzen können, daß dieſer ätheriſche Leib durch den Tod nicht paralyſirt und zu den Dienſten der Seele ungeſchickt gemacht worden ſey, was doch ſchon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten iſt; denn man hat Beiſpiele von Perſonen beides Geſchlechts, die auf dieſe Weiſe die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und alſo mit ihr einen Theil ihrer Perſönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar. Vorausgeſetzt, daß der Seele ein unzerſtörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt

auf immer zugegeben iſt, läßt ſich nicht zweifeln, daß es ſeiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geſchickt ſey, ſeine Beſtimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beiſpielen, deren du erwähnſt, andere von bewährter Gewißheit entgegen ſetzen, wo in einer gewiſſen Art von Verzückung die Seele ſich zum Anſchauen überirdiſcher Gegenſtände erhoben und von unbeſchreiblichen Wonnegefühlen überſtrömt fühlte, während eine todtenähnliche Erſtarrung des ganzen Körpers alle äußere Sinne in gänzliche Unthätigkeit ſetzte. Ich ſelbſt habe eine Perſon, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche dieſe Art von Ekſtaſen öfters erfuhr und, ſowie ſie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, ſich deſſen, was ſie in jenem außerordentlichen Zuſtande geſehen und empfunden, noch innigſt bewußt zu ſeyn verſicherte, wiewohl ſie keine Worte fand, es zu beſchreiben. Durch ſolche Beiſpiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu ſeyn, daß der Körper paralyſirt und außer aller Thätigkeit geſetzt ſeyn könne, ohne daß das innerſte unmittelbare Organ der Seele deßwegen in ſeinen Verrichtungen geſtört wird.

Wilibald. Ich, lieber Selmar, ſchließe aus ſolchen außerordentlichen Erſcheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerſte Organiſation unſeres Körpers, die Natur unſeres Gehirns und Nervenſyſtems, das Band zwiſchen Seele und Leib, das Weſen des Geiſtes und der Materie, Alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Iſis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätheriſchen Leibe der Seele iſt nicht einmal das Daſeyn bekannt. Was für Reſultate ſollen alſo mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beſchaffenheit und Urſache (wenn es auch mit der Wahrheit des Factums

seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beispiel, worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsere Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges Leben oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergalerie beschauen: Alles, was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunkenen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedrückte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O, flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft, die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine blos idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart

und Nähe derſelben; man möchte gern von ſeinen Verſtorbenen noch immer geſehen, noch gehört werden und von dem Antheil, den ſie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch ſo wäre, als ob ſie nicht geſtorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätheriſcher Leib nicht verhelfen. Er iſt zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und ſtufenweiſe ſich vergröbernden Organe, durch welche er mit den ſichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unſrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht geſpürt, ſeine Stimme nicht gehört, ſeine Geſtalt nicht geſehen, kurz, er iſt für uns eben ſo viel, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieſer Bewandtniß bleibt freilich Jedem die Freiheit unbenommen, ſich zum Behuf der Bedürfniſſe ſeines Herzens mit ſo angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen, als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwiſchen uns) die Rede von dem iſt, was wir vernünftiger Weiſe als wahr oder wenigſtens als das Wahrſcheinlichſte anzunehmen genöthigt ſind, ſo ſehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieſelbe Perſon zu bleiben, die ich im Leben war, und folglich die Verhältniſſe und Verbindungen, die einſt das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzuſetzen. Das Weiſeſte dürfte alſo wohl ſeyn, uns in das gemeinſchaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben und etwa die Gründe aufzuſuchen, die uns über dieſen Verluſt tröſten können.

Selmar. Mich dünkt, ich werde mich nie mit dem Gedanken ausſöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu ſeyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung deſſen, was ich im Leben war,

und das Bewußtſeyn, daß ich noch dieſelbe Perſon ſey, verlieren ſollte. Ich ſehe ganz und gar keinen wahren Unterſchied zwiſchen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Perſönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Perſon beginnen mag?

Wilibald. Ich will nicht ſchlechterdings behaupten, daß der Geiſt unmittelbar nach der Trennung vom Körper ſich nicht ſeiner ſelbſt bewußt ſey und einige Erinnerung aus ſeinem vorigen Zuſtand mit ſich nehme. Aber, was mir gewiß ſcheint, iſt, daß dieſe Erinnerung ſich ſehr bald in ſeiner neuen Art zu ſeyn verlieren müſſe, weil alle die Fäden, worin ſie hing, abgeſchnitten ſind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, ſo ſehr verſchieden iſt, ſich natürlicher Weiſe ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigt.

Selmar. Nur allzu wahrſcheinlich! Aber das iſt es eben, was ich beklage.

Wilibald. Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen iſt. Ich müßte mich ſehr irren, oder der wahre Grund, warum man ſich den Verluſt der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas ſo Schreckliches vorſtellt, liegt in einem Trugſchluſſe, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres widerfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Beſinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Blos darum, weil dieſer Verluſt uns auf einmal aus allen unſeren Verhältniſſen, aus unſerem ganzen Wirkungskreiſe, aus allen unſeren Verbindungen, Entwürfen, Beſtrebungen und Erwartungen herauswirft, unſerem Leben alles Intereſſe benimmt und uns mit einem Wort in den Zuſtand der erſten

Kindheit zurückſetzt. Wahr iſt's, Alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen ſind nicht eben dieſelben. Der Menſch hat aufgehört; aber der Geiſt, der ſich in einen neuen, ſeiner Natur angemeſſenen Zuſtand verſetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn ſeyn könnte. Alle ſeine vormaligen Verhältniſſe, Verbindungen, Entwürfe, kurz, ſeine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog ſich auf ſein Menſchenleben; ſowie dieſes aufhört, kann das Vergeſſen derſelben nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen für ihn haben und iſt in mancher Rückſicht eher Gewinn als Verluſt. Denn, da es nicht länger in ſeiner Gewalt iſt, denen, die er einſt liebte, Beweiſe ſeiner Theilnahme zu geben, ſo würde die Erinnerung an ſie eher ſeine Ruhe ſtören, als ſein Glück erhöhen. Ueberhaupt was ſollte dem entfeſſelten Geiſt das Andenken an ſein Menſchenleben helfen? Deſſen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth ſeyn möchte, iſt ſo wenig; deſſen, was wir ſchon in dieſem zu vergeſſen wünſchen, ſo viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenſchaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns ſelbſt verſündigten, kann in dieſem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein ſehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückſeligkeit eines Geiſtes ſeyn, deſſen Wahrheitsſinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenſchaften gereinigt, nun hell und lauter genug iſt, Alles nach innerem Werthe zu würdigen und folglich einzuſehen, wie wenig Gutes ſelbſt der beſte Menſch zu wirken vermag, wie wenig auch von dieſem Wenigen auf ſeine eigene

Rechnung kommt, wie viel falſcher Schein und Gleißnerei ſelbſt in ſeinen Tugenden iſt, und wie oft er Böſes gewirkt hat, wenn er Gutes zu ſchaffen wähnte.

Selmar. Wenn wir denn auch von dieſer Seite nichts verlören, wer kann ſich an den troſtloſen Gedanken gewöhnen, ſeine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der ſüßen Hoffnung entſagen, ſie wieder zu erkennen und ſich an ihnen und mit ihnen eines ſchönern vollkommnern Daſeyns zu erfreuen?

Blandine. Ich bekenne rund heraus, daß ohne dieſe Hoffnung der Tod für mich aller ſchrecklichen Dinge ſchrecklichſtes wäre.

Wilibald. Das Uebel, meine Lieben, iſt nicht halb ſo groß, als es euch vorkommt. Setzen wir einmal den Fall, zwei liebenswürdige Perſonen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen und hätten ſich in dieſer Zeit ſo herzlich geliebt und ſo viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieſes Alters nur immer fähig ſind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären ſie getrennt worden und würden erſt nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zuſammen gebracht. Ohne Zweifel hätten ſich binnen dieſer langen Zeit alle Bilder der erſten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwiſcht, und ſie würden ſich ſo wenig erinnern, einander je gekannt zu haben, als ob ſie ſich nie geſehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß ſie einander jetzt, vielleicht ſchon auf den erſten Blick oder doch nach ſehr kurzer Bekanntſchaft, tauſendmal inniger lieb gewännen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden ſie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben und ſich in ihrer Freundſchaft weniger glücklich fühlen, weil ſie vergeſſen hätten, daß ſie ſchon als kleine Kinder

mit einander gegeſſen, geſpielt, Wieſenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zuſammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermaligen gemeinſchaftlichen Glücke dadurch zuwüchſe, wenn ſie ſich dieſer Kindereien noch erinnerten? Ihr ſeht, daß dieß gerade der Fall mit Allen, die durch Freundſchaft und Liebe in dieſem Leben vereinigt waren, ſeyn wird wenn ſie im künftigen wieder zuſammen gebracht werden, woran ich nicht zweifle, und was wenigſtens nichts Unmögliches iſt.

Blandine. Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar. Weil es denn einmal nicht anders ſeyn kann, ſo geſtehe ich, daß mich dieſe Vorſtellung mit dem Verluſt der Freude, meine Geliebten dereinſt wieder zu erkennen, ſo ziemlich ausſöhnt. Dieſe Freude, die in unſerem Erdeleben oft ſo unausſprechlich ſüß iſt, iſt es doch wohl im Grunde blos darum, weil wir noch Menſchen ſind und durchs Wiederſehen in den Genuß aller der ſchönen und zarten menſchlichen Verhältniſſe wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dieß iſt z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elyſium ins Menſchenleben zurück verſetzten Alceſte, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er ſie zu ihrem Admet ſagen läßt:

> Ich hab' Elyſiums Glück empfunden,
> Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
> Iſt keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders geweſen, wenn ſie ſich in der unſichtbaren Welt als Geiſter wieder gefunden hätten.

Wilibald. Wenig Andere haben wohl jene Wonne, von welcher Alceſte ſingt, in einem höheren Grad empfunden, als

ich ſelbſt: denn ſchwerlich geht ſie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu ſehen. Ja ſogar das überſchwängliche Wonnegefühl, ſie aus dem Grabe ſelbſt ins Leben zurückgekehrt zu ſehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, ſo lebendig erfahren, als Admet in dem Singſpiel, deſſen du dich bei dieſer Gelegenheit erinnerſt. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreiſe aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch ſtille Theilnahme als unzeitige Tröſtungen zu lindern geſucht hätten: auf einmal wäre die Thür aufgegangen, und ſie, die wir Alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reiſe, friſch und geſund zurückgekommen und mit ihrem eigenſten ſchönen Ausdruck der reinſten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieſes Augenblicks zu ſchildern. — Aber die wahre Quelle desſelben haſt du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuſchende Verwirrung reinmenſchlicher Verhältniſſe mit reingeiſtigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte beim Wiederſehen in der Geiſterwelt ſtattfinden.

Blandine. Dieſer Zuſatz iſt nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnſucht nach der Verſetzung unter die Geiſter einzuflößen.

Wilibald. Auch war er nicht zu dieſem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar. Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerkſamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeigehen zu entfallen ſchien. Wir könnten, ſagteſt du, uns vielleicht ſchon mehrmal in dem

Falle befunden haben, die Erinnerung unſers vergangenen Zuſtandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen, was du damit meinteſt?

Wilibald. Bald hätte ich vergeſſen, dieſes Punktes wieder zu erwähnen; nicht, als ob ich die Sache ſelbſt für zweifelhaft hielte, ſondern, weil ſie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich iſt. Du biſt doch auch der Meinung, Selmar, daß unſre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper ſchon da geweſen iſt?

Selmar. Ich geſtehe, daß ich mich über dieſen Punkt immer mit dichteriſchen Phantaſieſpielen beholfen und nie ernſtaft darüber nachgedacht habe. Indeſſen, da ich mir nicht vorſtellen kann, daß Nichts zu Etwas werden, oder das blos idealiſche Daſeyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daſeyn genannt werden könne: ſo ſehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unſre Seele ſchon vor unſerm gegenwärtigen Leben exiſtirt haben müſſe.

Wilibald. Wenn dieß iſt, ſo entſteht natürlicher Weiſe die Frage, wie ſie exiſtirt habe?

Selmar. Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organiſchen Leibe. Denn, hätte ſie jemals als reiner Geiſt exiſtirt, ſo wäre unbegreiflich, was ſie geſündigt haben könnte, um eine ſo harte Strafe zu verdienen, wie die Einſperrung in einen irdiſchen Leib für einen ſolchen Geiſt ſeyn müßte; zumal da es offenbar ſcheint, daß alles phyſiſche und moraliſche Elend der Menſchheit eine natürliche Folge derſelben iſt.

Wilibald. Die Unterſuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unſerm Wege führen. Aber vielleicht gibt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geiſter, d. i. ſolche, für welche keine materielle Welt vorhanden

wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organiſchen Körper außer ſich wirken könnten? — Wie dem aber auch ſey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zuſtand unſrer Seele vor dieſem Leben, von welcher Beſchaffenheit er auch geweſen ſeyn mag, nicht die mindeſte Erinnerung haben; und ich ſehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns ſchon begegnet iſt, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das ſollten ſchließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von dieſem Leibe wieder geſchieden werden. So wie das Menſchenleben, das wir mit unſrer Geburt begannen, keine Fortſetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens iſt, ſo wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortſetzung des gegenwärtigen, ſondern der Anfang eines ganz neuen ſeyn.

Selmar. Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu ſetzen, da Alles, was ich von dieſer mit Gewißheit ſagen kann, aus Anſchauungen geſchöpft iſt, zu welchen der Körper unentbehrlich ſcheint. Was ſie nach der Trennung von demſelben ſeyn wird, liegt außer dem Geſichtskreis meines Verſtandes. Aber noch ſehe ich nicht, wie die moraliſchen Einwürfe zu heben ſeyn könnten, die deiner Behauptung im Wege ſtehen. Fürs Erſte, ſo fällt mit dem Verluſt deſſen, was man die Perſönlichkeit nennt, alle Beſtrafung der Böſen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Böſewicht beſtraft werden, wenn er ſich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald. Mir fällt hier der Apolog von einem frommen muſelmänniſchen Derwiſch bei, der in einem Geſicht

eine majeſtätiſche Frau von koloſſaliſcher Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Waſſers in der andern aus den Wolken herabſteigen ſah. Der Derwiſch erkühnte ſich, ſie zu fragen, was ſie vorhabe? Ich gehe, ſagte ſie, mit dieſer Fackel das Paradies in den Brand zu ſtecken und mit dieſem Waſſer das Höllenfeuer auszulöſchen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige ſey, was die Menſchen zum Guten antreibe und vom Böſen zurückhalte. Dieſe Frau hatte ein ſehr gutes Werk vor, und deſto beſſer, wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Phantaſie der Menſchen zu vertilgen. Denn die Furcht, in jene, und das Verlangen, in dieſes zu kommen, verändern nichts an der innern Beſchaffenheit des Gemüths, und nur der iſt gut, der es aus Liebe des Guten oder (was ganz dasſelbe ſagt) aus reiner Liebe Gottes iſt: Unſchuld, Güte des Herzens und Rechtſchaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer, das wir der Pflicht bringen, jede Beſiegung einer unedeln Leidenſchaft belohnt ſich ſelbſt und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar. Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald. Gibt Jedem, was ihm gebührt. Gute und Böſe werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder beſtraft.

Selmar. Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald. Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewiſſen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar. Ruchloſe Verbrecher haben wenig Gefühl für die ſtrafende Geißel des Gewiſſens. Auch gibt es Böſewichter, die ſo ungeheure Thaten begangen haben, daß der

Gedanke, ſie nicht härter als durch Gewiſſensbiſſe beſtraft zu wiſſen, kaum erträglich iſt.

Wilibald. Wir ſind oft grauſam, lieber Selmar, indem wir blos gerecht zu ſeyn wähnen. So iſt es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menſchen, der große Abſcheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmiſcher, einen Vatermörder, einen Räuber, der die Beraubten unmenſchlich mißhandelte, keine martervolle Beſtrafung zu grauſam findet. Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerſte der Menſchen und des Zuſammenhangs der Dinge blicken könnte, tauſend Umſtände entdecken würde, welche, wie abſcheulich ein Verbrechen an ſich ſelbſt ſeyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenſtand des Mitleidens als des Abſcheues machen müſſen. Viele dieſer Art ſind von Kindheit an zu dem, was ſie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche ſind vielmehr Verrückte und Wahnſinnige, als vorſätzliche Böſewichter. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der unmenſchliche Robespierre in vollem Ernſt ein Brutus, ein echter Patriot zu ſeyn wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verſchaffen, ſo, wie er verfuhr, verfahren müſſe. Die Vorſtellung des Glücks vieler tauſend Millionen Menſchen, welches er in ſeinem Wahnſinn durch den Tod einiger Hunderttauſend feſt zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit, die er auf einem Poſten wie der ſeinige für weibliche Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieſer Art wären grauſame Strafen ungerecht. Aber bei Weitem der größte Theil der Menſchen kann weder gut noch böſe genannt werden: ſie ſind Beides, aber weder das Eine noch das Andere ſo, daß es ihnen von einem recht richtenden

moraliſchen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauſchten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechaniſcher Angewöhnungen, oder ungeregelter Begierden und Leidenſchaften, von welchen ſie mit der Gewalt eines Stroms fortgeriſſen werden. Das bürgerliche Geſetz iſt genöthigt, indem es das Verbrechen beſtraft, ſich ſelbſt an dem Verbrechen zu rächen: die rein moraliſche Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geſchehene nicht ungeſchehen gemacht werden kann, ſo begnügt ſie ſich, das Uebel zu vergüten und den, der es beging, in einen Zuſtand möglicher Beſſerung zu ſetzen. — Was die Guten betrifft, ſo iſt nur zu wahr, daß viele in dieſem Leben ohne ihre Schuld leiden und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schickſals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um, bei einem Erdbeben von der Erde verſchlungen oder von einſtürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langſamen qualvollen Todes zu ſterben? Womit hat dieſe gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunſt mit ihrem Säugling, den ſie retten wollte, den ſchrecklichſten Tod in den Flammen zu finden? Tauſend Beiſpiele dieſer Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorſehung für die Individuen erſchüttern, ſcheinen einen reichen Erſatz für die Leiden dieſes Lebens in dem zukünftigen zu fordern — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber, wie groß dieſe Vergütung auch ſeyn möchte, kann ſie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe iſt in ſolchen Fällen die beſte Entſchädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorſtellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von

dem, was ſich zwiſchen Menſchen und Menſchen gebührt, auf das, was der höchſten Gerechtigkeit anſtändig iſt, zu ſchließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung ſchuldig zu ſeyn, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu ſie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es iſt unſer eigener Vortheil, wenn wir ſie durch den ihrigen aufmuntern, ſich immer mehr Verdienſte um uns zu machen. Aber die Nemeſis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr, als er ſchuldig, noch mehr, als ihm möglich iſt. Um vollkommen gerecht zu ſeyn, bedurfte ſie, menſchlicher Weiſe zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unſrer Geſinnungen und Handlungen jeder Zeit den Grad der innern Glückſeligkeit beſtimmt, die mit dem Bewußtſeyn derſelben unmittelbar verbunden iſt. Der Weiſe und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltſamen Todes, den ſeine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, ſich gegen ſeine Freunde über Seyn und Nichtſeyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von ſiebenzig Jahren des Guten genug genoſſen zu haben und unterwirft ſich ruhig dem unbekannten Naturgeſetze, kraft deſſen er mit dem Tode entweder Sokrates zu ſeyn aufhören oder in einem neuen Leben, in der unſichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieſer war — durch ſich ſelbſt und die Verbindung mit andern Weiſen und Guten — glücklich ſeyn werde.

Selmar. Bei Allem dem läßt ſich ſchwerlich leugnen, daß der Glaube, vom Bewußtſeyn unſrer Geſinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirkſames Mittel ſeyn kann, zum Guten aufzumuntern

oder vom Böſen zurückzuhalten; und ſollte uns nicht jedes auch noch ſo gering ſcheinende Mittel, das der Schwäche unſrer moraliſchen Natur zu Hülfe kommt, heilig ſeyn?

Wilibald. Ich möchte dieß nicht ohne viele Einſchränkung behaupten; denn es würde ſonſt allen Arten von frommen Täuſchungen und Gaukeleien, deren man ſich zur Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müſſen. Doch ich habe nicht nöthig, dieſen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menſchen kenne, dürfte wohl der moraliſche Einfluß, den du jenem Glauben beilegſt, etwas unendlich Kleines ſeyn. Es liegt nun einmal in der menſchlichen Natur oder vielmehr in der Natur des Lebens ſelbſt, daß der Menſch an den Tod und das, was auf denſelben folgen mag, ohne beſondere Veranlaſſung von außen nur ſehr ſelten und auch alsdann meiſtens nur ſehr flüchtig denkt und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in ſeinem wahren Element webt und ſtrebt, ſich eines ſo fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar. So wirſt du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigſtens guten Menſchen, keinen geringen Troſt in unverſchuldeten Leiden gewähren müſſe.

Wilibald. Ich hoffe, du kennſt mich zu gut, als daß du mir die Abſicht zutrauen könnteſt, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irremachen zu wollen. Wenn du auf den Gang unſrer bisherigen Unterhaltung zurückſehen willſt, ſo wirſt du finden, daß wir durch Erfahrungsſätze und Vernunftſchlüſſe, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu ſetzen hatten, zu jenen Reſultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer aus der Natur der Sache geſchöpften Gründe, mit moraliſchen zu beſtreiten ſuchſt, welche meiſtens nur ſo viel gelten, als man

ſie gelten laſſen will. Ich bin weit entfernt, das ewige Leben unſers Geiſtes zu leugnen: aber, da wir uns, unverſehens und auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt, in ziemlich ſtarke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Perſönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas ſehr Menſchenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen ſuchte, der Verluſt, womit wir uns bedroht ſehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verluſt für die Menſchheit ſeyn. Daß unſer eigentliches, den Tod überlebendes Ich dadurch, daß es aufhört, der individuelle Menſch zu ſeyn, den es im vorigen Leben vorſtellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unſerm gegenwärtigen Menſchenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß ſehr viel gewinnen würden, wenn der ſadducäiſche Glaube, daß der Tod allen unſern jetzigen Verhältniſſen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine. Ich will im voraus von ganzem Herzen auf dieſen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer ſeyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören, worin er beſtehen kann.

Wilibald. Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollſtändigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit iſt. Ich will mich alſo blos auf zwei oder drei Stücke einſchränken, die in meinen Augen alle moraliſche Vortheile, welche der entgegenſtehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar. Laß hören, lieber Wilibald! Du ſpannſt meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald. Und wenn ich euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mir's damit gehen, wie dem Columbus

mit ſeinem auf die Spitze geſtellten Ei. Sey es darum! die Sache bleibt, was ſie iſt. Aber Eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverſtändniſſen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage iſt, wie viel oder wenig moraliſchen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böſe, d. i. von Grund aus verdorbene Menſchen in gar keine Betrachtung. Denn für dieſe kann nichts gleichgültiger ſeyn, als ob dieſes oder jenes Syſtem das wahre, dieſer oder jener Glaube der rechte iſt. Ihnen iſt Alles wahr, was ihren Leidenſchaften ſchmeichelt, Alles recht und gut, was ein Mittel iſt, ihrem Egoism die möglichſte Befriedigung zu verſchaffen; ſie ſind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube ſie weder beſſer noch ſchlimmer machen kann. Dieſe aber und die noch ganz rohe Menſchenclaſſe, die wie alle andere Thiere blos im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich, daß meine folgenden Behauptungen ſo ziemlich auf alle Menſchen paſſen, wenn ſie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildeteren Claſſen anwendbar ſeyn ſollten. Ich ſage alſo, wenn die Menſchen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menſchenlebens ſey, ſo würde dieſer Glaube alle Bande der Liebe und Freundſchaft, beſonders alle die engern und zärtlichern Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, Eltern, Kindern und Geſchwiſtern ſtärker zuſammen gezogen haben. Zum Maßſtab kann uns hierin dienen, was wir erfahren, wenn wir im Begriff ſind, uns von einem ſehr theuren Freund ohne alle Hoffnung des Wiederſehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloſer Gewißheit vorausſehen, daß wir eine geliebte Perſon in Kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders

iſt uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Ausſicht ſchmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Intereſſe haben jetzt dieſe Perſonen und Alles, was ſie ſagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch ſo geringe Beweis, den wir ihnen von unſerer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie ſorgſam ſuchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth iſt, zu benutzen, um jeden leiſeſten Wunſch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unluſt zu erſparen, jede Beſchwerde zu erleichtern! Alles das würde, in dieſem Grade wenigſtens, nicht Statt finden, wenn unſere Einbildung noch den unabſehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor ſich ausgedehnt zu ſehen wähnte, in welchen alle dieſe, jetzt in einen ſo engen Zeitraum zuſammengepreßten Aeußerungen unſerer Zärtlichkeit ſich vertheilen würden. Dieß Letztere iſt nun der Fall, da ein leiſes, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menſchen ewig leben werden, unſer Daſeyn, unſere Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachläſſig macht uns dieſes dumpfe Gefühl, welches uns um einen ſo großen Theil wahren Lebensgenuſſes betrügt, in Erſtattung von tauſend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geſelligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten, denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu ſeyn oder ſie mit unangenehmen Augenblicken zu verſchonen, laſſen wir entſchlüpfen, ohne uns ſonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unſer gegenwärtiges Daſeyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrſchende Gedanke, daß wir unſere Lieben wiederſehen und wenigſtens einen Theil der alten Verhältniſſe mit

ihnen in einem neuen Leben fortſetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir feſt überzeugt, daß unſere zärtlichſten Verbindungen in die enge Dauer dieſes Lebens eingeſchränkt ſind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod ſich Beziehendes, was wir von Kindheit an hören und ſehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunkeln Gefühle würde und als ſolches im Grund unſerer Seele wirkte: alle unſere ſympathetiſchen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menſchlicher, mitleidiger und nachſichtiger gegen Andere und vornehmlich weit zarter, aufmerkſamer und behutſamer in unſerem Benehmen gegen diejenigen ſeyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundſchaft und Liebe zuſammenhangen. — Einen ſtarken Beweis, daß ich mich in dieſer Meinung nicht täuſche, ſcheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die Meiſten, die einer ſehr geliebten Perſon durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt ſeyn mögen, dieſe Perſon innigſt geliebt und unſerer Abſicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was ſie davon überzeugen und unſerm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: ſo erwachen doch, wenn ſie auf immer für uns verloren iſt, tauſend quälende Vorwürfe in unſerem Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und ſollen, und unſere Einbildungskraft vereinigt ſich mit unſerem Gewiſſen, uns an unzählige beſondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als ſie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geſchehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen

Trennung vorgeſchwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung ſchließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine ſtrengere und ſorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigſtens bei der beſſern Art von Menſchen, thun müßte. — Und wie viel ſparſamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem koſtbarſten aller Güter machen, deſſen unſchätzbarer Werth durch den Umſtand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein anderes in unſerer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt ſo verſchwenderiſch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unſere Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von jeher herrſchend geweſen wäre, in unſere gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unſern Augen erhalten, ſobald wir ihn als einen anſehnlichen Theil unſerer ſo enge beſchränkten und überdieß noch ungewiſſen Exiſtenz betrachteten? Was aber der wichtigſte von allen Vortheilen iſt, die jener Glaube ſchaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieſes kurze Daſeyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menſchheit verdient zu machen und in Allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu ſtreben, müßte die Gewißheit ſeyn, daß es für uns, als Menſchen, keine andere Unſterblichkeit gebe, als im Andenken unſerer Freunde und Zeitgenoſſen — und, da auch dieſe ſo vergänglich ſind, wie wir ſelbſt — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie ausſterbenden Nachwelt fort zu leben, noch geliebt zu ſeyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr ſind, und durch das, was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unſerm Tode noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende, unter ihnen fortzuwirken. Wer mit den Schriften

der Griechen und Römer vertraut iſt, weiß, wie mächtig dieſer herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeiſterte, weil ſie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unſterblichkeit hielten, die wir in unſerer Gewalt haben, und deren wir uns alſo mit Gewißheit verſichern können.

Dieß mag genug ſeyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieſes Capitel zu veranlaſſen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Geſagten ſo durchdrungen, daß ich wenig angelegenere Wünſche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menſchheit ſo wohlthätiger Glaube die Sanction der Geſetzgebung und Religion erhielte und ſo mächtig genug würde, alle ihm entgegenſtehende chimäriſche Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die ſüßen Täuſchungen, welche ſie einigen zarten und ſchwärmeriſchen Seelen verſchaffen, nur ſehr ſchwach vergütet wird.

Selmar. Wie kannſt du hoffen, daß dieſer Glaube jemals von der Religion werde unterſtützt werden, da du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrſcht haben, ſchwerlich eine einzige nennen kannſt, welche den Glauben an Belohnung und Beſtrafung in einem andern Leben nicht ſogar zu ihrer Selbſterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald. Führe mich nicht in Verſuchung, Freund Selmar! — Alles Wünſchenswürdige erwarte ich von den Fortſchritten der Nachwelt. Des guten Samens iſt viel ausgeſtreut, und ein Theil wenigſtens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menſchheit, wie langſam auch ihre aufſteigende Bewegung ſeyn mag, wird ſich mit immer wachſender Geſchwindigkeit von jeder erſtiegenen Stufe zu einer höhern erheben und auf jeder ſich irgend eines ihr noch anhängenden

gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindseligen Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. Sowie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine. Siehſt du mir's nicht an, Wilibald, daß unſer geſtriges Geſpräch mich eine ſchlafloſe Nacht gekoſtet hat?

Wilibald. Das bedaure ich, liebe Schweſter. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verſchwinden eines ſüßen Wahns ſo zu Gemüthe ziehen würdeſt?

Blandine. Es iſt mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchſchlüpfen läßt. Mir iſt kein Wort von Allem, was du geſtern ſagteſt, entfallen; ich konnte mir deine Sophiſtereien (denn das ſind ſie doch, ſo Gott will!) nicht aus dem Kopfe ſchaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachſinnen zu, ob ſie nicht zu widerlegen oder wenigſtens zu entkräften wären.

Wilibald. Nichts ſoll mir angenehmer ſeyn, als wenn es dir gelungen iſt. Ich hange, wie du weißt, nicht ſo feſt an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre, ſie gegen beſſere zu vertauſchen.

Blandine. Aufrichtig zu ſeyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich iſt, ſie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich ſie mir aus dem Sinne geſchlagen, ſo kehrt mein alter Glaube

wieder zurück; mir iſt, als habeſt du mir meine Zuſtimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört ſich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und ſolle nicht ſeyn, wie du ſagſt. Nun ſinne ich von Neuem auf Gründe, meinen Glauben zu unterſtützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um ſich wirft, aber wie ein Blitz wieder verſchwindet, ſobald ich ihn durch Worte feſthalten will. Indeſſen finde ich das Gefühl, das ſich dir entgegenſtemmt, immer wieder in meinem innerſten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft ſie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünſchen, daß ſich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verſtand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geſchähe, wenn wir deinen Schlüſſen etwas entgegen zu ſtellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Perſönlichkeit wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gäbe.

Wilibald. Suchet, ſo werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernſtlich dazu halten, findet ſich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich beſtritt. Am Ende ſtützten ſie ſich blos auf die Vorausſetzung, daß unſre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieſelben Bedingungen gebunden ſeyn werde, von welchen ſie in dieſem Leben gefeſſelt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieſer Vorausſetzung? Oder wer kann ſie beweiſen? Daraus z. B., daß die Verletzung oder gänzliche Zerſtörung gewiſſer Organe unſers Körpers den Verluſt des Gedächtniſſes nach ſich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod ſie von den Feſſeln des irdiſchen Lebens befreit hat, ſeiner Vermittlung

zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmaligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig stattfinden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn-Organs zwar nicht beweisen; aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine. Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen-Wagens (wie ihn Plato geneinnt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald. Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgebliche Thatsachen, die in dieses Capitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine. Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß sie wahr wären?

Wilibald. Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine. Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen, wie Doctor W**l!

Wilibald. Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel

iſt, da ich ſie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine. O, ich bitte dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald. Es werden nahezu fünfzig Jahre ſeyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben ſo ſonderbaren als achtungswürdigen Perſonen beſtand. Ich werde dich vielleicht ein andermal mit der ganzen Sippſchaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unſerm Gegenſtande zu verlieren, genug ſeyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle ſpielt, ſo viel Vorläufiges ſage, als mir zu beſſerm Verſtändniß des Folgenden nöthig ſcheint. Ich bin zwar nicht ſo glücklich geweſen, ſie von Perſon zu kennen, denn ſie ſtarb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältniſſe kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinſten Quellen. Ueberhaupt war ſie eine der außerordentlichſten Perſonen ihres Geſchlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umſtand, daß ſie der Welt immer unbekannt blieb, ſehr wohl beſtehen kann. Etwas Excentriſches in ihrer Natur, ein ſtarkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Leſen myſtiſcher Schriften und eine Kette von beſondern, ſelten zuſammen treffenden äußern Umſtänden vereinigten ſich, eine ganz eigne Art von ſchöner und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Ich bezeichne die weſentlichſten Züge desſelben mit zwei Worten, wenn ich dir ſage, daß ſie eine Geiſtesverwandtin der berühmten Madame Guyon war, deren Schickſale und myſtiſche Liebe zu Gott, und dem Erzbiſchof von Cambray Fenelon dir nicht unbekannt ſind. Wäre ſie ein Glied

der katholiſchen Kirche geweſen, ſo würde ſie im Geruch der Heiligkeit geſtorben und jetzt vielleicht ſchon kanoniſirt ſeyn.

Wie bei allen reinen Seelen dieſer Claſſe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie verſiegende Quelle von Werken der Menſchenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von ſolchen, die mit Beſchwerlichkeit und ſinnlicher Unluſt, kurz mit dem, was die Myſtiker Selbſtverleugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihren Trieb, allen Nothleidenden zu helfen, ein ſo unbeſchränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, ſo hatte ſie ſich allerlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben, wodurch ſie den armen Landleuten, unter welchen ſie wohnte, nützlich ſeyn konnte. Sie beſaß z. B. viel Geſchick in Bereitung ſolcher Arzneien, deren dieſe Menſchenclaſſe am meiſten bedarf, und, da ſie Alles unentgeltlich gab, rettete ſie Manche, die ſich aus Armuth oder unverſtändiger Sparſamkeit die nöthigſten Hülfsmittel verſagt haben würden, wenn ſie etwas dafür hätten geben müſſen. Vorzüglich war ſie eine eben ſo geſchickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnſitz war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigſten Theil des Landvolks eben ſo groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht ſelten wurde ſie in der ſtrengſten Jahrszeit und bei dem unfreundlichſten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlaſſenen und an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erſcheinung eines Engels, mit welchem Troſt, Rettung und reichliche Spende Alles deſſen, was in ſolchen Fällen das Nöthigſte

iſt, und woran es ihnen gerade am meiſten fehlte, in ihre Hütte kam.

Dieſe Dame, die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenoſſen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allem ſeit mehrern Jahren mancherlei zum Theil ſeltſamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie ſtieg z. B. öfters mitten in der Nacht, ſchlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete ſich an, wanderte mit geſchloſſenen Augen im Hauſe herum, verrichtete allerlei Geſchäfte, und wenn ſie durch irgend einen Zufall oder von ihrer Tochter (die aus vorſichtiger Liebe ſie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte ſie nicht nur nicht das Geringſte von dem, was ſie vorgenommen hatte, ſondern fühlte ſich auch unmittelbar darauf ſo matt und krank, daß ſie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend geweſen wäre. Auch geſchah es nicht ſelten, daß ſie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit ſitzend, auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin ſie, kalt und ſtarr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt und einer marmornen Bildſäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis ſie von ſelbſt wieder ins Leben zurückkam und zu erkennen gab, daß während dieſes ſeltſamen Pärorismus außerordentliche, aber unbeſchreibliche Dinge in ihrem Innerſten vorgegangen.

Blandine. Vermuthlich iſt dieß eben die Dame, deren du geſtern ſchon im Vorbeigehen Erwähnung thäteſt?

Wilibald. Eben dieſelbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr ſo oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken geſetzt worden waren, es zuletzt

ziemlich gewohnt wurden und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voranschicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, sie selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift **** abhängiges Kloster von Benedictiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehreren Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Name entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländischen Familie stammte und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie seines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K., der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte.

Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hauſe und, des Unterſchieds der Religion ungeachtet, von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie geweſen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von ſeinem Fürſten nach Bellinzona verſetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus ſeinem Stifte verſehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da dieſe Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich ſchmerzlich war, ſo verſprachen ſie einander, ihre Freundſchaft wenigſtens durch einen traulichen Briefwechſel warm zu erhalten, der denn auch zwiſchen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen ſich keine ſorgliche Gedanken machten, weil ſie die nämliche Krankheit mit eben denſelben Zufällen ſchon mehrere Mal glücklich überſtanden hatte. Sie allein dachte anders davon und ſagte ihrer einzigen Tochter, die damals ſiebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann ſie ſterben würde, ganz beſtimmt voraus, doch mit dem ernſtlichen Verbot, Niemanden, ſelbſt den Vater, nichts davon merken zu laſſen. Dieſer blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte ſo wenig an der baldigen Geneſung ſeiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, ſeinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indeſſen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorherſagung zufolge) ſterben ſollte. Sie ſchien ſich um Vieles beſſer zu befinden, war ſehr heiter und ſprach mit ihrer Tochter (der einzigen Perſon, die ſie an dieſem Tage um ſich haben wollte) von ihrem bevorſtehenden Tode ſo gelaſſen, als ob von einer

kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelassene Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bei einer Studirlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht und verschwindet. Er faßt

ſich wieder, iſt ſich aufs deutlichſte bewußt, daß er wacht und die Geſtalt ſeiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin geſehen hat; er unterſucht die Pandore und findet den Reſonanzboden geſprungen. Er weiß ſich eine ſo ſonderbare Erſcheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er ſchreibt mit der nächſten Poſt an ihren Gemahl, erkundigt ſich mit einer Unruhe, deren Urſache er jedoch verſchweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß ſie in eben derſelben Stunde, da er die Erſcheinung hatte, geſtorben ſey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war. — Was ſagſt du nun zu dieſer Anekdote, Schweſter?

Blandine. Geſtehe mir's aufrichtig, biſt du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald. Du mußt nicht mehr von mir verlangen, als ich gewähren kann. Ich habe ſie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Dieſe war zu der Zeit, da ſie mir bekannt und (wie ich nicht berge) ſehr intereſſant wurde, eine gute unverfälſchte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher ſie wie eine Frucht am Zweige hing, eine ſtarke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichteriſchen und myſtiſchen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß ſie mir nichts als die reine Wahrheit ſagen wollte, d. i. kein Wort mehr, als was ſie ſelbſt für wirkliche Thatſache hielt und, allen Umſtänden nach, halten mußte. Nicht weniger Urſache habe ich, an die zuverläſſige Wahrhaftigkeit

des wackern Benedictiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf ſtand, als daß ſeine Verſicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringſte gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da ſich ſchlechterdings nicht abſehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über dieſen Punkt hätte ziehen können. Dieß iſt aber auch Alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuſchte ſich die ſterbende Frau von K., da ſie ihrer Tochter ſagte: ſie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abſchied nehmen? Täuſchte ſich dieſer, da er plötzlich die Geſtalt ſeiner Freundin vor ſich zu ſehen glaubte? War es bloſer Zufall, daß die Stunde der Erſcheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erſcheinen wollte, zuſammentraf? Auf alle dieſe Fragen habe ich keine andere Antwort zu geben, als den ewigen Refrain der Zweifler: Es iſt mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine. Ich dächte doch, es ließe ſich noch etwas Beſſeres darauf antworten. Wenn ich dieſen Abend zu Louiſen ſagte: Morgen um fünf Uhr ſoll dein Vater einen friſchen Strauß von Maiblümchen auf deinem Schreibtiſche finden, und du fändeſt um dieſe Zeit wirklich einen ſolchen Strauß auf deinem Tiſche, wirſt du glauben, er ſey durch einen bloſen Zufall dahin gerathen? Iſt es mit der Erſcheinung der Frau von K. nicht derſelbe Fall? Sie ſagt, ſie wolle gehen, um von einem abweſenden Freund Abſchied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieſer ihre Geſtalt in ſeinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf eine mathematiſche Ausrechnung geheftet iſt, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankſeyn weiß. Wenn ein ſolches Zuſammentreffen Zufall iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, was man abſichtliche Urſache und Wirkung nennen kann. Wie hätte

Pater Cajetan unter dieſen Umſtänden ſich ſelbſt täuſchen oder getäuſcht werden können? — Nimm dazu noch das Zerſpringen der Pandore, wodurch er aufgeſchreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Geſtalt ſeiner Freundin ſichtbar war, hinzuſchauen. Ein Inſtrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Urſache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber, daß dieß gerade in dem Augenblick geſchah, wo die Erſcheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, das ſcheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein abſichtliches Verhältniß von Urſache und Wirkung Statt fand.

Wilibald. Gut! Angenommen alſo, daß dieſe Erſcheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatſache ſey, was für Folgerungen glaubſt du daraus ziehen zu können?

Blandine. Erſtens: es ſey alſo möglich, daß unſere Seele, wenigſtens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demſelben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erſcheinung der eigenſten Geſtalt der Frau von K., da ſie ſich ſchwerlich auf eine andere Weiſe erklären läßt, für einen Beweis gelten müſſe, daß ſie es ſelbſt geweſen ſey, die ihm in dieſer Geſtalt erſchien; drittens: daß ſie alſo entweder die Gabe gehabt haben müßte, ſich in aller Geſchwindigkeit aus einem ſichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdiſchen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder, daß es mit dem ätheriſchen Körper, von welchem geſtern die Rede war, ſeine Richtigkeit habe, und daß dieſer das Vermögen beſitze, nach dem Willen der Seele in wenigen Minuten ſo viel gröbern Stoff aus der Luft an ſich zu ziehen, als nöthig iſt,

um ſichtbar zu werden. Nun ſcheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu ſeyn, als dieſes; ich halte mich alſo an das Letztere und glaube, durch die Erſcheinung der Frau von K. für die Exiſtenz des ätheriſchen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald. So raſch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich ſehe in deinen Reſultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So beſtehen z. B. alle unſere geſtrigen Einwürfe gegen das ätheriſche Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und, es ſey nun, daß du den ſichtbaren Leib, welchen es ſich in der Geſchwindigkeit angebildet haben ſoll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunſtgebilde erklären wollteſt, ſo bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele ſelbſt zu dem Naturvermögen oder zu der Kunſtfertigkeit gekommen ſeyn ſollte, ſich in wenigen Minuten mit einem ſolchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher iſt, wie und warum die Seele der Frau von K. das ſonderbare Vorrecht beſeſſen haben ſollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn, daß dieß keine Eigenſchaft aller menſchlichen Seelen ſey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweiſes? Bei uns Andern iſt die Seele ſo lange, bis der wirkliche Tod erfolgt, durch ſo ſtarke, wiewohl unendlich feine Faden mit unſerem Leibe verwebt, daß es ihr, wie ſtark und leidenſchaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, ſchlechterdings unmöglich iſt, ſich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein anderes zu verſetzen. Ich finde alſo das willkürliche Herausgehen der Seele unſerer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, ſondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame

d'Aunoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribini glaubteſt.

Blandine (lachend). Du machſt mich mir ſelbſt lächerlich, Bruder, und das iſt nicht ſehr artig von dir. Könnte denn nicht die ſterbende Frau von K. ſich bereits vom Leibe ſo weit losgewunden haben, daß ſie, ſo zu ſagen, nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem ſie, gleichſam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald. Um das Reißen dieſes letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine. Allerdings! Denn, wenn ſie ſelbſt ihn zerriſſen hätte, wäre das nicht wahrer Selbſtmord geweſen? — Aber, ernſthaft zu reden, was ſollen wir denn von dieſer ſeltſamen Geſchichte denken?

Wilibald. Daß ſie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatſache iſt und folglich, wie wahr ſie auch ſeyn mag, keine Reſultate geben kann.

Blandine. Das iſt recht ärgerlich! Ich möchte ſo gern was daraus ſchließen können.

Wilibald. Es ließe ſich ja wohl noch Ein und Anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geiſt, unter gewiſſen beſondern Umſtänden, ohne an Raum und Zeit gebunden zu ſeyn, auf einen andern Geiſt wirken könne, und daß unſre Dame in dieſer Weiſe auf das Innerſte ihres Freundes gewirkt und ihre Geſtalt ſeiner Phantaſie vorgeſpiegelt habe.

Blandine. Aber konnte ihr Geiſt auch eben ſo unmittelbar auf den Reſonanzboden ſeiner Pandore wirken?

Wilibald. So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Auguſtinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, ſagt er irgendwo, iſt da, wo ſie liebt.

Blandine. Wenn dieß buchſtäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wiſſen. In einem gewiſſen Sinn iſt die Seele freilich nicht nur da, wo ſie liebt, ſondern auch da, wohin ſie ſich denkt. Wenn ich in Voſſens Homer leſe, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber dieſe Erklärungsart löſet das Räthſel deiner Erſcheinungs-Geſchichte nicht auf.

Wilibald. Wir thun alſo wohl am beſten, liebe Blandine, wenn wir uns unſere Unwiſſenheit in dämoniſchen Dingen aufrichtig geſtehen und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wiſſen können, uns vernünftiger Weiſe eben ſo wenig kümmern ſollte, als was der Mann im Mond (wenn einer iſt, und wenn er was zu eſſen braucht und hat) heute zu Mittag gegeſſen habe.

Blandine. Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wiſſen, wie es mit denen, die wir lieben, und mit uns ſelbſt nach dem Tode ſtehen werde, nur nicht ſo natürlich wäre.

Wilibald. Natürlich! Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menſchen gar nicht natürlich iſt, an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünſtelten Begierden, die uns durch die Erziehung und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und doch denken wir, dieſes fremden Einfluſſes

ungeachtet, ſelten ernſtlich und anhaltend an den Tod und werden meiſtens von ihm überſchlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine. Wenn wir aber an ihn denken müſſen — und dazu gibt es doch genug Veranlaſſungen — ſo wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald. Und wer in der Welt ſollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein ſo unſchuldiges und gutes Weſen wie du? Denn ich wenigſtens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unſere Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen ſah! Das Bewußtſeyn, daß man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewußt iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelaſſen und getroſt was da kommen wird. Ein ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoß des Unendlichen und ſchlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanaſia nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir

uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie nachzuhängen oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen; aber von Allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschlossenen Augen bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine. Mein Herz sagt mir, daß du Recht hast, Bruder, und dabei soll es für immer bleiben.

Stilpon.

Ein patriotiſches Geſpräch über die Wahl eines Oberzunftmeiſters von Megara.

Allen ariſtokratiſchen Staaten, die ihre Regenten ſelbſt erwählen, wohlmeinend zugeeignet. 1774.

Einleitung.

Jedermann wird uns eingeſtehen, daß der erſte Miniſter des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenſchaft glücklich zu machen, ein Mann von eben ſo großen Talenten, Kenntniſſen und Tugenden ſeyn mußte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgeſetzt, daß dieſe Lilliputer eine Art von Menſchen ſind, möchten ſie, mit uns gemeſſen, ſo klein als die Käſemilben ſeyn, es würde immer ein Cecil oder Sully oder Colbert oder eine Vereinigung mehrerer Männer von dieſem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und inſofern nur in dieſen Miniſtern der Geiſt eines Cecils, Sully's oder Colberts wirkte, möchten ſie immerhin nur fünf oder ſechs Daumen hoch ſeyn; dieß hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dieß in Abſicht der Miniſter von Lilliput richtig iſt, warum ſollte nicht das Nämliche von den Vorſtehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwohl iſt das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt ſie gewöhnlich mit Verachtung anzuſehen, blos weil ſie klein ſind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernſte von einem Ariſtides, Cato oder Cicero der Reichsſtadt Pfullendorf ſpräche, würde gewiß von den meiſten ſeiner Zuhörer ſo angeſehen werden, als ob er etwas ſehr Ungereimtes geſagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsſtadt jemals einen Ariſtides, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall ſey, und daß die kleinſte aller Republiken eben ſo gut Männer von dieſem Schlage in ihrem Schoße hegen könne, als es möglich iſt und ſich vermuthlich ſchon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern ein Titus oder Antonius geweſen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über Viel zu ſetzen.

Wenn Männer von großem Geiſt und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara, verhältnißweiſe ſeltner ſind, als in großen — denn ſelten ſind ſie überall und zu allen Zeiten — ſo laſſen ſich davon ein paar ſehr gute Urſachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer Mann zu werden, und die andere in den Schwierigkeiten, es zu ſeyn.

Ordentlicher Weiſe wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beiſpiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von dieſen Urſachen hat gewöhnlich in ſehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freilich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Geſetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches ſchon in ſeinen erſten Anfängen die ganze Anlage ſeiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, ſo iſt vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beiſpiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie ſollten Belohnungen dieſe Wirkung thun können in einem Staate, deſſen Armuth kaum für ſeine dringendſten Bedürfniſſe hinreicht? Gewiß eben ſo wenig

als die Hoffnung des Nachruhms oder wenigſtens der Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen. Denn was für Hoffnung könnte ſich der obbeſagte Cato oder Ariſtides der Reichsſtadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menſchheit zu glänzen? Er, der im mindeſten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern ſeiner Vaterſtadt für den Mann, der er iſt, bekannt zu werden? Ihm gilt es alſo ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu ſeinem Enkel ſagen läßt: Durch ihren eigenen Reiz muß dich die Tugend zu edeln Thaten ziehen! Das Bewußtſeyn ſeines Verdienſtes iſt die einzige gewiſſe und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um ſolche Herzen zu bilden! und wie ſelten thut ſie das!

Noch größer ſind in kleinen Republiken gewöhnlich die Hinderniſſe, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große Dienſte zu leiſten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es ſo mit ſich — eingeſchränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigenſinn, Eiferſucht, Neid, Wankelmuth, Falſchheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen verſprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus ſeinen geliebten Landsleuten zuzurufen: ſträubt euch doch nicht ſo gegen Neuerungen! Alles Alte bei euch taugt nichts; Alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden ſoll!

Aber wie ſollte dieſe Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerei ſeyn? Jeder Schritt, den man darin zum Beſſern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte

Mißbräuche; und bei jedem Mißbrauch, auf den man tritt, ſchreien etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in ſolchen Gemeinheiten das wahre Verdienſt zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angeſehen wird, wenn ein Menſch von geſundem Kopfe ſich die Freiheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit ſeinen Augen geſehen zu haben, was die Herren nicht wollen daß man ſehen ſoll. In dieſem Stücke konnte der Deſpotismus unter den alten Cäſarn ſelbſt nicht ſtrenger ſeyn, als er es oft in dem kleinſten Städtchen oder an dem kleinſten Höfchen iſt.

Die große Schwierigkeit, einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in ſeiner Kleinheit; denn, wahrlich, nur tauſend Männer, die mit zuſammen geſetzten Kräften auf einen Punkt los arbeiten, können ſchon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blos darin, „tauſend Leute zu — Männern zu machen, und dann, in dieſe Männer einen gemeinſchaftlichen Geiſt zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinſchaftlichen Endzweck richte.“ — In kleinen Staaten iſt dieß oft ſo ſchwer, als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Dieſe Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeiſter, einer unbedeutenden Reichsſtadt oder einen Vorſteher einer kleinen helvetiſchen Republik mit eben der Ehrfurcht anzuſehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzuſehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf deſſen Grab ein ſchlechter, von Reiſenden unbeſuchter Stein liegt — deſſen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinete der Kenner

zieren und die Alterthumsforſcher beſchäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in ſeinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieſer Eingang? — Blos dazu, damit ſich nicht manche unſerer Leſer abſchrecken laſſen, wenn ſie ſehen, daß es in dem folgenden Geſpräche nur darum zu thun iſt, ob Lampus oder Gorgias oder Megillus Oberzunftmeiſter in der kleinen Republik Megara werden ſoll? — einer Republik, die ſchon längſt nichts mehr iſt, und die in der That, als ſie noch etwas war, wenig mehr als nichts war.

Den Megarern war an der Auflöſung dieſes Problems ſehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philoſophen Stilpon kleinem Gartenſaal aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein Merkliches mehr gelegen ſeyn möchte, als an der Frage:

Ob Scaramuz, ob Scapin beſſer tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe schon sechs volle Jahr alt war, wußte er doch nichts von Metaphysik, Geographie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Philosoph war, schämte sich nicht, eines so unwissenden Knaben Vater zu seyn, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensaale wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Philosophen, der kein Rathsherr ist, seyn können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erst, wenn es zu spät war, und, wenn es auch nicht zu spät war, folgten sie ihm doch selten. Denn (sagten sie) sein Rath ist zwar gut; es ist klar, daß man es so machen müßte, wenn man's recht machen wollte; aber — es läßt sich nicht thun; Stilpon würde das eben so gut einsehen, als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Philosoph vermuthete die Ursache ihres Besuchs und vernahm bald, daß er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel

gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung, und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen Alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist), glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung gibt, zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumal da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn und — zum hundert und ersten Male auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in

unmittelbarer Gefahr, in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das iſt, ſagte Stilpon, ungefähr ſo viel, als entweder an Scylla zu ſtranden oder von Charybdis verſchlungen zu werden. Die Wahl iſt nicht die angenehmſte. Lampus iſt ſchwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn ſie ihre Wohlfahrt von dem Einen oder dem Andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen ſollte fremd vorkommen, was beinahe täglich geſchieht? Wie oft befinden ſich die ehrlichſten Leute in dem traurigen Falle, aus zweien Uebeln eines wählen zu müſſen!

Stilpon. Da bedaure ich dieſe ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern ſie uns beide. Sie kennen unſre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie ſagten! — Es ſteht nicht in unſrer Macht, zu verhindern, daß nicht Einer von dieſen Beiden erwählt werde: aber wir haben wenigſtens ſo viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dieß iſt, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß ſie nun ſchlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden ſollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein ſolcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die ſein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müſſen! Fehlt es denn ſo gänzlich an rechtſchaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für Einen von Ihnen Beiden entſchieden werden? Warum ſoll der Mann, der uns regieren ſoll, nun eben

ſchlechterdings einen ſchwachen Kopf oder ein ſchlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich ſchätzen müſſen, wenn es uns nicht noch ſchlimmer geht. Wiſſen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um ſeine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von dieſen obſiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dieß wäre in der That noch ſchlimmer als ſchlimm. Ein verſchobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in einem Menſchen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich ſeyn ſoll, ſo etwas beſorgen zu müſſen! — Der bloſe Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policirten Staaten, in welchen — und in welchen allein — ſolcher Unſinn möglich iſt! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr ſeyd frei, und wenn ihr einen Anführer braucht, ſo iſt es der beſte Mann unter euch! — Und wir — vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorſteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie ſehen. Sie wiſſen, daß es mir für meine Perſon gleich viel ſeyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenſchen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben ſo wenig, guter Stilpon; und blos darum, weil wir überzeugt ſind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, ſind wir zu Allem entſchloſſen, was

ein Mittel, dieſes Aergſte von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es iſt wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer ſollte den Mann lieben, von dem auch der ſchamloſeſte, feileſte Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze ſeines Charakters nur durch *eine* lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindſeliger Dämon mit einer ſo unglücklichen Sinnesart geſtraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienſtvollſten und liebenswürdigſten Perſonen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Deſſen ungeachtet hat er ſich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die Meiſten ſind ihm gerade darum ergeben, weil ſie ihn als einen übelthätigen und unverſöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bei vielen Menſchen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt ſich Gorgias: ſie mögen mich immer haſſen, denkt er, wenn ſie mich nur fürchten! — Die Uebrigen halten zu ihm, weil ſie ſelbſt ſo dumm und unwiſſend ſind, daß er ein Mann von Einſicht und Geſchicklichkeit in ihren Augen iſt, ungeachtet ein paar Dutzend Kunſtwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung geſtohlen hat, und einige ſubalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu ſeyn, ſein ganzes Verdienſt ausmachen. Wie dem auch ſey, genug, er hat ſeinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterſtützt; er iſt reich und hat vermittelſt einer Freigebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu ſeinem größten Verbrechen wird, einen anſehnlichen Theil des Volkes ſo ſehr bethört, daß ſie ihn heute

noch zum Oberzunftmeiſter machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias iſt alſo furchtbar. Wenn wir nicht vorſichtig ſind, wird er ſich zwiſchen Lampus und Megillus hinein drängen, und o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath, aber er iſt nur für unſre Urältervater gemacht. Leute wie wir müſſen ſich Alles gefallen laſſen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So ſehr wollen wir uns ſelbſt nicht verlaſſen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik ſo viel Gutes thun zu können, als wir wünſchten, ſo muß es nun unſere Sorge ſeyn, ihr ſo wenig Böſes zufügen zu laſſen als möglich. Wenn man einmal in der unſeligen Nothwendigkeit iſt, aus zwei oder drei Uebeln eines zu erwählen, ſo iſt da weiter nichts zu thun, als ſo genau als möglich abzuwägen, welches das leichteſte ſey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieß iſt es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weiſe können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel ſey. Lampus iſt ein Schwachkopf, Megillus böſe, Gorgias Beides. Die beiden Erſten zuſammengenommen ſind ungefähr ſo ſchlimm, als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß Einer von ihnen gerade ſo viel wiegt, als der Andre. Megillus, ſo ſchlimm er iſt, hat Verſtand, ſage ich; Lampus iſt arm an Geiſt, aber er hat ein gutes Herz, ſagt Kleon. Kleon iſt für das Herz, ich für den Verſtand: welcher von uns Beiden hat Recht? Was iſt Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage iſt ungefähr wie dieſe: Wir brauchen zu einer Reiſe nach Syrakus einen Steuermann;

wer taugt beſſer dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verſtand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch, den Dingen ihren rechten Namen zu geben? Es iſt eine böſe Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wiſſen, ſolang er lebte, als meinen Meiſter ehrte — Aber ich bin ein Mann, der ſich berichten läßt. Laſſen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz iſt, was den Menſchen regiert, und daß ein Menſch, deſſen Herz redlich und gut iſt, ſo ſchwach er auch übrigens ſeyn mag, doch immer wenigſtens den Willen hat, gut zu handeln: ſo hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verſtand, deſſen Herz ſchlimm iſt, wird deſto mehr Böſes thun, je mehr er Verſtand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verſtand vermehrt ſeine Macht, gibt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn ſeine Abſichten geſchickter verbergen, ſeine übelthätigen Leidenſchaften beſſer bemänteln, ſetzt ihn in den Stand, ſich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen und ſogar redliche, wohlgeſinnte Perſonen zu Werkzeugen ſeiner böſen Anſchläge zu machen. Ein guter Menſch von ſehr eingeſchränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünſcht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er ſelbſt gut iſt, ſo wird er auch die Guten lieben; und wenn unter dieſen Leute von Verſtand ſind, ſo wird es ihnen nicht ſchwer ſeyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was ſie ſelbſt an ſeinem Platze thun würden; zumal wenn ſie (nach unſrer Vorausſetzung) klug genug ſind,

ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit ſo wenig als möglich fühlen zu laſſen. Der gute ſchwache Mann wird alſo (im glücklichen Falle wenigſtens) nicht nur ſelbſt ſo viel Gutes thun, als er kann und weiß; er wird auch alles oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verſtändige Perſonen von rechtſchaffnen Grundſätzen ihm an die Hand geben; und wiſſentlich wird er gewiß nichts Böſes befördern. Denn dieß kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgeſinnten falſch berichtet iſt oder ſeinen eignen Vorurtheilen oder Leuten von unzuverläſſigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenſchaften willen liebt, zu viel Gehör gibt; ein Fall, der ſich nur ſelten zutragen wird, wenn die Verſtändigen und Rechtſchaffnen ſo wachſam und thätig ſind, als man billig von ihnen erwarten ſollte. Hingegen der böſe Mann, der Verſtand hat, wird nicht nur alles Böſe thun, wozu ihn ſeine eigenen Leidenſchaften und ſchlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm ſein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böſe thun, was alle übrige Böſewichter in ſeinem Wirkungskreiſe mit ſeinen eigenen Anſchlägen und Abſichten zu verbinden wiſſen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgeſinnten in Vorſchlag bringen oder ſelbſt thun wollen. Dieſes Letztere iſt ein ſehr wichtiger Umſtand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegenden Ausſchlag gibt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit gibt, aus Neigung thut und nur das Böſe, wozu er unwiſſender Weiſe betrogen wird — wird unendliche Mal weniger Böſes thun, als ein Anderer, der aus eigner Bewegung alles Böſes thut, was er und ſeine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verſtändige Leute thun wollen. Die Sache iſt, wie Sie ſehen, einer Art von Berechnung fähig. Ich

glaube alſo nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir Alle wiſſen, leider! einen ſehr ſchwachen und eng beſchränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat und alſo, höchſt wahrſcheinlicher Weiſe, der Republik in den vorliegenden Umſtänden das wenigſte Böſe zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und böſem Herzen verſtehen? — Sie wiſſen, daß nichts zweideutiger iſt, als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieſer liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Erſten den Beſten, der ihm ein paar Dreier gibt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürſt ſeine Wohlthaten verſchwendet, werden (wenigſtens ſolange ſie Hoffnung haben, noch mehr zu bekommen) vom Lobe ſeiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne ſieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Ausſehen, eine muntere Laune, eine gewiſſe Popularität iſt oft hinlänglich, dem ſchändlichſten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den Meiſten verwechſelt. Wie Vielen ſchreibt man blos darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, ſo viel Böſes zu thun, als ſie wünſchten; oder weil ſie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke ſich lieber Alles gefallen laſſen, lieber Alles überſehen, als ſich die Mühe geben mögen, Unterſuchungen anzuſtellen; oder weil ſie zu ſchwach ſind, auch zu den unverſchämteſten Bitten oder Forderungen Nein zu ſagen! — Wie manche

Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umſtande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungeſtraft ein ſo arger Bube ſeyn darf, als man will! Und fehlt es etwa an Beiſpielen von Heuchlern, die jenen Ruf blos dadurch erſchlichen haben, daß ſie vorſichtig genug waren, Alles Böſe, was ſie thun wollten, durch Andere zu thun? — Laſſen Sie uns alſo, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgeſetzt, daß ein Menſch, der gar keinen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht fühlt, ein höchſt ungewöhnliches Ungeheuer ſey, verdient (däucht mich) derjenige den Namen eines guten Menſchen, der alles Unrecht aufrichtig verabſcheut und eben ſo aufrichtig wünſcht, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit ſeiner Einſichten, eine gewiſſe Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit anderer Menſchen blos ſtellt oder ihn vielleicht unfähig macht, ſeine eigenen Begierden und Leidenſchaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Urſache großer Uebereilungen und Fehltritte werden; aber alles Böſe, wozu er ſolcher Geſtalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines guten Menſchen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu ſeyn wünſcht, und weil er es auch allezeit iſt, ſo oft nicht äußere Einflüſſe, die für ihn zu ſtark ſind, ihn aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung ſetzen oder ſeinen Bewegungen eine falſche Richtung geben.

Stilpon. Was ſagen Sie zu dieſer Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unſerm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andere zu finden, wobei die blöden Seelen, die er nun einmal in ſeinen

Schutz genommen hat, beſſer davon gekommen wären. Aber, wie dem auch ſeyn mag, da dieſe Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir ſie gebrauchen, ſo gut als eine andere iſt, ſo bin ich bereit, es dabei bewenden zu laſſen, und behaupte alſo, ohne weitere Vorrede, daß ein ſchwacher Menſch, mit dem beſten Herzen von der Welt, das unfähigſte unter allen Weſen ſey, ſich ſelbſt und Andere zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein ſolcher ſchwacher Menſch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müſſe, eben ſo wohl durch verſtändige und gute Menſchen als durch Narren und Böſewichter regiert werden könne und alſo (wenigſtens im glücklichen Falle) unendliche Mal weniger Böſes thun werde, als ein Mann von böſem Willen: ſo behaupte ich ferner, daß dieſe Art von Menſchenkindern, ihrer Natur nach, unfähig ſey, ſich von verſtändigen und guten Menſchen regieren zu laſſen. Ich glaube mir den Beweis dieſer Sätze und Ihnen die Mühe, ſolchen zu faſſen, nicht beſſer erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines ſchwachen Menſchen vorzeichne, ſo wahr und getreu nach dem Leben copirt, als ich nur immer copiren kann. Der Originale, die dazu geſeſſen haben könnten, gehen ſo viele in der Welt herum, daß nichts leichter ſeyn wird, als ſich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemalt habe. Ein ſchwacher Menſch — laſſen Sie ſeinen Willen ſo gut ſeyn, als er kann — hat nicht Verſtand genug, Wahres und Falſches von einander zu unterſcheiden; und dieß iſt, wo nicht die einzige, doch gewiß die erſte und fruchtbarſte Urſache alles des Böſen, was ich von ihm zu ſagen gezwungen ſeyn werde. Seine Seele ſchwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beinahe alle Dinge anders vorkommen, als ſie ſind. Deſto ſchlimmer für ihn, wenn er deſſenungeachtet

richtig zu ſehen glaubt; denn deſto unmöglicher wird es, ihm den Dunſt von den Augen zu blaſen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt vorausſetzen, wünſcht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf iſt es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was ſich gebührt, nicht unterſcheiden kann, was im gegebenen Falle Recht iſt. Der ſchwache Menſch, der dieß nicht kann, möchte gar zu gern Alles ſeyn, was er ſeyn ſollte; aber die beſchwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er ſich dieſe Fragen falſch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daß er ſtandhaft iſt, wo er nachgeben ſollte, und nachgibt, wo ein weiſer Mann wie eine Mauer ſtände; daß er Herz hat, wo er zittern ſollte, und zittert, wo nichts zu fürchten iſt; daß er zurückhaltend iſt, wo ihm nützlich wäre, offen zu ſeyn; ſtreng, wo er gelinde, verſchwenderiſch, wo er ſparſam, und ſparſam, wo er freigebig ſeyn ſollte. Daher, daß er nie weder die Menſchen, mit denen er's zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede iſt, noch die Umſtände, auf die immer Alles ankommt, zu unterſcheiden weiß; daher ſo viele Fehler, die durch ihre Folgen oft ſo ſchädlich ſind, daß er mit allem möglichen böſen Willen nichts Schlimmeres hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verſtand haben, alle Leute von Verſtand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernſt und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er ſich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen iſt, werde

immer gelingen oder mißlingen, oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Urſache ſehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Urſache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in ſich ſelbſt ſetzt, und welches (ſo widerſinnig dieß auch ſcheint) beinahe immer ſo groß iſt, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menſchen ſetzt, überwiegt und daher die Urſache wird, warum er ſeinem eigenen Urtheil nur ſelten und dann gerade am wenigſten folgt, wenn ſich's zuträgt, daß er richtig urtheilt. Geſtehen wir, meine Freunde, daß der beſte Wille ohne Verſtand und (worauf hier Alles ankommt) ohne den Verſtand, den man gerade vonnöthen hat, ſeinem Beſitzer in den meiſten Fällen ungefähr ſo viele Dienſte thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der ſich wehren ſoll. Ich ſage, ohne den Verſtand, den man dazu, was man vorſtellen ſoll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeiſter zu ſeyn, daß er ſich beſſer als irgend eine obrigkeitliche Perſon in Griechenland auf die Paſtetenbäckerei verſteht und in der Kunſt, Wachteln abzurichten, ſeines Gleichen ſucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon ſagen) können nicht andere ehrliche Leute für den ſchwachen Lampus Verſtand haben?" — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er ſich anvertrauen ſollte, müßten ſo ſchwach ſeyn, als er ſelbſt, und wozu würden ſie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freilich eines andern Blinden Führer ſeyn, inſofern der Führer wieder einen Führer hat; aber, wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, ſo würden alle drei gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr ſeht, nicht beſſer, wenn gleich dreihundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das iſt, von ihres Gleichen, müſſen

ſich die guten Schwachköpfe nun einmal führen laſſen. Sie müßten beſonders glücklich ſeyn, wenn ſie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler ſtießen. Man hat Beiſpiele davon, aber ſie ſind ſelten; und man trifft zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem ſchlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wiſſen, wohin. Denn, was die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, betrifft, ſo iſt erſtens ausgemacht, daß ſie ſich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, geſetzt auch, daß ſie ſich aus Liebe zum gemeinen Beſten überwinden wollten, ſo könnte dieß zu nichts helfen. Denn, wie geſagt, die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, ſind zum Unglück gerade die einzigen Menſchen, denen der ſchwache Mann nicht traut, ja vor denen er ſich, als vor ſeinen ärgſten Feinden, hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, iſt Alles daran gelegen, einen Jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrogenen die Augen öffnen könnte. Sie haben alſo nichts Angelegeneres, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte iſt, den Weg zu verrennen: und ſollte ein ſolcher zufälliger Weiſe dennoch Mittel finden, das Ohr des ſchwachen Mannes zu erreichen, ſo werden ſie ihr Haupt nicht eher ſanft legen, bis ſie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übel geſinnter, gefährlicher Menſch iſt; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorſtellen ließen, daß ſie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis ſie ihnen die geſchwornen Feinde ihrer beiderſeitigen Ruhe und Freundſchaft, den Hirten und ſeinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber, geſetzt auch, der ſchwache Mann bliebe lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß ordentlicher-Weiſe diejenigen, die es am beſten mit ihm meinen, immer die ſind, die er am wenigſten leiden kann. Ein Mann von Verſtand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber, ſobald er ſich einfallen laſſen wollte, einen ernſthaftern Gebrauch von ſeinem Verſtande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verſtand ſehr leicht kommen kann — ſobald er bei Gelegenheit dem ſchwachen Manne zu verſtehen geben wollte, daß er in dieſer oder jener Sache Unrecht habe, ſich irre, ſich betrügen laſſe, ſeine Neigungen oder ſein Vertrauen übel anlege und dergleichen, ſo würde er das Geheimniß gefunden haben, zu mißfallen, gähnen zu machen und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute haſſen nichts ſo ſehr, als Vorſtellungen, die einem verſteckten Tadel oder einer indirecten Beſchuldigung von Schwachheit ähnlich ſehen. Der Mann von Verſtand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit ſagt, wird ihnen überläſtig; ſie entledigen ſich ſeiner je eher je lieber und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bei denen ſie wieder frei athmen und der beſchwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche ſie ſich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verſtändigen und ehrlichen Mannes zu entziehen ſuchen. Kurz, der ſchwache Mann müßte noch mehr als ſchwach, er müßte ein völliger Dummkopf ſeyn, wenn er Leute von Verdienſten zu ſeinen Freunden erwählen ſollte. Dem Dummkopfe könnte ſo etwas begegnen, weil er bei Allem, was er thut, blos in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch ſo viel Verſtand oder Inſtinct (wenn Sie es lieber ſo nennen wollen), daß er ſich zu ſeines Gleichen hält; und wenn er jemals, aus Uebereilung oder

Verführung, den Fehler begangen hätte, ſeine Neigung auf einen verdienſtvollen Mann zu werfen, ſo kann man darauf zählen, daß er bald genug von ſeinem Irrthum zurückkommen und ohne Mühe über eine ſo unnatürliche Neigung triumphiren würde.

Es ſind alſo nicht die Verſtändigen und Rechtſchaffenen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem ſchwachen Manne, den wir an die Spitze unſerer Republik ſetzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was dieſe für ihn thun könnten, geht in Verluſt; es iſt unmöglich, daß er ſie für ſeine Freunde anſehe, daß er ſich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, ſeichte Köpfe und Schwärmer oder als eigenſinnige, aufgeblaſene, unruhige, auch wohl als übelgeſinnte und gefährliche Leute abgemalt. Anſtatt ſich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er ſie ſo weit von ſich, als er immer kann. Sie ſelbſt, überzeugt, daß ſie unter einer ſolchen Staatsverwaltung unnütz ſind, ziehen ſich zurück; und glücklich mögen ſie ſich ſchätzen, wenn es noch dabei bleibt, wenn das Mißtrauen, der Kaltſinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausſchlägt, und jede Bemühung, für die gute Sache wirkſam zu ſeyn, jeder Widerſtand, den der blöde Mann und ſeine Genoſſen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeſchrieben wird, wofür ſie mit dem Verluſt ihrer Ruhe und vielleicht (eine Zeit lang wenigſtens) ſelbſt mit dem Verluſt der öffentlichen Hochachtung beſtraft werden. Denn ſehr oft iſt dieſe ein bloſer Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn ſeine ſchlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache iſt, hat immer den großen Haufen auf ſeiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, deſto geneigter iſt man, zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der ſchwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit gibt, und nur das Böſe, wozu er betrogen wird," — ſpricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieß iſt Alles, was ſich von dem weiſeſten und beſten Manne ſagen läßt. Denn auch dieſer bleibt doch ein Menſch, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Einflüſſen äußerer Urſachen ausgeſetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überliſtet werden. Aber der ſchwache Mann wird immer betrogen — von Andern oder von ſich ſelbſt — und ſtiftet um ſo viel mehr Unheil an, weil er ſogar alsdann Böſes thut, wenn er es, ſeiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben ſo ſehr an guten Rathgebern als an Einſicht und Ueberlegung mangelt: ſo iſt es ein bloſer und in der That ſeltener Zufall, wenn es ihm etwa einmal begegnet, etwas Kluges zu thun und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs ſtärkſte davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrſchern regiert werden. Wenn man dem Augenſchein glauben darf, ſo werden die meiſten dieſer Staaten öfter übel regiert als gut; und forſchen wir der Urſache nach, ſo finden wir ſie meiſtens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem ſolchen blöden Fürſten die Rechtſchaffnen anfangs einen Verſuch, ſich ſeiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten ſich blöde Fürſten vor nichts ſo ſehr, als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden: und da ſie ſich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verſtand nicht verbergen können, ſo iſt natürlich, daß ſie ihn als eine Art von Hofmeiſter anſehen, deſſen Obermacht ihnen deſto unerträglicher wird, weil ſie ſich auf das Anſehen der Vernunft gründet, gegen welches ſich, zu großem Verdruß der blöden Herren,

nichts Erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen blos nach ihrem Belieben handeln; und der rechtſchaffene Mann beweist ihnen immer, daß ſie nach Grundſätzen, nach Beſchaffenheit der Sache, nach einem Geſetz, das über den Fürſten iſt, handeln müſſen. Dieſer Zwang der Vernunft, der die Freiheit des Weiſen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke ſollen ſie eine Neigung, einen Wunſch, eine Leidenſchaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Beſten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, iſt nichts zu ſagen; ſie fühlen es und geben nach; aber ſie fühlen auch, daß nichts unluſtiger iſt, als immer einen andern Weg gehen müſſen, als den man gehen möchte. Verlaſſen wir uns alſo darauf, daß ſie ſich der beſchwerlichen Leute, die immer Recht haben, ſo bald als möglich entledigen werden. Sie werden ſich gefälligere Freunde wählen; die Weiſen und Redlichen werden entfernt oder ſo lange geplagt, bis ſie ſelbſt davon gehen, und bald werden wir Vertrauen, Gunſt und Gewalt in den unwürdigſten Händen ſehen. Eine Zeit lang glaubt der ſchwache Fürſt ſich wohl dabei zu befinden; es iſt ſo angenehm, immer getreue, ergebene Leute um ſich zu ſehen, die Alles ſchön und gut finden, was uns gefällt, Alles möglich, was wir wünſchen, Alles preiswürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der ſüße Wahn nicht länger, als bis dieſe Nichtswürdigen ſich tief genug eingegraben, ſich ſo oft und feſt um ihren Raub herum geſchlungen haben, daß er ſich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die ſich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Feſſeln des Eheſtandes, von einer wetterlauniſchen und unerſättlichen Buhlerin tyranniſiren laſſen. Sie ſeufzen

unter einer unendliche Mal beſchwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen ſie ſich deſto unglücklicher, weil ſie in der Nothwendigkeit ſind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit ſich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieſes Zuſtandes iſt das allgemeine Mißtrauen, welches ſich endlich ſolcher Großen bemächtigt und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem ſollen ſie ſich vertrauen? Bei wem ſollen ſie Rath oder Hülfe ſuchen? — Bei den Männern von Verſtand und Rechtſchaffenheit? Unmöglich! Es iſt nicht in der menſchlichen Natur, zu Jemand Vertrauen zu faſſen, den man nicht lieben kann, Jemand zu lieben, vor dem man ſich ſcheuet, und den nicht zu ſcheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben ſich bewußt iſt. Und wenn auch dieß nicht wäre, ſo bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eiferſüchtiger Therſites ſeine Frau nicht gern von einem Adonis oder Hercules beſucht ſieht. Sie können ſich nicht entbrechen, ihn als einen Menſchen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon ſelbſt zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu ſehr, als daß ſie ſich jemals dazu entſchließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freigebig, wenn ich bei einem ſchwachen Regenten die Fähigkeit vorausſetze, Männer von Genie und Verdienſten unterſcheiden zu können. Die wenigſten, die zu jener Claſſe gehören, haben ſo viel Einſicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menſchen beſtimmen ſich gemeiniglich nach den zweideutigſten Gründen, und der ſchlechteſte Erdenſohn kann in ihren Augen ein großer Mann ſeyn. Das findet vornehmlich bei denjenigen Statt,

deren Charakter aus einer Vermiſchung von Gutherzigkeit und Indolenz beſteht, die Alles gern von der gefälligſten Seite anſehen und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geiſtes lieber Jedermann für das, wofür er ſich ſelbſt gibt, gelten laſſen, als ſich die Mühe geben, zu unterſuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke ſey. Daher ſehen wir unter guten Fürſten von dieſem Schlage die beſten und die ſchlechteſten Leute ungefähr auf einerlei Fuße. Man kann ein verdienſtloſer Menſch, man kann ſogar ein Böſewicht ſeyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bei ihnen gelten werde. Sie beobachten eine genaue Neutralität zwiſchen den Männern von Verdienſt und ihren Gegenfüßlern, lächeln die Einen ſo freundlich an als die Andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen ſchlechten Menſchen ſo zu betrüben, um ihn merken zu laſſen, daß er weniger werth iſt als ein braver Mann. Nun iſt es den Meiſten, wenn ſonſt Alles gleich iſt, viel bequemer, ſchlecht zu ſeyn, als ſich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienſte zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bei Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anſchlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon ſind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, Tugend unter ſolchen Regierungen ein leerer Name iſt; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erſchlaffen und endlich gar nicht mehr ſtattfinden; daß Leute ohne Werth ſich in Stellen einſchmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo ſie entweder durch Untüchtigkeit oder böſen Willen oder beides zugleich den größten Schaden thun; daß dieſe Leute ſich's recht zur Pflicht machen, jedes hervorglänzende Verdienſt zu verdunkeln,

jedes aufkeimende Talent zu erſticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuſchrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre gibt, das Laſter endlich aufhört ſich zu ſchämen, und ausſchweifende oder niederträchtige Menſchen Alles wagen, weil ſie merken, daß ſie nichts dabei wagen; kurz, daß unter einer ſolchen nervenloſen Regierung juſt darum, weil Jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar nichts (welches oft beſſer iſt als etwas) oder ſo viel Unverſtändiges, Widerſinniges und Verderbliches geſchieht, daß oft Menſchenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu ſetzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Freund Eukrates von ſeinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Fratzenbild hinzumalen, wozu es ihm vielleicht ſchwer werden ſollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht ſchwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo Alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieſes Einzigen einen großen Theil der ſchlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach ſich ziehen könnte. Aber in Republiken ſehe ich nicht, wie ein ſchwacher Mann ſo großen Schaden ſollte thun können.

Eukrates. Wir müſſen nicht vergeſſen, daß die Rede von einem ſchwachen Manne iſt, den man an die Spitze der Republik geſtellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn Alles auf ihn allein an? Iſt ſeine Macht nicht eingeſchränkt? Werden die Verſtändigen und Wohlgeſinnten unthätig bleiben? oder iſt es in ſeiner Gewalt, ſie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich beſorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus iſt, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze ſetzt, öffentlich für den Beſten erklärt, möchten die Verſtändigen und Wohlgeſinnten ſchwerlich ſtark genug ſeyn, die Thoren und Uebelgeſinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine ſolche Wahl ſetzt ſchon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Geneſung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine ſolche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die ſchon lange aufgehört hat zu empfinden, was Tugend iſt. In dieſer machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden dieſe einen Mann wie Lampus (wenn man anders ſo ein Geſchöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn ſie nicht unter ihm Alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drei vielleicht ſchon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwiſchen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Anſehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken ſetzen könnten, müßten uns die Geſetze geben; und ſind nicht dieſe immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen weſentlichen Unterſchied. Lampus am erſten Platze der Republik ſchadet ſchon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verſtand nicht hat, weder das Böſe zu verhindern, das die Uebelgeſinnten thun werden, noch die Partei der Wohldenkenden zu unterſtützen und ihrer Wirkſamkeit die beſte Richtung zu geben. Ich geſtehe gern, daß er an einem der unterſten Plätze im gemeinen Weſen unſchädlich ſeyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wißt, nichts gegen den Mann an ſich ſelbſt. Nur will ich nicht, daß ihr

den guten Menſchen, wider ſeinen Willen, zum Werkzeug unſers Unglücks und vermuthlich auch ſeines eigenen machen ſollt, indem ihr ihn an einen Platz ſtellt, wo er durch ſeine Unfähigkeit nothwendig ſchädlich werden muß.

„Aber, ſagt Kleon, wie können wir uns entſchließen, eben dieſen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir Alle wiſſen, daß er ein Böſewicht iſt?“ — Freilich iſt es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber, geſetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägeiſche Meer nach Kreta führen ſollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geſchickten Steuermann kriegen als einen, der ſonſt in jedem andern Verhältniß ein böſer Bube wäre: würden wir uns und unſer Schiff lieber einem guten, frommen Menſchen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verſtände? Ich denke, nein. Unſer ſind Viele, würden wir denken. Wir wollen des böſen Menſchen wohl Meiſter werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er ſonſt ſeyn mag, ſo iſt er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerlei Schickſal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, ſo können wir uns darauf verlaſſen, daß er ſein Möglichſtes thun wird, uns zu erhalten. Dieß, däucht mich, iſt nun gerade unſer gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verſtand und Thätigkeit. Wahr iſt's, ſein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück anderer Menſchen iſt ihm fremd; er iſt ſtolz, herrſchſüchtig, geizig, hart und grauſam; niemals hat er ſich über die Sittlichkeit der Mittel zu ſeinen Abſichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenſtück hat nichts Abſchreckendes für ihn, ſobald er es ungeſtraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller ſeiner Handlungen ſeyn. Er wird, wenn es ihm zugelaſſen würde, die Republik als

ſein Eigenthum behandeln und die Geſetze nicht als Feſſeln, die er tragen, ſondern als Schlingen, denen er ausweichen muß, anſehen. Er wird Alles anwenden, ſich einen Anhang zu machen, durch den er Alles vermöge; und ein jeder Freund ſeines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unverſöhnlichen Feind in ihm finden. Dieß iſt Alles wahr! Aber Megillus hat Verſtand, und dieſer iſt uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorſicht handeln und nie mehr, als zu ſeinem Zweck ſchlechterdings nöthig iſt, Böſes thun wird. Er wird ſogar, theils um ſich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um ſein Spiel deſto beſſer zu verbergen, zu allem Guten mitwirken oder wenigſtens durch die Finger ſehen, was er, ohne Nachtheil ſeiner beſondern Abſichten, thun oder zulaſſen kann. Sein Ehrgeiz iſt die ſchwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgeſinnten nicht ſelten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verſtand hat, mag ein ſo ſchlimmes Herz haben, als er will, ſo ſieht er doch immer ein, wie nothwendig es iſt, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdienſten zu ſeyn ſcheine; und dieß macht, daß er oft gerade ſo handeln muß, als ob er's wäre. Außerdem haben wir bei einem Manne von dieſem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beinahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverläſſig wiſſen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bei einem Lampus, der es ſelbſt niemals weiß, wenig Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verſtand und Thätigkeit an der Spitze ſteht, werden andere Männer, die dieſe Eigenſchaften auch beſitzen, ſo ſehr ſie in Grundſätzen und Abſichten ſeine

Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bei jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen und, da er doch zuweilen ihres Beistandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dieß? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsere Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht, weil es gut, sondern, weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, Alles zu sagen, was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst und überlass' es nun unserem Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das Beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und, sofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu leugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben; und diese können

eben so wohl für die eine als für die andere Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie ohne Noth (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sey, die Republik einem guten Manne ohne Kopf oder einem Schlaukopf ohne Herz preiszugeben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offene Augen und freie Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemals einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten gibt. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber, wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Compliment, das der Philosoph ihrem ehrwürdigen Orden

zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwei oder drei Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara ſahen ſo gut als irgend ein Philoſoph in der Welt, daß es ſich nicht ſchicke, der Republik einen ſo blöden Mann wie Lampus oder einen ſo ſchlimmen Mann wie Megillus zum Vorſteher zu geben. Sie verglichen ſich alſo und erwählten einmüthig — den Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man geſtehen mußte, daß er zugleich ſo unverſtändig und ſo bösartig ſey, als ein und eben derſelbe Menſch beides zugleich ſeyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die außerordentlichſte Weiſe; denn er gab gleich in den erſten vier Wochen ſeiner Staatsverwaltung ſo viel tolles und heilloſes Zeug an, als zwanzig weiſe Männer in eben ſo viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Philoſoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenſtück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeiſter Gorgias ſeine Regierung verherrlichte.

Nichts war unſchuldiger, als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden ſich Leute, die in dem Tone, womit er es ausſprach, etwas ſehr Strafbares bemerkt haben wollten und dem Oberzunftmeiſter einen Bericht davon erſtatteten, der nicht zum Vortheil des Philoſophen war.

Wer iſt dieſer Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Philoſoph.“ — Ich habe die Philoſophen nie leiden können, und ich denke, wir haben ſogar ein Geſetz wider ſie, verſetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Geſetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktſchreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. Fort mit allem dieſem Geſchmeiße! ſagte Gorgias.

Der Philoſoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Braviſſimo! rief der Philoſoph Stilpon und zog nach Athen, wo die Philoſophen (ausgenommen daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingsſaft zu trinken gab) überhaupt ſo wohl gelitten waren, als an irgend einem Ort in der Welt.

Ueber das

göttliche Recht der Obrigkeit,

oder

über den Lehrſatz:

„Daß die höchſte Gewalt in einem Staate durch das Volk geſchaffen ſey.“

An Herrn Profeſſor Dohm in Caſſel.

Geſchrieben im Jahre 1777.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bei tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt werden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgibt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig Pro und Contra streiten kann, ohne jemals ans Ende zu kommen — in beiderlei es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bei der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugal (Deutscher Mercur, Sept. 1777), wo Sie (Seite 265 und 266), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischen Jubel darüber angestimmt: daß die portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahre 1641 so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert und

unter Anderem darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht, durch ſeine Repräſentanten über die Aufführung ſeines Königs zu erkennen und ſich von deſſen Herrſchaft los zu machen, wofern er ſich durch eine ſchlimme Staatsverwaltung des königlichen Amtes unwürdig mache" — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: ſollte man ſich nicht ſchämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern ſich ſo auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieſer um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, ſondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem ſie nützen und frommen ſoll) geſchaffen ſey — Wahrheiten, die ſchon im vorigen Jahrhundert und (ſogar) in Portugal anerkannt worden."

Ich konnte dieſe Stelle, die mir gleich beim erſten Leſen wider die Stirne fuhr, aus zwei Urſachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu ſalviren, vorbeigehen laſſen — erſtens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonſtrirten geometriſchen Lehrſatz ſpricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweitens, weil Sie ſich ſo auszudrücken ſcheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da ſey," völlig von einem Schlage ſey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwiſchen dieſen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung iſt. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem Ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) ſo verſchiedenen politiſchen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer ſo heroiſchen Zuverſicht für Wahrheit gaben: ſo hielt ich's für anſtändig und beſcheiden, mir den Namen ſelbſt zu geben, den Sie mir als

einem (nach Ihrem Syſtem) vom wahren politiſchen Glauben Abweichenden geben mußten und mich einſtweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich ſelbſt für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entſchloſſen, mich nächſtens über die Gründe meiner Meinung zu erklären: und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe ſo ernſtlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache ſchreiten. — „Im Ernſte (ſagen Sie), ich wüßte nicht, wie man die große Wahrheit, ſo wie ich ſie ausgedrückt habe, verkennen könnte, und ich wäre ſehr begierig zu ſehen, wie der Verfaſſer des goldnen Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche Recht ſeiner Schüler vertheidigen könnte u. ſ. w.

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es ſtände übel um ihre Sicherheit. Aber, da ich ein Menſch bin und nichts Menſchliches als fremd anſehe, iſt mir's ja wohl auch erlaubt, über menſchliche — und, ſoweit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge zu ſagen, was mich recht dünkt. Und ſo laſſen Sie uns dann, wofern Sie juſt nichts Nöthigeres oder Angenehmeres zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausſchließungsweiſe, ſondern der Obrigkeit überhaupt oder derjenigen, die (nach St. Pauls weiſem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den erſten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte in meinem Sinn, auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sey?

Mir ist, denke ich, Alles wohl bekannt, was die Verfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung:

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre,"

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke Discourses concerning Government, irgend einem, der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen übrig gelassen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldenen Wahrheiten, viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, eben so viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk seyn; und wozu könnte es helfen? — Wir werden,

hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus dieſem Labyrinth ins Freie zu kommen.

Fürs Erſte etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem Menſchengeſchlechte werden oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

„Barbaren?" — Nein, denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?" — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen alſo weiter fragen. Das einzige Volk, das, ſoviel man weiß, mit völliger Freiheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fungo; im Ernſte, eine Art von menſchenähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als fünfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloſchen ſeyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten ſeit ſeiner letzten Umſchaffung zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden, bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen Regulus ſich von ihrer vielen unter einem andern Namen und zuletzt (ſo kurze Zeit es auch dauern konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

3) Wo iſt der Beweis, daß die erſten Könige und Obrigkeiten unter den Menſchen erwählt worden?

4) Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeits wegen, unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren, wie kann

man ſagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend iſt? Und wenn es alſo kein ſolches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem Andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickſte und Gröbſte durchgehauen — Es fängt ſchon an, in dieſer Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zuſammen hin und ſehen in aller Gelaſſenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde, ſie zu ſuchen, oft zu weit wegführt, nicht vielleicht dicht neben uns ſteht?

Eine Menge Volks iſt — eine Menge großer Kinder — eben ſo unfähig, ohne Obrigkeit ſich ſelbſt in einem leidlichen Zuſtande zu erhalten, als unſere kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man ſie der lieben natürlichen Freiheit überlaſſen wollte. Und warum hat die Natur dieſe letztern ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil ſie ſich eine Zeit lang nicht ſelbſt regieren können. Und hier zeigt ſich ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menſchen, die ſich zuſammen halten und (es ſey nun aus bloſem Zufalle und Inſtinct, nur auf kurze Zeit oder mit Vorſatz und Ueberlegung auf immer) für einen Mann zu ſtehen geſonnen ſind — und die man, in beiden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es ſich ſelbſt regieren kann, und ſofort hört die väterliche Gewalt

auf. Für ein Volk gibt's keine solche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird, je unfähiger wird es, sich selbst zu regieren. Ich berufe mich über diesen und alle andere Sätze, die ich blos ihrer Evidenz wegen nicht beweise, auf die allgemeine und besondere Geschichte der ganzen menschlichen Gattung von so viel Jahrtausenden, als man zurückzählen will, bis auf diesen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat also durch eben den Act, durch den er Menschen machte, das ewige Gesetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß sie regiert werden müssen; und — so ist alle obrigkeitliche Gewalt an sich betrachtet göttlichen Rechts.

Wenn sich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begibt — wird der Erste der Beste, der Muth oder Verwegenheit genug hat, sich an ihre Spitze stellen, ihr Anführer, dem sie blindlings folgen. Erinnern Sie sich nur der Geschichte des Masanjello — sie ist, nach ihren Grundzügen, die Geschichte aller andern Aufrührer, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben. Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es ist der, der die meiste Kraft hat, der die Uebrigen in seinen Wirbel hineinziehn und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen ist's auch wohl der, der am besten schwatzen kann; aber allemal, wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, ist's sicherlich der, der am entschlossensten handelt. Also — sobald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sey, sich durch irgend einen Zufall in dem wilden,

ordnungsloſen Zuſtande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet oder mit Gewalt ſich ſelbſt hineinwirft: ſo wird der Stärkſte das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freie Wahl, ſondern in Kraft der Natur ſelbſt — weil er den Muth hat, ſich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in ſich fühlt, ſeinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkſte ſage, iſt, wie Sie ſehen, die Rede nicht vom Stärkſten an Knochen und Sehnen (wiewohl es Fälle gibt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat, als ein Julius Cäſar), ſondern am ſtärkſten an Sinn, Einbildung, Verſtand und Muth — von dem, deſſen Genius die Uebrigen im Zwang hält und wie Waſſerbäche leitet — und um dieſer Stärke willen wurde Julius Cäſar am Ende doch Meiſter von allen Sänftenträgern in Rom, ſo gut, als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubſüchtigen Patriciern, parfumirten Einäden, aimables Débauchés, wovon es im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müſſen, oder er mußte, von natürlichen Zwangrechts wegen, Herr über ſie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerſtehen? Zehntauſend Mal tauſend ſchwache Menſchen ſind zuſammengezählt nicht ſtärker gegen einen überwiegenden Starken, als es jeder von ihnen einzeln iſt.

Ich dächte nach dieſen ſo unmittelbar auf die Conſtitution der menſchlichen Natur und (eben darum!) auf die Geſchichte aller Völker von Anbeginn der Welt ſich ſtützenden Prämiſſen ſollt' es nun nicht mehr ſo ſchrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade herausſage: das Recht des Stärkern ſey Jure Divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es verſteht ſich, daß ich mir bei einem Satze, der, ſo wahr er auch iſt, doch erſten Anblicks ſo gefährlich

aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt Alles blos in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der Stärkste überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr; und die Schwächern beugen sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da, gewöhnlicher Weise, die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue, Gutherzigkeit gesellet zu seyn pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist Facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit einem Wort, der beste Jäger König; unter einem Volke von Hirten ist's der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind, ohne allen Zweifel, die ersten Könige entstanden. Die Natur gibt dem Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dieß ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Canzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Canzler und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euren König erkennen!" sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So ſtellte ſie zu verſchiedenen Zeiten einen Seſoſtris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäſar — einen Attila — einen Karl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Guſtav Waſa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell?“ — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich ſelbſt: denn der Plan der Natur iſt ſo unermeßlich groß, daß ſie oft und alle Augenblicke uns Kurzſichtigen nach widerſprechenden Geſetzen und Zwecken zu handeln ſcheint. — Ja, dieſer Cromwell, der Zerſtörer der Staatsverfaſſung ſeines Vaterlandes, der Mörder ſeines Königs, der tapferſte, der tugendhafteſte, devoteſte Böſewicht, der vielleicht jemals gelebt hat — war zu ſeiner Zeit der Stärkſte unter ſeinem Volke, und ſo folgte daraus, was unter damaligen Umſtänden folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugniſſes? — Die ehrwürdigſten Mächte erkannten laut oder ſtillſchweigend ſein Recht; Könige neigten ſich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, ſchickten ihre Geſandten, nahmen die ſeinigen an, ſchloſſen Bündniſſe mit ihm und ſuchten ſeine Freundſchaft. — Wenn Könige nicht wiſſen ſollten, was in ihrer eignen Sache Recht iſt, wer ſollt's wiſſen?

Doch dieß im Vorbeigehen — denn auf dieſem Seitenwege würden wir uns zu weit von unſerer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher geſagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundſatz aufzuſtellen: es liege in der menſchlichen Natur ein angeborner Inſtinct, denjenigen für unſern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns

willig von ihm leiten und meiſtern zu laſſen, deſſen Obermacht wir fühlen, und dieß ſey hie erſte Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menſchen geweſen.

Und nun behaupte ich, eben dieſer Inſtinct ſey auch in der Folge auf Seiten der Völker die Haupturſache geweſen, warum ſie ſich bei allen den mannigfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politiſchen Form und Verfaſſung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt ſich das Volk, d. i. der größte Theil der Nation, leidend dabei. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräſentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigſten unter dem Adel und der Kleriſei und die Ehrgeizigſten, Verſchmitzteſten und Beredteſten unter dem Volke ihre Privatabſichten deſto ſicherer durchzuſetzen wußten. — Wenn etwa noch Jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräſentanten einer Nation ſind: ſo kann er ſich aus der neuern und neueſten Geſchichte einer gewiſſen Ile flottante ſo trefflich davon belehren, daß es ihm, Alles zuſammengerechnet, (wenigſtens) eben ſo ſicher dünken wird, ſeine Menſchheitsrechte in unſers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wiſſen, als in den Händen ſolcher Repräſentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergeſſen, die man ihnen zu ſpielen gegeben hat, und auch, wenn ſie's am beſten zu machen ſcheinen, doch immer nur ſich ſelbſt repräſentiren.

Man durchgehe die Geſchichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten und ſehe — wie viel die Nation dabei gewinnt, daß Etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu ſetzen, der ihrem beſondern Intereſſe

am zuträglichſten iſt! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichſten und wichtigſten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verſchlägt, wer ihn beherrſche, indem ſein Schickſal im Ganzen genommen das nämliche bleiben wird; ſo ſehen wir ihn ſo ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beſchließen: oder, wenn er ſich ja für einen Candidaten mehr als für den andern intereſſirt, ſo iſt es entweder aus irgend einer dumpfſinnigen Parteilichkeit für deſſen Haus oder Perſon oder aus vermeintem Religionsintereſſe, oder weil er unter dem einen mehr in Ruhe und Frieden zu leben hofft, als unter dem andern. Allein, da auf ſeine Theilnehmung ſo ganz und gar nichts ankommt — ſo iſt's im Grunde für ihn auch einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt ſey. Sobald er nur einen Reiter auf ſeinem Rücken fühlt, der ſeiner mächtig iſt, ſo gibt er ſich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt ſehen wir, daß die Völker ſich gern unter eine erbliche Regierung ſchmiegen, gern einem gewiſſen Hauſe, einer feſtgeſetzten Folge von Prinzen unterthan ſind, ſich gar bald angewöhnen, dieſe ihre Herren für eine höhere Art von Weſen anzuſehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Knie beugen, als die heiligen drei Könige vor dem Chriſtkindlein. All dieß, lieber Herr und Freund, iſt in der menſchlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe dieß treuherzige Gefühl wegphiloſophirt haben! Er nimmt ſeine Regenten, gut oder ſchlimm, als ihm von Gott gegeben an, und ein böſer

Herr müßte beinah der Dedſchial ſelbſt ſeyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl ſchuldig ſey, Alles von ihm zu leiden? — So tief ſitzt im Menſchen das Gefühl, daß die bürgerliche Geſellſchaft eben ſo, wie die ganze Natur, von einer höhern, Alles umfaſſenden, unabhängigen und unwiderſtehlichen Macht zuſammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müſſe:[1] — und ſofern ihm nur erlaubt iſt, über die eine oder die andere dieſer regierenden Mächte zu murren, wenn ſie's ihm nicht nach ſeinem Sinn und Bedürfniß machen; ſo fällt ihm nicht ein, ſich gegen ſie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick iſt wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menſchen einen großen Glauben an das Loos, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie ſahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausſpruch der Götter, auf den ſie mehr Vertrauen ſetzten, als auf ihre eigne Klugheit. Und ſo wurde auch zuweilen, bei Erledigungsfällen, die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlaſſen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geſchieht. Die Erbfolge iſt eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigne Heiligkeit erhält, daß man (und dieß mit beſtem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade ſo anſieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes ſichtbarlich aus den Wolken herabgebracht und mit einer durchs ganze Land hinſchallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das iſt euer Herr! Und man braucht nur die Menſchen, anſtatt ſie in

[1] Die Inſtanzen, die ich hievon aus den ſogenannten Freiſtaaten ſelbſt herholen könnte, würden dieſe Wahrheit auf die frappanteſte Weiſe beſtätigen.

abſtracten Theorien ſtudirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt und ihre Art, zu empfinden und ſich die Sachen vorzuſtellen, in vielen beſondern Fällen beobachtet zu haben, ſo wird man (glaube ich) ſo überzeugt ſeyn, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm ſolchergeſtalt aus dem Himmel in den Schooß gefallen iſt, mehr Vertrauen hat, als zu einem, den es ſelbſt erwählt hätte. Daß freilich die Herren Philoſophen und Staatsgelehrten und all das ehrſüchtige Völklein, das auch gern am Ruder ſitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders geſinnt iſt, wollen wir ihnen nicht verdenken; es iſt ſehr natürlich: nur ſollen ſie auch bedenken, daß ſie nicht das Volk, vielleicht nicht der zehentauſendſte Theil des Volks ſind, zu deſſen ungebetenen Vertretern ſie ſich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geſchöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es ſeyn ſoll. Da die menſchliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich ſeyn, nicht einmal erhalten werden konnte: ſo iſt der Menſch von Natur das gelehrigſte und lenkſamſte aller Weſen — man müßte ihn denn nun gar nicht zu behandeln wiſſen. Was ihn aber am meiſten geſchickt macht, ſich regieren zu laſſen — und ſo regieren zu laſſen, wie es gewöhnlich geſchieht — ſind drei oder vier charakteriſtiſche Züge, um derenwillen er ſich von ſeines Gleichen ſchon oft hat den Görgen ſingen laſſen müſſen. — Zum Exempel, daß tauſend Menſchen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zuſammen hinterdrein ziehn werden, ſollt' es auch durch die Pforte der Höllen ſeyn, ſobald einer vorangeht und ruft: Ein braver Kerl geht mit! — ſodann: daß ſie es einem Jeden herzlich Dank wiſſen, der ihnen die Mühe erſpart, ſich über eine Sache, die gleichwohl beſorgt

werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß ſie ſich ſehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts ſo albern, widerſinniſch, unluſtig, mühſelig und beſchwerlich iſt, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich und zum Theil ſo leicht macht, daß ſie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß ſie größtentheils und in den meiſten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der ſie nicht viel weiter, als vor ihre Füße hinſehen läßt; ſo daß ſie ſich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: vier Qualitäten, die (unter uns geſagt) der weltberühmten menſchlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne ſie, wie ſollten auch Menſchen von ihres Gleichen regiert werden können? — Denn, nachdem die Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bei den verſchiedenen Völkern Platz genommen und Wurzeln geſchlagen, ſo wird freilich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Beſten unter ihrem Volke ſind, immer ſeltner. Aber es bedarf auch deſſen nicht ſchlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange iſt, ſo braucht es eben keiner ſo ſtarken Hand, um es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zuſammenhält, liegt dann in der ganzen politiſchen Maſchinerie; und es iſt zur Noth genug, wenn derjenige, der dafür angeſehen wird, als ob er den Olympus trage, nur unten ſteht und repräſentirt. Wäre das nicht, ſo müßte von zweien der größten Reiche in Europa ſchon längſt keine Fuge mehr in die andere paſſen. — Freilich kommen dann auch Fälle — aber darum gibt's auch keine Maſchine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um deſſenwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwiſchen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es, nach dem, was ich eben über die Urſachen der ſonderbaren Lenkſamkeit der menſchlichen Gattung geſagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! iſt ein Compliment, das man, ohne ſich an ihrer angeblichen Majeſtät zu verſündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie ſollt' es auch anders ſeyn können, da jedes Volk, ſtatt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern recrutirt wird, und das eigentliche Alter der Vernunft bei jedem Menſchen nur ein ſchmaler Iſthmus zwiſchen einer zwiefachen Kindheit iſt! — Ja ſelbſt in dieſem Alter der Vernunft, welch ein Unterſchied zwiſchen tauſend Menſchen, jeder einzeln und für ſich in ſeinem eignen Wirkungskreiſe genommen, und eben dieſen tauſend Menſchen, wenn ſie in einem Haufen verſammelt ſind? Iſt's nicht uralte, millionenmal beſtätigte Wahrheit, daß die Menſchen, ſobald ſie ſich in eine Maſſe zuſammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man geſehen, daß die geſcheidteſten Leute einer oder vieler Nationen, ſobald ſie in großer Anzahl feierlich und in Ceremonien-Röcken verſammelt ſind, um über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit in Corpore zu deliberiren — ſich juſt in Corpore ſo albern betragen, ſo wenig wiſſen, was ſie wollen, einander ſo wenig verſtehen, ſo viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klarſten Dinge ſo viel ſchwatzen, punctiren, grübeln, zanken und ſophiſtiſiren, als ob ſie die ausgemachteſten — Abderiten wären; und

endlich: — nach, Gott weiß! wie viel Seſſionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen oder von einem Einzigen, der durch Liſt oder Gewalt Meiſter über ſie wird, ſich bemaulkorben und (gern oder ungern) ganz anders wohin führen laſſen müſſen, als wohin ſie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine ſo große Wahrheit iſt und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müſſen: wie auffallend iſt nicht das Widerſinniſche in der Meinung derjenigen, die zu einem Menſchheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht, über die Regierung ſeiner Obrigkeit zu urtheilen und ſich, zum Exempel, der Herrſchaft ſeines Königs zu entziehen, wenn er durch eine ſchlimme Regierung ſich der Krone unwürdig gemacht.“ Wie? Kinder — die eben darum, weil ſie ſich nicht ſelbſt regieren können, unter väterlicher Gewalt ſtehen — ſollen ein Recht haben, ihren Vater zu controliren? entſcheidend zu urtheilen, ob ſeine Befehle vernünftig und zu ihrem Beſten zweckmäßig ſeyen? ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naſchwerk geben ſollte? ob er ihnen in dieſem oder jenem Falle die Ruthe auch wohl mit Recht oder nicht zu ſtark oder keinen Streich zu viel gegeben habe? ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, ſo liebe, artige, geſcheidte und im Grunde doch wohl Alles beſſer wiſſende Kinder, wie ſie ſind, zu regieren? ob er nicht zuweilen ſelbſt thue, was er ihnen verbeut? und ob ſie alſo nicht gar wohl befugt ſeyen, ſich mit geſammter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er ſie ſo oft unbilliger Weiſe empfinden laſſen u. ſ. w.? Feine, weiſe, wohl überlegte Grundſätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche

Beſchäftigung der Herren Philoſophen ſeyn, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen und Schäden der Menſchheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: nur müſſen die Mittel, die ſie uns dazu anpreiſen, nicht (wie, leider! faſt immer der Fall iſt) ärger ſeyn, als das Uebel ſelbſt, wovon ſie uns heilen, oder dem ſie zuvorkommen wollen.

Ich ſehe wohl, daß ich noch gar viel zu ſagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundſatzes mit den echten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen und auf alle Einwürfe, die ich vorausſehe, auch voraus antworten wollte. — Aber μηδεν αγαν! — nur dieß laſſen Sie mich jetzt noch ſagen: Wenn wir die Weltgeſchichte von Jahrhundert zu Jahrhundert und die beſonderen Völkergeſchichten von Generation zu Generation überſehen und vergleichen, und ſehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Urſachen und Wirkungen ſich fortſchlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man von den vermeinten Urſachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von ſeinen eignen Staatsärzten der gewiſſe Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottiſe, ſo die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, deſſen ungeachtet ſich in ſeinem Stand und Weſen erhält und die Weisſagungen ſeiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügſten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wiſſen und Hoffen deſſen, der ihn gemacht, den beſten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen

anſcheinenden Urſachen einer allgemeinen Zerrüttung ſich das Ganze doch immer im Gleichgewichte und jede Nation wenigſtens in einem leidlichen Zuſtande erhält — kurz — wenn wir ſehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert und wahrlich wenigſtens ſo regiert wird, daß es ſchwerlich einer von uns beſſer machen würde: ſo däucht mich, es leuchte ſtark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene ſpielende Theokratie ſey, welche macht, daß es, trotz unſern eiteln Beſorgniſſen — nicht ſchlimmer und oft gegen alle unſere Deductionen, Theorien und Demonſtrationen ſo viel beſſer in der Welt geht, als es unſrer einfältigen Meinung nach gehen ſollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt ſeyn, daß die Auflöſung des politiſchen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weiſe ſie auch geſchehe, in die Praxin wenig oder gar keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge ſind gut per la predica. Im Leben ſelbſt aber bleibt's doch immer beim Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfreſſer — gefährlich waren; dermalen braucht Claus Zettel ſeinen Kopf nicht aus der Löwenhaut herauszuſtecken, um uns zu ſagen, daß er kein Löwe im Ernſte ſey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden ſcheint, und unter deſſen mancherlei komiſchen Symptomen auch dieß iſt, daß wir ſo ſtolze Blicke aus unſern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unſre Moden, vorübergehn und ſchwerlich mehr Spur hinter ſich laſſen, als die ellenlangen Haaraufſätze und die dreifingerbreiten Haarbeutel. Und ſo laſſen Sie mich mit einer Wahrheit ſchließen, die gewiß von uns Beiden, ſo verſchieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich ſtarker Ueberzeugung für eine große

Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht beſſer noch kürzer auszudrücken weiß, als wie ſie auf dem Grabmal der berühmten Miſtriß Macaulay eingegraben ſteht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieſer theoretiſchen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beizufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apoſtels — der auch blos als Menſch einer der Weiſeſten und Größten war, die je geweſen ſind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
ſeyd gehorſam den Eltern
in allen Dingen,
denn dieß iſt dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß ſie nicht ſcheu werden!

Athenion,

genannt Ariſtion,

oder:

das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philoſophen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidſprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der ſie zuerſt geſagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den ſie beim erſten Anblick von ſich werfen, ohne weitere Unterſuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant aut Imperantes philosophantur; das iſt, „glücklich ſind die Staaten, wo entweder die Philoſophen regieren, oder die Regenten philoſophiren.“

Friede ſey mit der Aſche des Weiſen, aus deſſen Munde oder Feder dieſer Spruch zum Erſten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewiſſen ſchwören können, daß er eine große Wahrheit zu ſagen glaubte; und ich ſelbſt wollte darauf ſchwören, daß er ein Philoſoph war, und daß ſein gnädiger Herr oder ſeine gnädige Herren — nicht philoſophirten.

Ich denke nicht, daß hier erſt zu fragen ſey, was er unter einem Philoſophen verſtanden habe. Hätte er nichts weiter mit ſeinem Spruche ſagen wollen, als: ein Volk ſey glücklich, das von einem weiſen Manne weislich regiert werde: ſo hätte er eben ſo wohl gethan, nichts zu ſagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, ſagen: Weisheit iſt beſſer als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch ſeine Meinung nicht.

Er verſtand unter einem Philoſophen keinen Weiſen, ſondern was man von jeher unter einem Philoſophen verſtanden hat, einen Mann, der ſich auf Philoſophie gelegt hat und Philoſophie treibt: ſowie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der ſelbſt geſund iſt und alle Kranken geſund macht, ſondern einen, der die Arzneikunſt gelernt hat und treibt, ſo gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der ſein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, ſondern den, der die Kunſt verſteht, ein Schiff zu führen. Vorausgeſetzt alſo, daß in vorbeſagtem Weidſpruch das Wort Philoſoph weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wiſſenſchaft aller göttlichen und menſchlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wiſſenſchaft aller möglichen Dinge, inſofern ſie möglich ſind, zu ſeiner Profeſſion gemacht hat: ſo ſehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Philoſophen glücklicher ſeyn ſollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der ſo viel Verſtand hat, ſeine rechte Hand von ſeiner linken zu unterſcheiden. Daß die Philoſophen andrer Meinung ſind, und daß es ihnen, weil ſie andrer Meinung ſind, an Gründen, ihre Meinung aufzuſtutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Ariſtoxenus, der Tonkünſtler, behauptete: die Seele ſey ein Accord und das Univerſum eine große Harfe, auf der die Natur Solo ſpiele! Einem Manne, der ſo parteiiſch für ſeine Kunſt dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigſtens zu glauben, die Staaten würden am glücklichſten ſeyn, wenn ſie von lauter Tonkünſtlern regiert würden. Und der franzöſiſche Tanzmeiſter, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley geſehen haben könnte, daß ſie ihn zu ihrem erſten Miniſter gemacht, da er doch der größte Schöps

auf ſeinem Tanzboden geweſen — ich bin verſichert, daß in den Augen dieſes ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeiſter geſchickter war, die Welt im Gang zu erhalten, als die ſämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wiſſenſchaften in Europa. Es iſt nun einmal nicht anders: Jedermann iſt öffentlich oder heimlich für die Profeſſion, die er treibt, und für die Claſſe, zu welcher er gezählt wird, eingenommen: warum ſollten's die Philoſophen, die doch unſtreitig ſo viel vor uns Andern voraus haben, weniger ſeyn?

Der kürzeſte und ſicherſte Weg, über dieſen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, iſt wohl dieſer, daß man ſich umſehe, wie glücklich die Staaten geweſen ſind, denen es ſo gut worden iſt, von Philoſophen regiert zu werden. So viel ich weiß, iſt der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber deſto auffallender und vorſtechender wird ohne Zweifel auch das Glück ſolcher Staaten geweſen ſeyn. Mir iſt davon ein Beiſpiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigſte in ſeiner Art iſt, das die Geſchichte aufzuweiſen hat. Da zu vermuthen iſt, daß der Philoſoph, den ich meine, wenigſtens neunundneunzig von hundert meiner Leſer gänzlich unbekannt ſey: ſo will ich Ihnen ſeine Geſchichte umſtändlich genug erzählen, um ſie eben ſo bekannt mit ihm zu machen, als ob ſie das Glück gehabt hätten, ſelbſt unter ſeiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Verſicherung, daß Sie ſich auf die hiſtoriſche Wahrheit aller Umſtände, ſo außerordentlich und mährchenhaft ſie auch zum Theil klingen mögen, ſo gut als bei irgend einem andern Stück alter Geſchichte verlaſſen können.

2.

Ungefähr hundert und dreißig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewiſſer Athenion, Bürger und Philoſoph daſelbſt; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von deſſen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen iſt, als „daß er, ungefähr um dieſe Zeit, der Schule des Ariſtoteles oder dem ſogenannten Lyceum vorgeſtanden haben ſoll.“ Dieſer Athenion ſchaffte ſich in ſeinen alten Tagen eine ägyptiſche Sklavin an. Dieſe Sklavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn; und dieſer Sohn, der nach dem Namen ſeines Patrons Athenion genennt wurde, iſt der Held der gegenwärtigen Geſchichte. Wer auch der Vater ſeyn mochte, vermuthen läßt ſich's wenigſtens, daß es der Philoſoph Athenion ſo gut ſeyn konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht ſelbſt glaube, ſchloſſen Viele daraus, weil er auf den jungen Menſchen, nachdem er herangewachſen war, eine beſondere Neigung warf und ihn ſogar zum Erben einſetzte.

Indeſſen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der peripatetiſchen Philoſophie willen, lieber ſehen möchten, daß der alte Athenion ſchußfeſt gegen die Reize der ägyptiſchen Magd geblieben wäre, unverhalten laſſen, daß ſeine Freigebigkeit gegen den Sohn ſeiner Sklavin eben ſowohl die bloſe Erkenntlichkeit für die beſondere Treue, womit ihm der junge Menſch zugethan war, als ein ſtärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geſchichte ſagt: als der Philoſoph endlich vor hohem Alter ſchwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und geſtanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die

Treue und Hülfleiſtung bewieſen, die er nur immer von der zärtlichſten Gattin und dem dankbarſten Sohn hätte erwarten können.

Dieſe beſondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menſchen die bloſe reine Wirkung ſeiner Dankbarkeit gegen ſeinen alten Wohlthäter ſeyn; ſie konnte aber eben ſowohl die bloſe reine Wirkung ſeiner Neigung zur Verlaſſenſchaft desſelben ſeyn. Wir erinnern dieſes beiläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menſchenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt ſind, von jedem Schein der Tugend das Beſte zu denken, und ſich dadurch der Unluſt ausſetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich ſieben oder acht Mal richtig betrogen zu werden. Wahr iſt's, daß ſie dafür auch von jedem Schein des Böſen das Aergſte zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen ſind, wenn ſich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter zweien der, den ſie für den böſen Menſchen anſahen, der gute, und der, für deſſen Rechtſchaffenheit ſie ſich verbürgt hätten, der Böſewicht iſt.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle ſeyn mochte, genug, der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, deſſen präſumirter Sohn und Erb er war, Mittel, ſich das atheniſche Bürgerrecht zu verſchaffen, welches in dieſen Zeiten nicht mehr ſo wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demoſthenes und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu ſolchem Ende in eine von den atheniſchen Zünften eingeſchrieben werden mußte, ſo vertauſchte er bei dieſer Gelegenheit ſeinen bisherigen Namen Athenion mit Ariſtion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bei den Alten, welche von ihm ſprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Philosophen Vanini, seines Gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Cultur dieser Gaben und der kluge Gebrauch, den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften mehr aus Liebhaberei als um Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er nach dem Tode seines Vaters Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen und, nach unserer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bei einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beinahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Philosoph, wie Posidonius, in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen

nicht ohne Abſicht, wie es ſcheint, Erwähnung that. Ariſtion fing nämlich ſeine neue Lebensart damit an, daß er ein ſchönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, inſofern als er das Mädchen heirathete, noch ſogar zum Verdienſt angerechnet werden könnte; denn das war mehr, als ſein eigener Vater gethan hatte; wenigſtens war es einem Philoſophen aus der peripatetiſchen Schule, welche bei Berechnung deſſen, was das Summum Bonum eines weiſen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, ſo wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unſern Ariſtion werden wir bald auf einen ſolchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrſcheinlichkeit zutrauen können, er habe bei der Heirath der ſchönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabſicht gehabt, die ſeiner Klugheit mehr Ehre macht als ſeinen Sitten — nämlich (um es nur heraus zu ſagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, deſto leichter ins Garn zu locken. Wenigſtens ſcheint es, Poſidonius hätte ſich, wenn er eine ſo unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verſtehen geben wollte, kaum verſtändlicher ausdrücken können. Auch der Umſtand, daß er Athen verließ und ſeine ſophiſtiſche Bude in entlegenen Orten aufſchlug, beſtärkt dieſen Verdacht. Die Athener ſollten keine Augenzeugen davon ſeyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Menſch bleibt immer verächtlich, dem man in der Operation, ſich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichſam Schritt vor Schritt zugeſehen hat. Erſcheint er aber nach einer langen Abweſenheit auf einmal wieder als Einer, der ſein Glück gemacht hat, ſo läßt ſich die Menge immer vom Glanz des

Goldes blenden und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Ariſtion nach Athen zurück kam, befand ſich Griechenland am Ausbruch einer Kriſis, welche der Geſtalt ſeiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfaſſung von Europa und Aſia eine wichtige Veränderung anzukündigen ſchien.

Seitdem Roms große und unverſöhnliche Mitwerberin um die Oberherrſchaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenſeits des Gebirges Taurus eingeſchloſſen worden war, ſchien nun Alles dem glücklichen Genius dieſes wundervollen Freiſtaats weichen zu müſſen. Aber das Schickſal oder (richtiger zu reden) die Herrſchſucht der Römer (die keine andere Grenzen des römiſchen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte, Menſchen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarſten, der ſich ihnen jemals entgegen geſtellt hatte, in der Perſon des Königs von Pontus, Mithridates, dem ſeine außerordentlichen Eigenſchaften den Beinamen des Großen erwarben; eine zweideutige Ehre, die faſt immer zu ſehr auf Koſten des menſchlichen Geſchlechts erworben worden iſt, um von einem guten Menſchen geſucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander ſelbſt hatte nichts vor ihm voraus, als ſein Glück; und auch in dieſem ſchien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu ſeyn.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieſes Fürſten — der weder mit dem höflichen Vaſallennamen eines Freundes und

Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die ſein Vater von demſelben empfangen hatte, zufrieden war — eben ſo wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieſer Bürger einer italieniſchen Stadt, die von den Ufern des Tibers ſich zu Richtern über die entfernteſten Könige aufwarfen und entſchloſſen ſchienen, nicht eher zu ruhen, bis ſie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Geſetze vorzuſchreiben. Bei ſolchen gegenſeitigen Geſinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadocien, woraus der König von Pontus den von Rom beſchützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den erſten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römiſch unter die Augen geſagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entſagen. Der ehrſüchtige Fürſt, durch ſeine Verbindung mit dem Könige von Armenien und durch den freiwilligen oder erzwungenen Beiſtand vieler andern aſiatiſchen Völker verſtärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwei und zwanzig Nationen von verſchiedenen Sprachen zählte.

Der Moment, in welchem er dieſe gebornen Feinde des königlichen Namens, welche außer der Majeſtät des römiſchen Volkes keine Majeſtät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für ſein Vorhaben nicht günſtiger ſeyn. Die Römer waren ſeit ungefähr zwanzig Jahren erſt durch den Krieg mit dem numidiſchen Fürſten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweiſe aus

Germanien in Gallien eingedrungen waren und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten italienischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreimal hundert tausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dieß Alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eigenen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreier sich aufwerfenden Eroberer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten römischen Feldherren, die sich ihm entgegen stellten, keine Sylla noch Lucull. Er schlug sie zu verschiedenen Malen, vernichtete ihre Armeen und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider Alles, was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Roms Untergang zum Ziele hatten und sich mit diesem — oder seinem eigenen enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Philoſophen Ariſtion einen Augenblick aus dem Geſicht laſſen müſſen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geſchehen mußte, anſtändiger war, dem Leſer die Erinnerung an die Geſchichte dieſes berühmten Römerfeindes durch etliche Federſtriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweiſen, die er jetzt vielleicht weder Luſt noch Gelegenheit hat nachzuſchlagen. Wir kehren nach dieſem kleinen Abſprung erſt zu den Athenern, dann zu unſerem Sophiſten zurück.

Es war ungefähr zweihundert und vierzig Jahre, ſeit die Griechen durch die berühmte Schlacht bei Chäronea ihre Freiheit verloren — und über hundert, ſeit ſie etwas der Freiheit Aehnliches durch den römiſchen Conſul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieſer Zeit mancherlei abwechſelnde, zum Theil ſehr widrige Schickſale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichſten und herrlichſten Städte in der Welt; noch immer, wenigſtens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künſte und der Wiſſenſchaften; aber der Geiſt, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war ſchon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle ſchöne Charakter, welchen Perikles und Iſokrates dem atheniſchen Volke beilegen, war zuerſt durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrſchaft der macedoniſchen Fürſten ſtufenweiſe ſo ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themiſtokles, Ariſtides und Cimon den größten König von Aſien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bei lebendigem

Leibe einen eigenen Prieſter beſtellten und ſie, als Schutz-
götter ihrer Stadt, der Minerva und den eleuſiniſchen Göt-
tinnen an die Seite ſetzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen
erkannt haben würden. Das Herz empört ſich, wenn man
beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die
knechtiſchen Niederträchtigkeiten lieſt, welche ſie ſich nicht
ſchämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute
die unbeſonnenſte Verachtung, morgen die ausſchweifendſte
Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indeſſen blieb
doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieſes leicht-
ſinnigen Volkes, ungeachtet ſie mit Händen greifen konnten,
daß die Zeit, ſchimmernde Entwürfe zu machen, für ſie vor-
über ſey.

So ſchwärmeriſch ihre erſte Dankbarkeit geweſen war,
als Flaminius ſie von dem Joche des Königs Philippus be-
freite, ſo konnten ſie ſich doch bei kälterem Blute des Gefühls
nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geſchenkt
hatte, nicht viel beſſer als eine Kinderpüppe ſey; und alle
helleniſirende Politeſſe, königliche Freigebigkeit und herab-
laſſende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perſeus, Pau-
lus Aemilius, die römiſche Majeſtät zu mildern und ihr das
Verhaßte zu benehmen ſuchte, alle Wohlthaten, welche ſie vor
andern griechiſchen Städten von ihm empfangen hatten, er-
zeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem
ſo flüchtigen, veränderlichen und auf ſeine ehemalige Größe
ſo eitelſtolzen Volke nur eine vorüberrauſchende Erkenntlich-
keit, welche alle Augenblicke, bei dem geringſten Anſchein,
ſich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Em-
pörung umſchlug. Das Widerſinnigſte bei dieſem Allem war,
daß ſie durch ſo viele Erfahrung, wie ſie ſich bei jedem ihrer
vielen Befreier ſo wenig beſſer, als vorher, befunden und im

Grunde nur einen neuen Beherrſcher um den alten eingetauſcht, nicht klüger geworden, ſondern immer bereit waren, auf eigene Koſten einen neuen eben ſo vergeblichen Verſuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu ſehen, daß in ihren Umſtänden und bei der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu verſuchen war.

6.

So waren die Athener, und ſo waren die meiſten griechiſchen Städte in Aſien und in der eigentlichen Hellas beſchaffen und beſtimmt, als Mithridates ſich ihnen, gleichſam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreier von der Oberherrſchaft eben dieſer Römer zeigte, denen ſie kurz zuvor ſo ergeben geweſen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieſes Fürſten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumalen, um ſie in der Trunkenheit der ausſchweifendſten Hoffnungen zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünſche hervorbringen mußten; und es war nichts, was ſie in einem ſolchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück geweſen. Schon Solon hatte ihnen, als ſie ſich vom Piſiſtratus bethören ließen, in einer von ſeinen geſetzgeberiſchen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer ſchaut ihr dem Mann nur auf die ſchmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er ſpricht, nimmer auf das, was er thut.

Schlau wie der Fuchs iſt Jeder für ſich; doch Alle zuſammen.
Fahrt ihr, wie Blaſen voll Luft, leicht an Verſtande daher.

Die Verſe ſind auch im Original eben nicht die ſchönſten; aber ſie ſagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geſchichte beſtätigt wird. Der Erſte alſo, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrſchen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreiers und Schutzgottes zeigte, machte ſie im nämlichen Augenblick aller Verbindlichkeiten, ſo ſie den Römern hatten, vergeſſen. Eben dieſe Freundſchaft mit Rom, auf welche ſie kaum noch ſtolz geweſen waren, ſchien ihnen jetzt die ſchimpflichſte Knechtſchaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für ſeine Waffen und Entwürfe beeiferten ſie ſich nun aufs lebhafteſte; und ſo wie ſie ehmals, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeſchenkte Demokratie, die Erſten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: ſo lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem ſie das nämliche Geſchenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der ſie in dieſen neuen Anfall von Schwärmerei ſetzte, war der Philoſoph Ariſtion, der (wie geſagt) ſeit ſeiner Zurückkunft durch ſeine Beredſamkeit und durch die

Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bei dem atheniſchen Volke in Anſehen zu ſetzen gewußt hatte. Man ſieht aus der Art ſeines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von deſſen Entwicklung die leichtſinnigen Vögel des Ariſtophanes ſich wenig träumen ließen, wiewohl der Knoten mit allem Fleiße ſo geſchlungen war, daß er ſich juſt auf dieſe Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, ſich in Zeiten um die Freundſchaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in Kurzem das Schickſal von Griechenland, ja von ganz Europa in ſeiner Hand haben würde. Dieſer Punkt war, ſo wie die Sachen damals ſtanden, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgeſehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politiſchen Horizont auf. Alle griechiſche Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die ſchlauen Athener wollten lieber unter den Erſten als unter den Letzten ſeyn, die ſich bei ihm wichtig zu machen und in Gunſten zu ſetzen ſuchten. Die Frage war alſo, wen man an den König Mithridates abſchicken ſollte? Natürlicher Weiſe den beredteſten Mann in Athen; folglich den Ariſtion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt geweſen, und der Philoſoph erhielt ihn. Es war zwar nur der erſte Schritt nach ſeinem Ziele, aber die übrigen machten ſich dann von ſelbſt.

Ariſtion reiſete alſo an Mithridates Hoflager ab und wurde ſehr wohl empfangen. Denn dem eben ſo ſtaatsklugen als tapfern und entſchloſſenen Fürſten, der die Tücken des Glücks kannte, und deſſen Macht im Grunde doch immer von ſehr zufälligen Combinationen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkoſungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partei ſeiner Feinde zu ſchwächen und die ſeinige zu verſtärken.

Der König und der Philoſoph wurden (wie man ſich's leicht vorſtellen kann) bald einig: das iſt, der König verſprach, was der Philoſoph wollte, weil er wußte, daß er immer Herr bleiben würde, gerade ſo viel zu halten, als ihm belieben würde; und der Philoſoph, der die gute Dispoſition und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuſchrieb, die ſein Verſtand und ſeine Wohlredenheit über denſelben ausübe, wünſchte ſich ſelbſt zu ſeiner Geſchicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er ſich ſchmeichelte) zum Werkzeug ſeiner eignen Abſichten gemacht zu haben. Die Geſchichte ſagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philoſoph mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zuſammenhang der Sachen, daß ein ſolcher Geheimartikel exiſtirte, und daß er darin beſtand: Ariſtion ſollte, mit Genehmigung und Beiſtand des Mithridates, ſich der höchſten Gewalt in Athen bemächtigen und dafür Seiner Majeſtät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorſam und gewärtig ſeyn.

Mithridates war ein zu großer Fürſt, um ſich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrſchte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt blos darum zu thun, die Athener mit der Lockſpeiſe der Freiheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeſtändigkeit dieſer ſelbſt in ihrem Verfall noch immer anſehnlichen Republik war bekannt. Solange ſie Republik blieb, war nicht acht Tage auf ſie zu rechnen. Sie mußte alſo, nach damaliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann ſeyn, der ohnehin ſchon viel beim Volke vermochte. Niemand ſchickte ſich dazu beſſer als Ariſtion. Sein eignes Intereſſe nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu ſeyn: und, wie es auch

in der Folge ausfallen möchte, genug, daß Mithridates durch dieſen Mann erreichte, was jetzt für den Moment ſeine Abſicht war. Ging ſein Hauptplan glücklich durch, ſo blieb den Griechen ohnehin nichts Anderes übrig als ſich an den Sieger anzuſchmiegen; fiel es aber widrig aus, ſo halfen die Athener wenigſtens die Römer aufzuhalten, und er gewann indeſſen Zeit, ſich in Aſien deſto beſſer in Verfaſſung zu ſetzen. Der König war alſo bei dieſem Geheimartikel immer der gewinnende Theil, und überließ es übrigens dem atheniſchen Sophiſten, wie gut oder ſchlecht er bei dem ganzen Handel fahren würde.

Ariſtion mußte bei dem Allen ſein Spiel ſehr behutſam ſpielen, um ſeine wahre Abſicht nicht vor der Zeit durchſcheinen zu laſſen und ein Volk dadurch ſcheu zu machen, das eben ſo eiferſüchtig über ſeine Rechte, als unbeſonnen in ſeinen Anſchlägen und ſchwärmeriſch in ſeinen Leidenſchaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partei in dieſer großen Stadt; zwar die geringſte an der Zahl, aber an Anſehen und Einfluß beträchtlich genug, weil ſie aus den Edelſten und Reichſten beſtand, denen mit gefährlichen Veränderungen ſelten gedient iſt. Das Volk fing zwar wieder an den Meiſter zu ſpielen; und das, was ihm den Ariſtion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in ſeinen von Hofe aus geſchriebenen Briefen immer die ſtärkſte Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenſtand ihrer Wünſche und Träume — durch Mithridates Unterſtützung wieder hergeſtellt zu ſehen: aber eben darum würde der kleinſte Vorlaut von ſeinen geheimen Abſichten Alles verderbt haben.

8.

Ariſtion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis ſie ihm ihre völlige Dienſte gethan und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo ſie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in ſeinen geſandtſchaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreiers von dem römiſchen Joche gezeigt, und ſo, wie ſie jetzt größtentheils geſinnt waren, konnte ſie nichts mehr zurückhalten, ſich dieſem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug ſey, ſie bei der Unabhängigkeit, welche ſie von ſeiner Freundſchaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu ſchützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meiſter von ganz Kleinaſien war, da er Alles, was römiſch hieß, an einem Tage aus dem ganzen Umfang dieſer weitläufigen Provinzen vertilgt hatte und ſchon im Begriff ſtand, mit einem ſiegreichen Heer und mit den glänzendſten Hoffnungen in Europa überzugehen, bei einem ſo lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr ſeyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Ariſtion ergreifen mußte, um ſich zu gleicher Zeit ſeiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und ſeinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte alſo in Perſon, als der Herold einer fröhlichen Botſchaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartung ſeiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug geſpannt hatte, um gewiß zu ſeyn, daß ſie ihn mit ſchwärmeriſchem Entzücken empfangen würden, ſo ließ er es auch auf ſeiner Seite an nichts ermangeln, was dieſe ſeinen Abſichten ſo günſtige Diſpoſition des Volkes unterhalten konnte. Er wußte,

wie viel man über die Menſchen gewinnt, wenn man ſie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überraſcht und ihnen nicht Zeit läßt, ſich ſelbſt wegen der Bewegungen, wovon ſie hingeriſſen werden, zur Rechenſchaft zu ziehen. Der Sohn der ägyptiſchen Magd, vor Kurzem noch ein bloſer Winkelſchulmeiſter und einer der unbedeutendſten Menſchen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zuſammenfluß von Zuſchauern, die von allen Enden zu dieſer prächtigen Farce herbeiſtrömten, in einem ſchimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit ſilbernen Füßen getragen, unter dem lauteſten Freudengeſchrei des Volkes, wie im Triumph zu Athen ein; und glücklich, wer ſich am nächſten zu ihm hinandrängen und den Saum ſeines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundſchaft des großen Königs verſchafft hatte; der Mann, der ſie von den Schatzungen der Römer zu befreien, ihre liebe Demokratie wieder herzuſtellen und das ſchöne Athen zu ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — verſprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßigſte Freude zu erregen und die ausſchweifendſten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem ſolchen Mann erwieſen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelaſſen hatte, in ſeinem alten Quartier abzuſteigen, ſo wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Malereien, Bildhauerwerken und ſilbernen Gefäſſen aufs prächtigſte verſehen war. Bald darauf erſchien Ariſtion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in deſſen Stein der Kopf des Mithridates geſchnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her und begleitet von einer Menge Volks,

die vor dem Hauſe auf ihn gewartet hatte. Mit dieſem Pomp erhob er ſich in den Tempel des Bacchus; wo die Gewerkſchaft dieſes Gottes dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, und ſeinem Günſtling Ariſtion zu Ehren ein großes Feſt angeſtellt hatte, und beiden öffentlich Libationen gebracht wurden. Ganz Athen ſchien ſich in einem ſelkſamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimiſchen und Fremden. Man ſprach von nichts als vom Ariſtion und Mithridates und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlands geſchehen würden.

Kluge Leute ſahen ohne Zweifel alle dieſe Ausſchweifungen mit eben ſo nüchternen Augen an, wie wir; aber ſie mußten am Ende thun, wie die Andern. Denn das Volk war in keinem Zuſtande, worin es rathſam geweſen wäre, ihm widerſprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten ſie, dem Günſtling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweiſen, ſich nicht zu viel um die Gunſt des Mannes bewerben, durch deſſen Hand Jeder, was er wünſchte, von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Ariſtions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, ſo hatte er immer einen Hof von Clienten um ſich her; kam er zurück, ſo war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gaſſe zu Gaſſe immer zahlreicher wurde.

9.

Unſer Philoſoph war der Mann nicht, der eine ſo erwünſchte Hitze ungebraucht hätte erkalten laſſen ſollen. Vermuthlich geſchah es auf ſeine Veranſtaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich ſagt), daß bald nach ſeiner Ankunft das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Perſonen, denen ſolches allein zukam, zuſammen berufen zu ſeyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathſchlagungen ſich verſammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Ariſtion zu ſagen hätte.

Ariſtion erſchien, beſtieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk überſehen konnte, und fing ſeine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußerſten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläufen daraus entſtehen könnten, wenn er ihnen Alles ſagte, was ihn ſeine Liebe zur Republik zu ſagen dringe, mache ihn ſchüchtern und binde ſeine Zunge.

Das Volk, deſſen Erwartung durch einen ſolchen Eingang aufs äußerſte geſpannt war, rief ihm zu, daß er ungeſcheut reden könne; und Ariſtion, der ſie völlig in der Stimmung ſah, worin er ſie haben wollte, ſtellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredtſamkeit vor: daß die Begebenheiten dieſer Tage ſo groß und außerordentlich ſeyen, daß ſie Alles überträfen, was der ausſchweifendſte Traum einem Menſchen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, ſagte er, iſt in dieſem Augenblick Meiſter von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen feſten Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am

europäiſchen Meere bis zu den mäotiſchen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Perſien ſtehen zu ſeinem Befehl; die Römer ſelbſt, deren Obermacht vor Kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der ſeinigen weichen müſſen. Ihre Kriegsheere ſind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius ſind ſeine Gefangnen; und dieſer Aquilius, ein Mann, der die höchſten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumphirt hatte, muß ſich gefallen laſſen, einem fünf Ellen langen pontiſchen Reiter, Namens Baſternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geſchloſſen iſt, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Aſien voll war, ſind an einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo ſie vergebens Zuflucht ſuchten, erſchlagen worden. Die Griechen ſelbſt — ſo wüthend iſt in Aſien der Haß gegen Alles, was einem Römer gleich ſieht — ſogar die Griechen, die das römiſche Bürgerrecht haben, konnten ſich nicht anders retten, als indem ſie eilends die verhaßte Toga von ſich warfen und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in ſeinem ehmaligen Glanz wieder herzuſtellen beſchloſſen hat. Durchdrungen von dieſen Geſinnungen, empfangen ihn alle Städte Aſiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, ſondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrſchaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen ſeine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, ſich auf ſeine Seite zu ſchlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, ſondern ſogar von den Karthagern ſind Geſandte bei ihm angelangt und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerſtörung Roms ihre Waffen mit den ſeinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redſelige Sophiſt ein, weil er dem erſtaunten Volk etliche Augenblicke Zeit laſſen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein ſie das Anhören dieſer Wunderdinge geſetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pauſe ſchritt er zur Nutzanwendung des bisher Geſagten. — „Was ſoll ich euch nun ſagen, rief er, wo die Sache ſelbſt ſo laut ſpricht? Oder, ihr Männer von Athen, ſoll ich euch noch erſt ermahnen müſſen, nicht länger dieſe Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entſchloſſen ſind, bis ſie vielleicht einſt für gut befinden, euch eine neue, ihren Abſichten anpaſſende Verfaſſung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeſchloſſen bleiben, und eure Gymnaſien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlaſſen ſtehen? In ſolchen Umſtänden wäre es rühmlich, auch bei einem bloſen Schimmer von Hoffnung Alles zu wagen; aber es wäre Schande, unthätig zu bleiben, wo der Beiſtand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichſten Erfolges gewiß macht.“

Die Vögel des Ariſtophanes merkten die Schlinge nicht; ſie ſahen nur die Lockſpeiſe und fielen gierig und ſorglos zu. Sie hatten ſich durch ihre tumultuariſche Verſammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Beſitz der Demokratie geſetzt; aber was konnte ihnen die höchſte Gewalt helfen, wenn ſie den ausübenden Theil derſelben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu deſſen Wohlmeinung ſie ſich eben ſo vieles Guten verſahen, als zu ſeinem Anſehen bei dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beſchützer und Abgott? Ariſtion wurde alſo einhellig zum Oberbefehlshaber über die atheniſche Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verſchmitzte Jünger des Ariſtoteles mit

allen ſeinen bisherigen patriotiſchen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erſte Mal, daß die Athener in einer Anwandlung von unbeſonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten ſelbſt Ehre gemacht hätte, einen Menſchen zum Oberfeldherrn ſchufen, der vom Kriegsweſen gerade ſo viel verſtand, als — ein Magiſter, der über den Polybius lieſt, Schulmeiſter, Gerber, Hufſchmied, Alles galt ihnen gleich! Der Mann, den ſie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte Alles. Aber — glücklich iſt die Republik, die von Philoſophen beherrſcht wird! War es nicht Plato, der das ſagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philoſophen herrſchen, die Weiber gemein ſind, und Alles gut geht? Der Weiſe, ſagen die Stoiker, iſt ſchön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige und Herr über Alles, weil er Herr über ſich ſelbſt iſt. Und doch glaube ich nicht, daß ſie geſagt haben, er ſey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es geſtehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philoſoph Ariſtion, den ſie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verſtand? Das, was ſie eigentlich wünſchten, war ja Friede und Ueberfluß und Schauſpiele und Luſtbarkeiten und ewiger Müßiggang und Unabhängigkeit und Alles thun zu können, was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Ariſtion nur die Kunſt verſtand, ihnen dieß Alles zu verſchaffen,

was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen, als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er in seiner Art mehr leistete, als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsere Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Philosophen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satirisches Romänchen wäre, welches wir in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beizubringen, aus dem Füllhorn unserer eigenen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern in ganzem Ernst mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren

Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweier Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung stattfindet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daß der eine kein geringerer, als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann Alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Secte, welche die stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der stoische Philosoph dieses Namens, sondern ein anderer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher atheniſcher Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt; so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeigehen, da es allenfalls an dem bloſen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genännt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte

Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmal das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eigenen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr Alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweideutigen Spitzfindigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag, als die Andern alle zusammen, ein Despot, und die atheniſche Demokratie hatte mit der ersten Souverainetätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art, wie sich der Philosoph Ariſtion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmeriſchem Wahnwitz anvertraut worden war, ist unsers Wissens ohne Beispiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken, als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Philosoph; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blos von einem Tage zum andern lebt, ist, sobald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hinderniſſen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch

er dieſe große Staatsoperation bewirkte, war das zweckmäßigſte von der Welt. Er brauchte nur den Reichen Alles zu nehmen, ſo blieb auch den Uebrigen nichts mehr, die ſich bisher durch ihre Induſtrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weiſe war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter andern Umſtänden nichts ſchwerer geweſen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte und bei Weitem den zahlreichſten Theil ausmachte, war mithridatiſch geſinnt — Alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Ariſtion ſtanden für einen Mann; alle Römiſchgeſinnten wurden alſo für Verräther und Feinde des Vaterlandes erklärt und als ſolche entweder ohne weitern Proceß todtgeſchlagen oder, wenn es Männer waren, mit denen man ſo kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeſchickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Ariſtion anheim, der, vermöge ſeiner mit dem Volke getroffenen ſtillſchweigenden Convention, den ganzen Staat in ſeiner Perſon vorſtellte. Wer nur die mindeſte Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Vaterlandes nicht zufrieden und alſo (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger ſey, wurde, wenn es ſich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verſtändniſſes mit den Römern oder doch wenigſtens eines Vorſatzes, ſich in dergleichen einzulaſſen, angeklagt und, wenn er nicht bekennen wollte, ſo lange mit Daumenſchrauben und Folterſeilen gefragt, bis er ſich ſchuldig gab. Ariſtion betrieb dieſes Geſchäft mit ſolchem Ernſt, daß Viele, an welche (weil man doch nicht Alles auf einmal thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, ſich für glücklich genug gehalten hätten, wenn ſie nur ihre Perſon in Sicherheit

hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Ariſtion beſetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne ſeine Erlaubniß hinaus laſſen durften; und da ſich einige bei Nacht über die Stadtmauer an Stricken heruntergelaſſen hatten, ſchickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche ſie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn ſie ſich nicht gleich ergeben wollten. Auf dieſe Weiſe brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zuſammen; denn vermöge ſeines angenommenen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſatzes wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, ſondern auch, ſo viel möglich, aller Lebensmittel ſeyn, und ſeine Kornböden wurden alſo mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieſer Adminiſtration war, daß in kurzer Zeit auch die mithridatiſch geſinnten Athener nichts mehr zu eſſen hatten. Aber der weiſe Ariſtion hatte dieß vorhergeſehen und ſich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmſte, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungerſterben, zu verhüten. Er ließ nämlich alle Tage beinahe ein Pfund Gerſte (einen Chönir, d. i. ein Maß von ſechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerſchaft austheilen — eine Portion, welche Hühnern oder Gänſen angemeſſener geweſen wäre als Menſchen. Aber Ariſtion, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die Sicherheit ſeiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben ſoll, um zu eſſen; daß es alſo genug iſt, ſo viel zu eſſen, als man braucht, um nicht zu ſterben; und daß das ſicherſte Mittel, die animam concupiscibilem und irascibilem, den thieriſchen Theil der Menſchen, welcher der Sitz aller böſen und gefährlichen Leidenſchaften, Begierlichkeit,

Unzufriedenheit, Widerſpenſtigkeit und Meuterei iſt, im Zaum zu halten, unſtreitig dieſes iſt, wenn man ihm den Brodkorb ſo hoch als möglich hängt und ihm dadurch die Kräfte entzieht, ſich gegen die Vernunft, ſeine Regenten und Oberherren aufzulehnen.

Der atheniſche Pöbel war ein ſo leichtſinniges und jovialiſches Völkchen, daß er ſich bei Müßiggang und fünfzehn Unzen Gerſte des Tags eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Ariſtion hatte doch nicht Alles, was beſſer als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu beſorgen, daß noch immer Manche hier und da verborgen ſtecken könnten, denen das Glück ſeiner Regierung nicht ſo völlig einleuchten möchte, daß ſie nicht fähig ſeyn könnten, die Köpfe zuſammen zu ſtecken und Entwürfe zu machen, wobei ſein Intereſſe ſchwerlich zu Rathe gezogen würde. Bei Tage konnte er deßhalben ruhig ſeyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugſam beobachtet; aber, heimliche Zuſammenkünfte bei Nacht zu verhindern, gab es nur ein Mittel, das ſeine vorſichtige Furchtſamkeit beruhigen konnte. Dieſes war eine Polizeiverordnung, vermöge welcher bei hoher Strafe verboten war, daß ſich Niemand, weß Standes, Alters und Geſchlechts er auch ſeyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken laſſen. Dieſe Verordnung hatte etwas, das man nicht bei allen Polizeiverordnungen findet: ſie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeſtändige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um ſich beſſer zu befinden, eine Arznei genommen hatte, die um ein großes Theil ſchlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unſerem regierenden Philoſophen ſehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen ſo vieler

Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt und denselben mit Hülfe von zweitausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Charakter und dem großen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen, was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respectiren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen und Alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen Einzigen, welcher auch, wie er, die Prätension hatte, ein peripatetischer Philosoph zu seyn, und ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte

Gefälligkeit gegen den Tyrannen und dadurch, daß er ſich willig begnügte, nur eine Nebenrolle unter ihm zu ſpielen, ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen gewußt hatte. Dieſer Menſch nannte ſich Apellikon, und wir erwähnen ſeiner hier, da es die Gelegenheit mit ſich bringt, um ſo eher, weil ſein Name zufälliger Weiſe einige Celebrität in der Gelehrtengeſchichte erhalten hat.

Apellikon, der ſo glücklich geweſen war, viel zu erben, hatte ſich aus Liebhaberei oder Prätenſion in den Kopf geſetzt, eine koſtbare Bibliothek zu beſitzen, und kaufte alle Bücher zuſammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr würde ihm die Originalhandſchrift der ſämmtlichen Werke des Ariſtoteles zu Kauf angeboten, welche dieſer Fürſt der Philoſophen in ſeinem letzten Willen ſeinem Freunde Theophraſt, Theophraſt auf gleiche Weiſe ſeinem Freunde Neleus von Skepſis und dieſer ſeinen eigenen ungelehrten Erben hinterlaſſen hatte, von welchen ſie über hundert und dreißig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäuſen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieſer unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Beſitzer, der, da er zufälliger Weiſe hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handſchriften gebe, ſich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel ſeines Kellers liegen habe, und, es ſey nun, daß er durch die Tradition oder auf andere Weiſe erfahren, was es war, dieſe Handſchriften, wiewohl ſehr übel zugerichtet, hervorzog und als die Originalhandſchrift der Werke des großen Ariſtoteles an beſagten Apellikon verkaufte, der über dieſen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz eine deſto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach außer der alten Bibliothek zu Alexandria (wo entweder das wahre Autographon dieſer Werke oder wenigſtens eine davon genommene

Abschrift befindlich war) kein anderes Exemplar davon in der Welt existirte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla nach Eroberung von Athen unter Anderm, was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu copiren; und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen, stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publicum kamen. Wenn man es also gleich (wie Einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind; so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Bücherſammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen, aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen, würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger

Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigſten Beförderern des Ariſtion war, mit welchem ihn die gemeinſchaftliche Profeſſion der peripatetiſchen Philoſophie in genauere Verbindung gebracht hatte, ſo war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desſelben den meiſten Vortheil zogen. Ariſtion hatte eine ſo gute Meinung von ſeinen militäriſchen Fähigkeiten oder war vielmehr ſo arm an geſchicktern Männern, auf die er ſich hätte verlaſſen können, daß er ihm die Behauptung der Inſel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte ſo wenig, was bei einem ſolchen Geſchäfte zu thun war, daß er die wichtigſten Poſten unbeſetzt und ſich ſelbſt mit den tauſend Mann, die er bei ſich hatte, somno vinoque sepultus, von dem römiſchen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verluſt ſeiner ganzen Mannſchaft wenigſtens ſeine eigne Perſon durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwiſchen durch ſeinen Feldherrn Archelaus ſo große Fortſchritte in den zunächſt an Aſien grenzenden europäiſchen Provinzen, welche die Oberherrſchaft der Römer erkannten, gemacht, daß dieſe, ungeachtet des gefährlichen Zuſtandes, worin ſich die Republik durch den Zuſammenſtoß der Parteien des Marius und Sylla in ihrem Innerſten geſetzt befand, es nicht länger anſtehen laſſen konnten, dem Fortgang eines ſo furchtbaren Feindes Grenzen zu ſetzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die

Partei ſeines Gegners erhalten hatte und ſich die Ehre, den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen laſſen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Ariſtion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieſer den Piräeus beſetzt hielt, waren eben ſo entſchloſſen, es aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen, als Sylla es war, ſich, was es auch koſten möchte, von Athen Meiſter zu machen. Der Detail dieſer Belagerung, die den römiſchen Feldherrn ſehr theuer zu ſtehen kam, gehört nicht zu unſerm jetzigen Zweck; wir berühren alſo nur diejenigen Umſtände, welche den Charakter des Ariſtion und die Art, wie er die Athener glücklich machte, beſonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch dieſen einzigen Menſchen über die größte und ſchönſte Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten ſchieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, ſo hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partei des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn ſie von Ariſtion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden ſie unſinnig genug geweſen ſeyn, eine Belagerung von einem römiſchen Feldherrn wie Sylla aushalten zu wollen. Denn ſie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn ſie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und Alles, wenn ſie es aufs Aeußerſte ankommen ließen. Aber Ariſtion hatte ſie bethört, da ſie noch frei genug waren, einen eignen Willen zu haben: und jetzt, da er ſeinen Zweck erreicht und ſich zum Herrn über ſie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünſchten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; ſondern, was der Tyrann

Ariſtion wollte, welcher wohl wußte, daß er, ſobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder nichts war und alſo Alles, was er für den Mithridates that, für ſich ſelbſt that. Es iſt zu glauben, daß er auf die anſcheinende Uebermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entſatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man ſein Betragen während der Belagerung anſieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er nach dem großen Grundſatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügelloſeſten Befriedigungen ihrer Lüſte immer vom Galgen träumt, ſich wenigſtens, wie Curtius, eh er ſich in den Pfuhl ſtürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch Alles erlaubt war, recht überſchwenglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von ſinnloſem Uebermuth und kaltblütiger Grauſamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich ſeyn, wenn ſie nicht den gutherzigſten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch ſelbſt, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menſchen, ſo ſchlimm er auch ſeyn mochte, mehr Böſes nachzuſagen, als er ſich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Ariſtion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weiſe dafür geſorgt, daß die Athener ſeiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, ſich bei ihren vielen Schauſpielen und einem Pfund Gerſte des Tages (welches doch immer mehr war, als worauf ein Diogenes ſicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber dieſe Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten hatte. Ariſtion mußte nun dafür ſorgen, daß es ihm und ſeinen Geſellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für ſich ſelbſt ſorgen, wie ſie konnte. Das

Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über hundertsechsundsechzig Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers, sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu; und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereien und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva in der äußersten Noth nur um ein halbes Nößel Weizen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm vom Friedemachen sprechen sollten. Die Deputirten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn, anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von

den Verdienſten des Theſeus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im mediſchen Kriege vor; ſo daß ihm endlich die Geduld ausging, und er ſie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine ſchönen Herren, ſteckt eure Rede wieder in euren Schulſack und geht, wo ihr hergekommen ſeyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geſchickt, um in die Schule zu gehen, ſondern um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieſer Audienz war dem Sylla eine gewiſſe Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo ſie wegen einer daran ſtoßenden Anhöhe am leichteſten zu erſteigen war; und gerade dieſe Stelle hatte Ariſtion, um ſich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeſchützt gelaſſen. Sylla machte ſich dieſe Entdeckung in der nächſten Nacht zu Nutz, erſtieg die Mauer, ließ ſogleich ſo viel, als nöthig war, niederreißen und zog mitten in der Nacht unter einem entſetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern und bei dem noch ſchrecklichern Geſchrei ſeines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten ſtürzten ſich mit bloßen Schwertern durch alle Gaſſen und ermordeten in der erſten Wuth ohne Verſchonen Alles, was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger ſo entkräftet, daß ſie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben ſtehen und ließen ſich geduldig niedermetzeln; Viele, welche dieſe gräuliche Verwüſtung ihrer Stadt, dieſes ſchönen Athens, worauf ſie einſt ſo ſtolz geweſen waren, nicht überleben wollten, gaben ſich den Tod ſelbſt. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des römiſchen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerſtörung einer Stadt, deren Eroberung ihm ſo viel gekoſtet hatte, ſeine

Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kalliphon, zwei von dem Tyrannen Ariſtion verbannte vornehme Athener, die ſich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anweſenden römiſchen Senatoren unterſtützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verſchonen verſprach. Ich vergebe, ſagte er, den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen.

Ariſtion hatte ſich indeſſen in die Burg zurückgezogen und ergab ſich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Waſſer dazu gezwungen war. Er wußte, was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, ſein Leben wenigſtens mit einer edeln That zu enden.

15.

Bald darauf machte ſich Sylla auch vom Piräeus Meiſter, deſſen Befeſtigungen er nebſt dem Arſenal, einem der herrlichſten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerſtöret.

Dieſer Tag war, ſo zu ſagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die ſich noch immer für anſehnlich genug gehalten hatte, bei Gelegenheit ihre Rolle mitzuſpielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf und erhielt unter den Cäſarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, ſondern wurde ſogar von Hadrian, der ſie vorzüglich liebte, anſehnlich verſchönert; aber ſie begnügte ſich zu ihrem Glücke an der Ehre, der Hauptſitz der Gelehrſamkeit, des Geſchmacks und der feinern Sitten zu ſeyn, und entſagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, ſich in die Händel der Weltbeherrſcher zu mengen.

Ariſtion, der das, was er an den armen Athenern verſchuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebſt einigen ſeiner ſchlimmſten Mitſchuldigen ſogleich, nachdem er ſich auf Gnad und Ungnad hatte ergeben müſſen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten und erſt nach dem zwiſchen dem römiſchen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geſchloſſenen Vergleich dem letztern zu Gefallen heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieſer Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philoſophen nicht beſſer verdiente als den Namen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens Beides ſeyn zu wollen, gibt eines von den ſtärkſten Beiſpielen ab, wie viel die Entwicklung deſſen, was in einem Menſchen liegt, von den Umſtänden abhängt. Wäre er ſein Leben lang Schulmeiſter oder peripatetiſcher Philoſoph (wie er ſich nennen ließ) geblieben, ſo wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß ſeine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Compoſition von Schwelgerei und Grauſamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Menſch geweſen ſeyn und bei Gelegenheit eine Schuld abgeſchworen, ein falſches Teſtament untergeſchoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabei zu gewinnen geweſen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder im Dunkeln und hinterrücks ein Meſſer in den Leib geſtoßen haben; aber, um ſich in ſeiner wahren nackten Geſtalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er Alles ſeyn durfte, was er ſeyn wollte.

Indeſſen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den ſchändlichen Eigenſchaften, wovon ſie endlich das Opfer

wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die Andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Philosoph einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht so lange gleich viel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieß hätten sie früher merken können; und von dem Menschen, der unter dem Namen eines Professors der Philosophie in Compagnie mit einem hübschen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereien im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion, genannt Aristion, ohne sich jemals etwas von Tyrannei träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Secte gestiftet und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der philosophischen Geschichte gespielt hätte — und das Alles, ohne im innern Grunde seines Wesens um ein Haar ein besserer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch scheint, was er nicht ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffener Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eigenen Händen baute, und blieb, was er war, nachdem ihn Alexander zum

König von Tyrus gemacht hatte. Ariſtion war ein maskirter Böſewicht, da er noch der Philoſoph Ariſtion hieß, und wurde als ein Böſewicht erfunden, ſobald ihn das Glück auf die Capelle ſetzte.

Die Kaiſer Marcus Aurelius und Julianus machten der Philoſophie ganz andere Ehre als Ariſtion, und doch iſt vielleicht noch eine Frage, ob beide ohne die Prätenſion an den Philoſophenmantel nicht noch beſſere Regenten geweſen wären; aber dieß iſt gewiß, wenn ſie es waren, ſo kam es nicht daher, weil ſie Philoſophen, ſondern, weil ſie tugendhafte Menſchen waren.

Patriotiſcher Beitrag

zu

Deutſchlands höchſtem Flor,

veranlaßt

durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorſchlag
dieſes Namens.

So haben wir ſie denn endlich erlebt, dieſe von Barden und Allraunen geweisſagte, aber ſelbſt von Barden und Allraunen nicht ſo nahe geglaubte Zeit! Nicht erſt unſere Urenkel oder die Enkel unſerer Urenkel, nein, wir ſelbſt werden ſie ſehen! Es nähert ſich das goldene Alter Deutſchlands — ja, was ſag' ich? Es iſt ſchon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutſchland in ſeinem höchſten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde geſtanden, ſeitdem es Völker auf Erden gibt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige deutſche Akademie zur Königin aller Akademien und das neue Reichskammergerichtsarchiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldner als goldne Zeit!

Eilet, ſagten die Parcen zu ihren Spindeln, die ſchönen Tage zu ſpinnen!

Und dreimal glücklich wir, daß wir ſie erlebt haben! Und, o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, deſſen letztes Fünftel auserſehen iſt, ſeine zahlreichen Wunder mit dieſer unſere verwegenſten Wünſche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer ſteigender Nationalglückſeligkeit zu krönen!

Sage mir Niemand: „Es iſt ja nur ein Vorſchlag!“ — Was Vorſchlag! Alles iſt ſo gut, als ob es ſchon wäre. Das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv ſteht ſchon in altgothiſcher Majeſtät vor meinen Augen da! Schon ſeh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der deutſchen Akademie pragmatiſcher Wiſſenſchaften ihre jährlichen Penſionen von zehn tauſend Gulden einſtreichen! Schon haben die deutſchen Fürſten und Herren (die Reichsſtädte hoffentlich mit eingeſchloſſen) von dem ihnen ſo edelmüthig zu zwei und ein halb Procent vorgeſtreckten Capital von zwei und ſiebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in ſechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar ſeyn wird, iſt ſo viel, als ob es jetzt ſchon wäre. Deutſchland in ſeinem höchſten Flor, wenn es will! Da haben wir's mit klaren Worten! Deutſchland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Naſenwurzel ſagte ja: Man kann Alles, was man will; und alles Volk ſprach Amen! und ſeit dem ſagen und glauben Leute mit allerlei Naſenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und wer wollte nicht wollen? Was iſt leichter und mehr in eines Jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein ſtärkerer Antrieb zum Wollen, als Alles können, ſobald man will? Unſere ſchwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die ließen ſich freilich ſo was nicht träumen! Die würden ſich eingebildet haben, daß ein ſolcher Vorſchlag zu den ſüßen patriotiſchen Träumen gehöre, deren man ſich in guter Laune auf einen Tag bei Duzenden und Schocken träumen laſſen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden iſt, als daß ſie — in dieſer armen Alltagswelt — moraliſch, politiſch und ökonomiſch unmöglich ſind. Aber, ſeitdem uns die große Wahrheit geoffenbart iſt, daß man Alles kann,

was man will, ſeit dem kann von einer ſo ſchwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr ſeyn. Deutſchland in ſeinem höchſten Flor, wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländiſcher deutſcher Mann! Deutſchland will. Warum ſollte es nicht wollen? Wer ſollte nicht den höchſten Flor ſeines Vaterlandes wollen? O, ganz gewiß, es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich ſehe ſie ſchon! Sie ſind da! Deutſchland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerei, womit dieſer eben ſo unverhoffte als glücklich erſonnene Vorſchlag aufgenommen wurde, iſt uns Bürge dafür. Kaiſer und Reich, an welche derſelbe gerichtet iſt, können unmöglich die ſo offenbaren, ſo einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von ſich weiſen! Und es iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie, ſobald das Ratificationsgeſchäft des Teſchner Friedens und die weſtphäliſche Grafenſache beendigt ſind, nichts Dringenderes haben werden, als zu wollen, „daß Deutſchland die höchſte Stufe ſeines Glücks und Anſehens erreiche.“

Und man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden rheiniſch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unſer Aller Taſchen (ſo wenig auch darin ſeyn mag) liegendes Mittel zu einem ſo großen Zwecke! Was ſind hundert Millionen Gulden? Was ſind ſie für ein ſo reiches Land, wie Deutſchland? für ein Land, deſſen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchſchnitt rechnet, wenigſtens tauſend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beiſpiel tauſend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die ſämmtlichen deutſchen Reichslande in die allerblühendſten Umſtände zu ſetzen? Hat der edle Erfinder des Vorſchlags

alſo nicht vollkommen Recht, zu ſagen, daß Deutſchland nur wollen dürfe?

Indeſſen, ſo einleuchtend dieß Alles iſt, ſo iſt doch nicht zu bergen, daß ſein Vorſchlag über die Art und Weiſe, wie dieſe wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zuſammen gebracht werden ſoll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als ſich der patriotiſche Verfaſſer im erſten Feuer der Erfindung vielleicht vorgeſtellt haben mag. — „Man hebt (ſpricht er) im Durchſchnitte von jedem Morgen Land fünf, ſechs oder zehn Kreuzer; ſo geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutſchland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden.“ — Das iſt freilich leicht zu ſagen, und eben ſo leicht iſt's in der Vorſtellung, „die deutſchen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fiſchwaſſer und die geſammte Dienerſchaft der deutſchen Staaten binnen zwölf, zehn oder ſechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen.“ — Aber Sie glauben nicht, wertheſter Herr, was dieſe Auflage in Concreto in den zehn Reichskreiſen, rückſichtlich auf die (wie Sie wiſſen) ſo ſehr verſchiedene phyſiſch-ökonomiſche und noch ungleich verſchiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wiſſen) höchſt verwickelte bürgerliche Verfaſſung und Verhältniſſe der unzähligen deutſchen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hinderniſſe finden würde!

Ich habe daher, aus patriotiſchem Triebe, das Meinige nach Möglichkeit zu Beſchleunigung eines ſo erwünſchten Werkes beizutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringſten erheblichen Schwierigkeit ausgeſetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zuſammen gebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorſchlag iſt folgender.

Man rechnet bekanntermaßen die Anzahl der ſämmtlichen Bewohner des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation auf vierundzwanzig Millionen. Wahrſcheinlich iſt dieſe Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter iſt der Meinung, daß bei einer genauern Zählung des Volkes wohl ſiebenundzwanzig bis achtundzwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um deſto weniger einer Uebereilung beſchuldigt zu werden, bei der runden Zahl der beſagten vierundzwanzig Millionen laſſen.

Dieſe vierundzwanzig Millionen Menſchen vel quasi würden, wenn Deutſchland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieſes gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfſteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemſte Weiſe erhoben und der ganze Betrag quartaliter von den höchſten und hohen Ständen an die allgemeine Reichsfiorcaſſe frachtfrei abgeliefert würde.

Die vierundzwanzig Millionen Pfennige, welche ſolcher Geſtalt wöchentlich erhoben werden, machen ſechs Millionen Kreuzer, und dieſe ſechs Millionen Kreuzer geben juſt die runde Summe von hunderttauſend Gulden rheiniſch. Dieſe Kopfſteuer würde alſo in einem Jahre genau fünf Millionen und zweimalhunderttauſend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projects verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberſchuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im Folgenden erklären werde.

Einem Jeden muß ſogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweimalhunderttauſend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publicum weniger beläſtigende Weiſe erhoben werden können, als

durch die vorgeſchlagene wöchentliche Pfennigſteuer. Einzeln lebende Perſonen zahlen für ſich ſelbſt; jeder Hausherr oder Hausvater für ſich und ſeine ſämmtlichen Hausgenoſſen. Ich geſtehe, daß dieß bei den Perſonen von den oberſten Claſſen jährlich eine Abgabe von ſechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin verſichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchſten Flor des lieben deutſchen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beitrag von etlichen Pfennigen mit tauſend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieſes, der nur einen ſehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorſtellt, würde es wöchentlich mit ſechzehn Pfennigen und alſo jährlich mit drei Gulden acht- und zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt ſich aber hiermit bereit, nicht nur dieſe drei Gulden achtundzwanzig Kreuzer, ſondern ſelbſt das Triplum und Quintuplum, wenn's nöthig ſeyn ſollte, willigſt beizutragen, wenn dadurch auch nur der höchſte Flor von Neuholland, Neuſeeland, Feuerland oder Californien bewirkt werden könnte; geſchweige denn zu einem Inſtitut, wo es um nichts Geringeres als den höchſten Flor von Deutſchland zu thun iſt. Und welcher deutſche Patriot ſollte nicht eben ſo denken und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche faſten oder ohne Frühſtück bleiben, als ſich ſeinem Beitrage zu einem ſo glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die ſo arm ſind, daß ſie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeſchadet) erlaubt ſeyn müſſe, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln;

da denn mit nichten zu zweifeln iſt, daß ſich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüſſig finden ſollten, die einander das Vergnügen noch ſtreitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein ſo geringes Almoſen in den Stand zu ſetzen, zu Deutſchlands höchſtem Flor Praestanda zu präſtiren.

Wenn nun, nach dieſem meinem Vorſchlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweimalhunderttauſend Gulden erhoben ſeyn werden; ſo kann ſogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeſchlagenen Reichs-Kammergerichts-Canzlei- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aſchaffenburg zerſtreuten Kammergerichts-Acten herbeigeſchafft, das deutſche Richter- und Advocaten-Seminarium, wie auch die zwei großen Philanthropine in jedem der zehn Reichskreiſe erbaut, das Kammergericht friedensſchlußmäßig beſetzt, und das ſehr reſpectable beſondere Executionsregiment zum Gebrauche desſelben aufgerichtet werden!

Da Alles dieß, mit Einſchluß der zu Bezahlung der philanthropiniſchen Lehrer und Verſorgung armer Philanthropiniſten jährlich erforderlichen zweihunderttauſend Gulden, nach dem Anſchlage des Herrn Verfaſſers erſt vier Millionen wegnehmen wird; ſo könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude und das Laboratorium für die deutſche Akademie erkauft, erbaut und mit den nöthigen Geräthſchaften verſehen werden. Mit den noch übrigen zweimalhunderttauſend Gulden müßten ſich die Bedienten und Commiſſarien zur Ausführung und Beſorgung dieſer wichtigen Geſchäfte, der Caſſe und Rechnungen anſtatt der ihnen ausgeworfenen zweimalhundertundfünfzigtauſend einſtweilen begnügen laſſen;

jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers S. 6. No. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bei diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumal in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwei Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Arbeitshäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß, nebst dem Ertrag der Jahre 1785 und 1786, auf die Urbarmachung und respective Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Districte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit Allem fertig seyn, wozu der Herr Verfasser die ersten achtundzwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen

werden: ſo verjüngt ſich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu ſpringen und zu jubeln und kann mich nicht enthalten, Deutſchland hiermit ſtehenden Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unſrer Glückſeligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieſes weiſen und in ſeiner Art einzigen Vorſchlags von den erſten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Penſion von 25,000, ſage fünfundzwanzigtauſend Gulden rheiniſch, für ihn und ſeine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, ſchöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtſeyn des verdienſtvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutſchland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Canzlei- und Archivgebäudes, deſſen Stifter er iſt, oder im Vorhofe der deutſchen Akademie, eine metallene koloſſaliſche Bildſäule errichtet würde; ſo würde ich einer ſolchen Auswirkung des vaterländiſchen Enthuſiasmus nicht anders als meinen wärmſten Beifall zujauchzen können. Auch iſt nicht zu zweifeln, daß der burgundiſche Kreis, dem der Herr Verfaſſer (über alles billige Verhoffen) eben ſo gut wie dem ſchwäbiſchen und weſtphäliſchen zwei Philanthropine, zwei Armenhäuſer, zwei Arbeits- und Manufacturhäuſer, zwölftauſend Gulden für Urbarmachung und Grundverbeſſerung und fünfmalhundert-tauſend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehſtandes angewieſen hat, ihm für dieſe großmüthige Gleichſtellung eine beſondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen laſſen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeſchlagene Pfennigſteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie ſchon geſagt)

einhundert und vier Millionen und also vier baare Millionen mehr, als der Herr Verfaſſer nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beizurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche und alſo einundſiebzigtauſendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer und ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieſes Ueberſchuſſes im mindeſten nicht verlegen zu ſeyn. Ich will vor der Hand nur zwei Vorſchläge, wie ſolche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl ſie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfaſſer des Projects S. 6 ſeines Werkes in petto behalten hat.

Der erſte betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten beſondern Executionsregiment zum Gebrauch des höchſtpreislichen Kammergerichts, noch ein beſonderes Executionsregiment zu allfallſiger Beitreibung der jährlichen Intereſſen, welche die deutſchen Fürſten und Herren von den ihnen zu zweiundeinhalb pro Cent vorgeſtreckten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Intereſſen von drei Millionen vorgeſchlagen haben wollte.

Sodann und zweitens möchten wohl die noch übrigen eine Million einundſiebzigtauſendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer ſchwerlich beſſer und gemeinerſprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotirung eines allen zehn Reichskreiſen gemeinſchaftlichen Hoſpitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutſchheit, Empfindſamkeit, Menſchen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verſtandes gekommen ſind, lebenslänglich und ſtandesgemäß verſorgt würden.

Sollte dieſer mein Bei- und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, deſſen Ausführung gewiß jeder wackere deutſche Landsmann mit mir aufrichtig wünſchen wird, etwas beitragen können, wer würde glücklicher ſeyn als ich? — Ich muß indeſſen unter der Hand geſtehen, daß ich ſelbſt deßfalls in gewiſſen Augenblicken etwas ſchwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutſchland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum ſollten wir uns ſolche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorſchlag Deutſchlands höchſten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel ſeyn. Die hundert Millionen ſind auch da. Woran ſollt' es alſo liegen? Iſt denn Deutſchland nicht eine moraliſche Perſon? Kann denn Deutſchland, als eine ſolche, nicht wollen, was zu ſeinem Beſten dient? Und da dieſer große moraliſche Koloß achtundvierzig Millionen Arme hat (freilich ſind auch einige Millionen Aermchen darunter!) warum ſollte er nicht Alles können, was er will? — Alſo, wer ein echter blauäugiger und goldhaariger Deutſcher iſt, ziehe ſeinen Seckel, und die Spötter ſollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — In dieſem Lucianiſchen Tone will und darf ich über einen Gegenſtand, wie dieſer, nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, allgemeines Beſtes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bei einzelnen Perſonen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe ſeyn mögen, ſo verdient doch die Quelle und die Abſicht derſelben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnſinn an den Reſpect, den (wie man ſagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnſinnige Menſchen tragen, Anſpruch machen

kann, ſo iſt es gewiß der patriotiſche. Alſo noch ein paar Worte in vollem Ernſte.

Ein jedes Project, deſſen Ausführung vorausſetzt, daß zwanzig oder zehn oder fünf Millionen oder auch nur eine Million Menſchen uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Beſten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchſt möglichen Glücks ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt ſeyn ſollte — oder, mit andern Worten, jedes Project, welches auch nur bei einer Million Menſchen eine Sinnes- und Denkensart vorausſetzt, die man kaum bei einem von hunderten findet — iſt ein unmögliches Project. Aber ſeine moraliſche Unmöglichkeit ſteigt auf den höchſten Grad, wenn es vorausſetzt, daß fünf Millionen Köpfe oder auch nur fünfmalhunderttauſend, ja nur fünfzigtauſend denkende Köpfe unter einen Hut gebracht und in eine zuſammenſtimmende Wirkſamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unüberſehbaren Detail eingehenden und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans geſetzt werden müßten.

Kein Menſch in der Welt kann Alles, was er will, es ſey denn, daß er weiſe genug iſt, nichts zu wollen, als was er kann. Eine ganze große Nation kann freilich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir, wo ich ſtehen könne, ſo will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, ſagte Archimedes, ohne Furcht, nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben ſowohl den Mond mit den Zähnen faſſen oder auf einem Sonnenſtrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben, wo er ſtehen könne, um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tauſend, ja nur einige hundert Privatperſonen ſehr viel Gutes thun können, wenn ſie wollen; und daß, ſobald es blos um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Muſeums, um ein herrliches muſikaliſches Feſt oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun iſt, ſehr anſehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zuſammen gebracht werden. Aber verſuche es einmal ein patriotiſcher Projectmacher zu Paris, durch freiwillige Beiträge zweihundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuſer, Urbarmachung wüſter Plätze und Vermehrung des Viehſtandes in jeder franzöſiſchen Hauptprovinz zuſammen zu bringen, und man wird ſehen, ob er mit ſeinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unſer wohlmeinender Landsmann mit dem ſeinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterſchied zwiſchen beiden Nationen ganz zum Vortheil des franzöſiſchen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen ſouverainen Haupte nur ein Volk, nur einen Nationalkörper aus, deſſen Kräfte in einer großen Nationalhauptſtadt, wie in dem Herzen des Ganzen, concentrirt ſind: Deutſchland hingegen iſt ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verſchiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürſten und Ständen unter einem durch Geſetze und Capitulationen beſchränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfaſſung verbunden, die niemals ihres Gleichen gehabt hat; — durch nichts als dieſe Staatsverfaſſung und eine gemeinſchaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftſprache verbunden; ſonſt durch alles Andere, Religion, Regierung, Staatswirthſchaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältniſſe, Intereſſe, Mundarten, Grade der Cultur

u. ſ. w. zum Theil himmelweit verſchieden, getrennt und in Colliſion geſetzt. Dieſe unſere Staatsverfaſſung, vermöge welcher Deutſchland in gewiſſem Sinne noch eben ſo wie das alte Germanien in mehr als zweihundert beſondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil ſehr mächtige, zum Theil ſehr unmächtige Staaten zerſtückelt iſt, wovon der geringſte, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in ſeinem Bezirke eben ſo vollkommen auszuüben berechtigt iſt, als der größte; dieſe Staatsverfaſſung iſt es, welche jedem Vorſchlage, jeder Beſtrebung, die auf allgemeines Nationalbeſtes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt, im Wege ſteht. Dieſe Staatsverfaſſung iſt es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalintereſſe zu haben, als die bloſe Erhaltung derſelben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt ſeyn werden. Sie iſt es, weßwegen die Deutſchen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moraliſchem Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichſam für einen Mann ſtehen oder, inſofern wir einen Staatskörper vorſtellen, eine große thätige Rolle in Europa ſpielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinſamen Mittelpunkt, nie einen gemeinſchaftlichen Schauplatz für Talente, Künſte und Wiſſenſchaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geſchmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalſchaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptſtadt Germaniens haben, von deren Daſeyn jenes Alles die natürlichen Folgen ſeyn würde. Um ihrentwillen wird unſere Sprache, unſere Literatur, unſere Kunſt und unſer Ruhm in dieſem Allem nie das werden, was ſie vermöge unſerer

Fähigkeiten werden könnten; — und, ach! um ihrentwillen werden alle ſolche Projecte, die Deutſchlands möglichſten Flor zum Gegenſtande haben, ewig patriotiſche Träume bleiben, und niemals, niemals wird es dahin kommen, daß die Ravenſteiner oder Waldecker ſich um den Viehſtand der Ellwanger, oder die Stände von Meklenburg um die beſtmöglichſte Erziehung der Bürgerskinder der Reichsſtadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle dieſe Nachtheile unſerer Staatsverfaſſung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unſchätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, ſolange wir ſie erhalten, kein großes policirtes Volk in der Welt einen höhern Grad menſchlicher und bürgerlicher Freiheit genießen und vor allgemeiner auswärtiger und einheimiſcher, politiſcher und kirchlicher Unterjochung und Sklaverei ſicherer ſeyn wird, als die Deutſchen. Zwei einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus ſo ungleichartigen Theilen beſtehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und ſelbſt jede Gefahr, dieſe Verfaſſung reißen zu ſehen, wird ſie feſter zuſammen ziehen. Wir werden, ſolange wir ſie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewiſſensfreiheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengeſangbuche zu ſingen. Wir werden mit männlicher Freiheit philoſophiren, unterſuchen, reden, leſen und ſchreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der ſich eine ungebührliche Gewalt über ſeine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Geſetze Hülfe gegen ihn verſchaffen, wird dem Abſcheu aller übrigen Theile der Nation ausgeſetzt ſeyn. Unſere Schriftſteller und Künſtler werden weniger belohnt, weniger träg oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefeſſelt, gedrückt und eingezwängt werden;

wir werden ihrer eine deſto größere Anzahl beſitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nation ſeyn. Alle Talente werden ſich mit größerer Freiheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abſchleifen, aber den Stempel, den die Natur Jedem aufgedrückt hat, deſto ſchärfer erhalten. Wir werden keine deutſche Akademie haben, die ſich anmaße, über Werke des Genius ex Cathedra zu entſcheiden; Hofgunſt, Grille und Eigenſinn der Reichen und Großen wird keinen ſo mächtigen Einfluß auf Geſchmack, Denkart und Sitten bei uns behaupten können, als in einer unbeſchränkten Monarchie. Selbſt die Sprache wird (zu großem Behuf der Literatur) an der Nationalfreiheit Theil nehmen; man wird uns ſo wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein Jeder, den eine Partei, eine Cabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theil der Nation einen Beſchützer und Rächer finden.

Dieß ſind einige der weſentlichſten Vortheile, die wir unſrer geſetzmäßigen Conſtitution zu danken haben; und, wahrlich! ſie allein ſind ſchon wichtig genug und von unſern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um ſie über Alles hoch zu achten, ſtolz auf ſie zu ſeyn und ſie als das Palladium der Nation anzuſehen, an deſſen Beſitz oder Verluſt ihre Freiheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlſtand geheftet iſt.

Dieſe Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Reſultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung und das andere auf alle Fälle zum Troſte dienen kann.

Das erſte iſt: unſerm Patriotismus, beſonders dem ſchriftſtelleriſchen, — der ſeit geraumer Zeit wie die Taube

Noahs herumflattert und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Chimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienſte einzelner Mitbürger ſich viel zu gute thut oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, ſich nach Art des berühmten Fuchſes in der Fabel zu helfen ſucht — ſeine wahre Richtung und ſein echtes Geſchäft anzuweiſen. Wenn unſere dermalige geſetzmäßige Conſtitution das Einzige iſt, was uns Deutſche zu einer Nation macht, und wenn ſie augenſcheinlich der Grund unſrer weſentlichſten Vortheile iſt: was kann denn alſo deutſcher Patriotismus anders ſeyn, als Liebe der gegenwärtigen Verfaſſung des gemeinen Weſens und aufrichtiges Beſtreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derſelben Alles beizutragen, was Jeder nach ſeinem Stande, Vermögen und Verhältniſſe zum Ganzen dazu beizutragen fähig iſt? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutſchen ſagen, was der römiſche Dichter von den Landleuten ſagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unſrer Verfaſſung gemacht hätten; wenn wir ihrer nicht genöſſen, wie der Geſundheit, deren hohen Werth man erſt fühlt, wenn man ſie verloren hat!

Sollte dieß Letztere aber — wie es denn nicht unmöglich iſt — jemals bei uns oder unſern Nachkommen der Fall ſeyn; ſo würden wir beim Verluſt einer Verfaſſung, von welcher ſo mancherlei Nachtheile unzertrennlich ſind, uns mit dem tröſten können, was wir dabei auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Menſch glücklicher Weiſe nun einmal ſo organiſirt iſt, daß er ſich mit der Zeit in Alles finden und ſeine Vorſtellungsart und Lebensweiſe

unvermerkt zu ſeinen Umſtänden umſtimmen kann; ſo würden wir uns an die Vortheile halten müſſen, die uns durch die Veränderung der Nationalverfaſſung zuwachſen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schickſal gefallen zu laſſen, das ſo manche edle Nation ſchon getroffen hat und vermöge der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwiſchen Urſachen und Wirkungen über lang oder kurz auch das unſrige werden dürfte.

Sechs Antworten

auf

ſechs Fragen.

1.

„Was iſt Aufklärung?“

Das weiß Jedermann, der vermittelſt eines Paares ſehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterſchied zwiſchen Hell und Dunkel, Licht und Finſterniß beſteht. Im Dunkeln ſieht man entweder gar nichts oder wenigſtens nicht ſo klar, daß man die Gegenſtände recht erkennen und von einander unterſcheiden kann: ſobald Licht gebracht wird, klären ſich die Sachen auf, werden ſichtbar und können von einander unterſchieden werden; — doch wird dazu zweierlei nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden ſey, und 2) daß diejenigen, welche dabei ſehen ſollen, weder blind noch gelbſüchtig ſeyen, noch durch irgend eine andere Urſache verhindert werden, ſehen zu können oder ſehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenſtände kann und muß ſich die Aufklärung ausbreiten?“

Drollige Frage! Worüber als über ſichtbare Gegenſtände? Das verſteht ſich doch wohl, dächte ich; oder muß es den Herren noch bewieſen werden? Nun wohlan! Im

Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geſchäft ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu ſchlafen. Im Dunkeln ſieht man nicht, wo man iſt, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, geſchieht; man läuft Gefahr, bei jedem Schritte die Naſe anzuſtoßen, bei jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beſchädigen oder anzurühren, was man nicht anrühren ſollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; ſo daß, wer ſeine gewöhnlichen Geſchäfte im Dunkeln treiben wollte, ſie ſehr übel treiben würde.[1] Die Anwendung iſt kinderleicht. Das Licht des Geiſtes, wovon hier die Rede iſt, iſt die Erkenntniß des Wahren und Falſchen, des Guten und Böſen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne dieſe Erkenntniß eben ſo unmöglich iſt, die Geſchäfte des Geiſtes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich iſt, materielle Geſchäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i., ſo viel Erkenntniß, als nöthig iſt, um das Wahre und Falſche immer und überall unterſcheiden zu können, muß ſich alſo über alle Gegenſtände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber ſie ſich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke geſtört werden, ſobald Licht kommt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finſtern oder wenigſtens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns ſchwarz für weiß geben oder mit falſcher Münze bezahlen oder Geiſter erſcheinen laſſen will, oder auch (was an ſich etwas ſehr Unſchuldiges iſt), wer gerne Grillen fängt, Luftſchlöſſer baut

[1] Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meiſten Fällen bleibt es doch bei der Regel.

und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht oder Mondschein oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können: ihre Einstimmung zu erhalten, ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu gutem Glücke, auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?"

Antwort: wo bei allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Brettern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?"

Das unfehlbarste Mittel, zu machen, daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich weg zu schaffen und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig

zu beleuchten, in welchen das No. 2 erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit angegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser letztern wird doch wohl bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Wahrlich, wir können ihretwegen ganz ruhig seyn; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr Möglichstes thun, alle Oeffnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zu verstopfen; werden nicht ermangeln, uns Andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch

mit etwas Licht verſehen, die Laternen zu zerſchlagen, ſobald ſie die Stärkern ſind, und, wo ſie das nicht ſind, alle nur erſinnlichen Mittel anwenden, die Aufklärung wenigſtens in ein böſes Geſchrei zu bringen. Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenſchen; aber ich muß geſtehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager ſo ſehr am Herzen liegt, da könnte mir ſeine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe reſpectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, ſo übel wollen wir von ſeinem Verſtande nicht denken! Aber er wird vielleicht ſagen: „Es gebe Fälle, wo zu viel Licht ſchädlich ſey, wo man es nur mit Behutſamkeit und ſtufenweiſe einfallen laſſen dürfe.“ Gut! nun kann dieß mit der Aufklärung, die durch Unterſcheidung des Wahren und Falſchen bewirkt wird, in Deutſchland wenigſtens der Fall nicht ſeyn; denn ſo ſtockblind iſt unſere Nation nicht, daß ſie wie eine Perſon, die am ſchwarzen Staar operirt worden iſt, behandelt werden müſſe. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir ſchon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewiſſen Grad von Licht gewohnt worden ſind, nicht endlich einmal im Stande ſeyn ſollten, hellen Sonnenſchein ertragen zu können. Es greift ſich mit Händen, daß das bloſe Ausflüchte der lieben Leute ſind, die ihre eigenen Urſachen haben, warum es nicht hell um ſie ſeyn ſoll.

5.

„Wer iſt berechtigt, die Menſchheit aufzuklären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Nun, mein Herr? da ſtehen wir und ſehen einander an? Alſo, weil kein Orakel da iſt, das in zweifelhaften Fällen den Ausſpruch thun könnte (und wenn eines da wäre, was hälfe es uns ohne ein zweites Orakel, das uns das erſte erklärte?), und weil kein menſchliches Tribunal berechtigt iſt, ſich einer Entſcheidung anzumaßen, wodurch es von ſeiner Willkür abhinge, uns ſo viel oder wenig Licht zukommen zu laſſen, als ihm beliebte: ſo wird es doch wohl dabei bleiben müſſen, daß Jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obſcurſten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuſter, ohne Ausnahme, berechtigt iſt, die Menſchheit aufzuklären, wie er kann, ſobald ihn ſein guter oder böſer Geiſt dazu treibt. Man mag nun die Sache betrachten, von welcher Seite man will, ſo wird ſich finden, daß die menſchliche Geſellſchaft bei dieſer Freiheit unendlichmal weniger gefährdet iſt, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Laſſens der Menſchen als Monopol oder ausſchließliche Innungsſache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Respublica detrimenti capiat — eine höchſt unſchuldige Einſchränkung dabei zu verfügen; und dieſe wäre: das ſehr weiſe Strafgeſetz der alten Kaiſer des erſten und zweiten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern und demzufolge Allen, die nicht berufen ſind, auf Canzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen

Aufklärung der Menſchheit zu geſtatten, als die Buchdruckerpreſſe. Ein Narr, der in einem Conventikel Unſinn predigt, kann in der bürgerlichen Geſellſchaft Unheil anrichten; ein Buch hingegen, was auch ſein Inhalt ſeyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre oder nicht gar bald zehnfältig oder hundertfältig durch Andere vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?“

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forſchenden, lichtbegierigen Leute überhaupt und beſonders in der Claſſe von Menſchen, die bei der Nichtaufklärung am meiſten zu gewinnen hat, immer größer, die Maſſe der Vorurtheile und Wahnbegriffe zuſehends immer kleiner wird; wenn die Scham vor Unwiſſenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntniſſen, und beſonders, wenn der Reſpect vor der menſchlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt, und (was ganz gewiß eines der unzweideutigſten Kennzeichen iſt) wenn alle Meſſen einige Frachtwagen voll Brochuren gegen die Aufklärung in Leipzig ein- und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel ſind in dieſem Punkte gerade das Widerſpiel der eigentlichen: dieſe werden erſt bei Nacht laut; jene hingegen ſchreien am grellſten, wenn ihnen die Sonne in die Augen ſticht.

Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt euch von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Ueber die Rechte und Pflichten

der

Schriftſteller,

in Abſicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenſtände.

1785.

Bei der großen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von Yoricks Classen sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde oder vielmehr an das Publicum zum Druck befördern, und da die Begierde der leselustigen Welt nach Schriften dieser Art natürlicher Weise die Anzahl der reiselustigen Schriftsteller und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wohl Manchen mit einem Maßstabe gedient seyn, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freiheit bei Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fällen mit Zuverlässigkeit bestimmen können.

Dieser Maßstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechts. Ihr haben wir hauptsächlich die

gegenwärtige Stufe von Cultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freiheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man will, ein Recht policirter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegeneres Interesse haben, als wahre Kenntnisse von Allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsere Augen, können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechtes in keine andere Grenzen eingeschlossen werden,

als diejenigen, welche uns die Natur ſelbſt geſetzt hat. Alles, was wir wiſſen können, das dürfen wir auch wiſſen.

IV.

Die nöthigſte und nützlichſte aller Wiſſenſchaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrige eingeſchloſſen ſind, iſt die Wiſſenſchaft des Menſchen:

Der Menſchheit eignes Studium iſt der Menſch.

Sie iſt eine Aufgabe, an deren vollſtändiger und reiner Auflöſung man noch Jahrtauſende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu ſeyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortſchritte darin zu thun, iſt der Gegenſtand des Menſchenſtudiums; und wie könnte dieſes auf andere Weiſe mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menſchen, wie ſie von jeher waren, und wie ſie dermalen ſind, nach allen ihren Beſchaffenheiten, Verhältniſſen und Umſtänden kennen zu lernen ſucht?

V.

Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner iſt die Grundlage aller echt philoſophiſchen Wiſſenſchaft, welche die Natur und Beſtimmung des Menſchen, ſeine Rechte und ſeine Pflichten, die Urſachen ſeines Elendes und die Bedingungen ſeines Wohlſtandes, die Mittel, jenes zu mindern und dieſen zu befördern, kurz, das allgemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes zum Gegenſtande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menſchen möglich iſt, muß

man wiſſen, was er wirklich iſt und wirklich geleiſtet hat. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und ſeinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erſt wiſſen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht beſſer um ihn ſteht. Im Grunde iſt alſo alle echte Menſchenkenntniß hiſtoriſch. Die Geſchichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beſchaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatſachen und Begebenheiten, woraus man ſieht, wie ſie zuſammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des Einen wieder die Veranlaſſung oder Urſache des Andern wird — dieſe Philoſophie der Menſchengeſchichte iſt nichts Anderes, als Darſtellung deſſen, was ſich mit den Menſchen zugetragen und immerfort zuträgt; Darſtellung eines immer fortlaufenden Factums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und ſieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als alle Andere gehabt haben, zu ſehen, was zu ſehen iſt, ihre Beobachtungen den Andern mittheilen.

VI.

Aus dieſem Geſichtspunkte ſind alle Beiträge zu beurtheilen, welche von verſtändigen und erfahrenen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reiſigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geiſt der Beobachtung haben und ſehen oft aus geſundern Augen als Gelehrte von Profeſſion) zur Erd- und Völkerkunde oder, mit einem Wort, zur Menſchenkenntniß in größern oder kleinern Bruchſtücken bekannt gemacht worden ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte erkennt man ihre Schätzbarkeit und daß dem menſchlichen Geſchlecht überhaupt

und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondere daran gelegen ist, daß solcher Beiträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen, als planmäßig zusammen gesetzt ist), daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beitrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizei, bürgerlichen und militärischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u. s. w. in jedem Theile unseres gemeinsamen Vaterlandes und über die Stufe der Cultur, Aufklärung, Humanisirung, Freiheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beitrag ist schätzbar und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beitrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe, die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessirten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten

und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit: und da wir zu Allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer Pflicht ist; so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freimüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Classe streitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit sagen wollen und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, Alles zu sagen, was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemälden, welche nur die schöne Seite darstellen und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidigt halten, wenn man ihn abschildert, wie er ist. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte; und ganz untadelig müßte sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles, was

in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen von ihrer blinden Seite zu sprechen und vornehmlich seine Unparteilichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen und Allem, was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Charakteristische äußert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr löblich sind, wie zum Beispiel geziertes Wesen ein Uebermaaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nationen, eben so wie an einzelnen Menschen, blos natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beispiel die Nationaleitelkeit des französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm und lebhafte Theilnehmung an Nationalehre Hauptzüge seines Charakters wären. Fehler dieser Art bemerken heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert, und die Philosophie mit dem richtigen Maßstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeste Absicht, etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daß man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, blos in der Vorstellungsart einer übermäßig reizbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenophon seine zwei Gemälde von der spartanischen und atheniſchen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren, von ihren Sophisten und Lobrednern immer nur schmeichelhafte Dinge zu hören, über großes Unrecht; aber wir, die keinen Grund haben, weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln oder mehr Vorliebe für die Einen als für die Andern zu haben, wir finden, daß Xenophon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was Jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen mußte. Die Athener schrieen über Satire und Ironie, wo Xenophon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit

war, daß er sie blos in einen Spiegel schauen ließ. Sein Gemälde ist das Gemälde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde bloße Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenophon; aber, da es ihnen einmal beliebt hat, sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daß sie sehr inconsequent seyn müßten, wenn sie anders wären, als sie sind. Man tadelt dieß und dieß und dieß an ihnen und überlegt nicht, daß sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in Allem dem, weßwegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der atheniſchen Republik ist daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoche waren, in ein solches Licht gestellt, daß man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daß sie anders hätten seyn sollen, solange sie nicht die Quelle Alles dessen, was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine eben so simple, eben so getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondere Staat, jede große oder kleine Haupt-Residenz und freie Reichsstadt in Deutschland wirklich ist, wie jene Xenophontische von Sparta und Athen, würde ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Danksagung im Namen Kaisers und Reichs zuziehen (wie ehedem Doctor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des großbritannischen

Parlaments erhielt), aber er würde eine ſolche Dankſagung wenigſtens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nation erwieſe.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfaſſung und Einrichtung, Nationalcharakter und Nationalſitten mit jenem ſtark abſtechen, zum Beiſpiel aus einem militäriſchen in einen, der ſeinen Wohlſtand dem Frieden und den Künſten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Dispoſition mit ſich, vorzüglich Alles das zu bemerken, was den Unterſchied zwiſchen beiden ausmacht, weil dieß gerade die Züge ſind, die ihm am ſtärkſten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteriſtiſche der einen und der andern Nation gegen einander zu ſtellen und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daß das, worin die eine ſich beſonders hervor thut, gerade nicht die glänzendſte Seite der andern iſt. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beiſammen haben; es gibt ſogar einige, die einander ausſchließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Cameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeſchadet, gegen eben ſo viele ſpartaniſche Knaſterbärte wie ein Trupp ſchöner Herren, die zum Tanze gehen, ausſahen. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther (alte oder moderne) in einem Gemälde gegen einander contraſtiren zu laſſen, iſt immer eine ſehr unſchuldige Sache, wiewohl die Einen auf die Andern wechſelsweis ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn. Eben so, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letztenmale loben, unbeschränkt glauben müßte; so wären alle unsere Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis zum kleinsten aller Dynasten im heiligen römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht, wer ein Paar gesunde Augen hat, und, wer nicht sehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleien und wissen, daß, wer das Herz hat, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiß, ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen gibt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus sagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird, Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand gibt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt,

den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu ſehen, ob er glaubwürdig ſey oder nicht: ſo gibt es auch keine hiſtoriſche und keine praktiſche Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen oder für Contrebande zu erklären berechtigt wäre. Es iſt widerſinnig, Staatsgeheimniſſe aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn Jemand der ganzen Welt ſagt, was einige hunderttauſend Menſchen ſehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld ſeines Willens, unrichtig ſehen. Wer einem Andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachſagt, kann falſch berichtet worden ſeyn. Der aufmerkſamſte und ſcharfſinnigſte Beobachter iſt, wie alle Menſchen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen und kann einen wichtigen Umſtand überſehen oder Manches nicht aus ſeinem wahren Geſichtspunkt oder in dem gehörigſten Lichte geſehen haben. Es iſt alſo kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menſchen und Begebenheiten, Sitten der Zeit und dergleichen hiſtoriſch geſchildert werden, ſelbſt bei dem reinſten Vorſatze, die Wahrheit zu ſagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frei ſeyn ſollten. Auch iſt es möglich, daß Jemand aus Unerfahrenheit oder Beſchränktheit ſeiner Einſichten oder aus dunkeln Vorſtellungen und Neigungen, die ohne ſein Wiſſen auf ſeinen Willen wirken (zum Beiſpiel aus Vorliebe für ſein eigenes Vaterland), zuweilen unrichtig ſehen und urtheilen kann. Aber es wäre widerſinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man alſo keine hiſtoriſche Schriften, keine Beiträge zur Völker- und Menſchenkunde, keine Reiſebeſchreibungen und

keine Sammlungen ſolcher Thatſachen, deren Publicität der Welt nützlich iſt oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles, was daraus folgt, iſt, daß ein Jeder, der die Sache beſſer zu wiſſen glaubt oder die Irrthümer eines Schriftſtellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande iſt, nicht nur volle Befugniß, ſondern ſogar eine Art von Pflicht auf ſich hat, der Welt damit zu dienen.

Das Geheimniß

des

Kosmopoliten-Ordens.

1788.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bei Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Namen der Kosmopoliten existiren und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen anderen geheimen Gesellschaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber blos zufälliger Weise und im Vorbeigehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Classen der Nation ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von

dreißigtauſend Thalern zuſammen zu ſchießen, ſich auch namentlich und mit ganz beſonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daſeyn dieſer geheimen Geſellſchaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allen Widerſpruch zu ſetzen ſchien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus geſehen hatten. Da ihre Unſichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Geſellſchaft ſeyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er ſich zu einem ſolchen Schritt entſchlöſſe, aufhörte, ein Kosmopolit zu ſeyn; und alſo, alles Forſchens und leiſen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieſes Ordens Allen, die nicht ihres Gleichen waren, verborgen blieben: ſo glaubten gewiſſe Leute, die um dieſe Zeit mit ſehr weit ausſehenden Entwürfen ſchwanger gingen, ein Großes zu Beſchleunigung derſelben zu thun und ſich bei manchen einen deſto leichtern Eingang zu verſchaffen, wenn ſie ſich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anſpruch zu machen ſchien, als einer gleichſam verlaſſenen Sache bemächtigten und ſich, ſo oft es ihren Abſichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel ſchmückten, um die Meinung von ſich zu erwecken, als ob ſie wirklich und ausſchließlich im Beſitze des Geheimniſſes wären, wovon der Verfaſſer der Abderitengeſchichte in einem ſo räthſelhaften Tone geſprochen hatte.

Ob ſie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob ſie vielleicht in Allem dieſem ehrlich zu ſeyn geglaubt und, ſelbſt von der größten aller Zaubrerinnen getäuſcht, ſich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu ſeyn, was ſie nicht waren, laſſen wir dahin geſtellt. Das

Letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts Geringeres als das Imperium orbis zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten; so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieß glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beispiel mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen), jemals glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Namens anmaßen oder, unter welchem andern Namen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerlei Zweck und Mittel hätten und jemals, es sey durch den Beitritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeſte und meines Erachtens auch das edelſte Mittel, dieſen Zweck zu erreichen und den Gaukelſpielen aller gegenwärtigen und künftigen Pſeudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen (es wäre denn, daß die Welt ſchlechterdings mit ſehenden Augen betrogen ſeyn wollte), iſt unſtreitig der Entſchluß, den ich — mit vorausgeſetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Namen des ganzen Ordens — gefaßt habe, das, was bisher das Geheimniß desſelben war, ohne alle Zurückhaltung ſo aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigſten Menſchenkinde in Zukunft unmöglich ſeyn ſoll, echte und unechte Kosmopoliten jemals mit einander zu verwechſeln.

Die Zeit iſt endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu ſcheuen Urſache hat; wenigſtens iſt ſie für unſer Vaterland gekommen. Es gibt, Dank ſey dem Himmel! keine Neronen und Domitiane unter uns, vor denen gute Menſchen ſich verbergen müßten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geſchmälert und angefochten werden; ſo iſt doch keine Wahrheit, die ſich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angeſichte zeigen dürfte. Der freie Geiſt der Unterſuchung hat in dem glücklichſten Zeitalter der Griechen (von welchen alle Aufklärung ausgegangen iſt) mitten in Athen nie unbeſchränkter wirken dürfen als in unſern Tagen; und ſelbſt jeder Mißbrauch der Vernunft in ſpeculativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu ſcheuen. Und iſt nicht die außerordentliche Duldung, welche man geheimen Verbindungen, die in keinem wohl policirten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren ließ, iſt nicht dieſe Duldung ſelbſt der auffallendſte Beweis, wie ganz unnöthig es iſt, irgend einen löblichen

Zweck durch verborgene Wege und geheimnißvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das Geringste weder in ihrer Verfassung noch in ihrem Zwecke noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleier und in hieroglyphische Dunkelheit verbergen müßte. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind; und was sie im Schilde führen. — Ihr geheime Orden alle, wollt ihr uns von der Rechtmäßigkeit eurer Verfassungen, von der Lauterkeit eurer Absichten, von der Unschuld eurer Mittel überzeugen — so gehet hin und thut desgleichen!

Das Geheimniß der Kosmopoliten.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Mißverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nämlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daß sie unter einerlei Gesetzen auf einen Zweck durch ähnliche und zusammen stimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Größe und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäßige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, insofern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des großen Haufens von jeher verborgen geblieben und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daß selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses Mancher, wiewohl ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmale, wie wesentlich sie von allen andern, sowohl öffentlichen als

geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt blos von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniß auf, ein Geheimniß zu seyn, und die ganze Welt weiß so viel oder wenig davon als sie selbst; kurz, um Einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht; sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bei, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Anderm machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats, in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt

nicht mit völliger Kenntniß der Sache autoriſirte eidliche Verbindung eine Art von Zuſammenverſchwörung iſt und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerlei Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal, wenn es blos in der Willkür der Zuſammenverſchwornen ſteht, die Anzahl ihrer Glieder auf ſo viele Tauſende und Hunderttauſende zu erſtrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligſte Gewißheit, daß das gemeine Weſen durch kein anderes Mittel von ſeinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine ſolche geheime Conföderation rechtfertigen; denn ordentlicher Weiſe iſt in keinem Staate Jemanden verwehrt, ſo viel Gutes zu thun, als er kann und will, inſofern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfaſſung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorſchreiben. Und, geſetzt auch, dieſe Einſchränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewiſſen Zeiten ſo enge, daß mancher wohl geſinnte Mann nicht Alles thun könnte, wozu er einen Beruf in ſich fühlt, ſo ſoll und muß er ſich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Menſch zu nichts verbunden iſt, was er nicht ohne Verletzung ſeiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Verſicherung, die eine ſolche zuſammen verſchworne geheime Geſellſchaft von ſich gibt, daß weder ihre Verfaſſung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig ſey, geſetzt auch, ſie ſey vollkommen aufrichtig, kann ihre Conföderation nicht unſchuldiger noch rechtmäßiger machen; denn wer iſt uns Bürge dafür, daß ſie nicht dereinſt werden, was ſie jetzt nicht ſind? Ueberdieß ſind die Begriffe und Urtheile einzelner Menſchen von ſo zuſammengeſetzten und äußerſt verwickelten Gegenſtänden viel zu verſchieden und unzuverläſſig, als daß man es in einer Sache

wobei die Ruhe des Staats betroffen iſt, darauf ankommen laſſen könnte, ob diejenigen, die eine ſolche Geſellſchaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch ſie ihnen nützlich zu ſeyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigſten aber (ſagen die Kosmopoliten) können ſich ſolche zum Geheimniß verſchworne Geſellſchaften mit dem Beiſpiele der alten ägyptiſchen, eleuſiniſchen und anderer Myſterien dieſer Art rechtfertigen, mit welchen ſie ſich eine Aehnlichkeit zu geben ſuchen, die keinem Sachkundigen den zwiſchen ihnen obwaltenden weſentlichen Unterſchied verbergen kann; denn jene Myſterien waren von den Geſetzgebern ſelbſt angeordnet, machten einen Theil der politiſch-religiöſen Verfaſſung aus und ſtanden unmittelbar unter der Oberaufſicht des Staats. Sobald die geheimen Orden ſich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen Niemand ihre Rechtmäßigkeit ſtreitig machen.

Das Erſte alſo, worin ſich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterſcheiden, iſt, daß ſie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundſätzen und Geſinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wiſſen, wie ſie denken, was ſie unternehmen, und welche Wege ſie gehen. Sie lächeln über die Affectation, ſymboliſche Bücher und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüber zu holen, um Wahrheiten, die Jedermann in der Schule ſchon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, ſagen ſie, kann man ſich von Männern verſprechen, die mit der feierlichſten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh ſpielen und Nadeln verſtecken? Oder was für männliche Geſchäfte können das ſeyn, die man durch

einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben oder sein Daseyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn, was er ist — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organisirter und belebter Stoff ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen selbst eine wirkende Kraft ist und, auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen

verflochten, eine viel größere Rolle ſpielt, als er ſelbſt zu überſehen fähig iſt.

IV.

Aus dieſer Ueberzeugung entſpringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundſatz, der ſie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erſte iſt: Alle Beſtimmungen und Folgen ihres Daſeyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anſcheinende Böſe, das ſie entweder nicht vorausſehen können oder, wenn ſie es auch ſahen, als natürliche Folge nothwendiger Colliſionen oder Diſſonanzen nicht vermeiden konnten, kurz, Alles, was ſie, inſofern ſie bloſe Werkzeuge der Natur ſind, unfreiwillig wirken oder leiden müſſen, für etwas anzuſehen, wofür ſie ſich ſelbſt oder Andern eben ſo wenig verantwortlich ſind, als für die Wirkungen der Geſetze des Stoßes, der Schwere oder irgend ein anderes Geſetz der Natur, deſſen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar iſt.

Der andere iſt: Alle ihre Aufmerkſamkeit ſo viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verſtand und Willen abhängt, was ſie gut oder übel, beſſer oder ſchlechter machen können; in allen Dingen dieſer Art, ſelbſt in Kleinigkeiten, ſich die möglichſte Vollkommenheit zum Ziel zu ſetzen und hierin mit einer deſto größern Strenge gegen ſich ſelbſt zu verfahren, je mehr Nachſicht Einer vom Andern ſich verſprechen könnte.

Die Natur (ſagen ſie) hat einem jeden Menſchen die beſondere Anlage zu dem, was er ſeyn ſoll, gegeben, und der Zuſammenhang der Dinge ſetzt ihn in Umſtände, die der Entwicklung derſelben mehr oder weniger günſtig ſind; aber ihre

Ausbildung und Vollendung hat ſie ihm ſelbſt anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelaſſen oder gar gefehlt hat, zu verbeſſern und ſeine Anlagen zu Kunſtfertigkeiten zu erheben; es iſt ſein eigenes Intereſſe, und er kann kein angelegeneres Geſchäft haben, als das Beſtreben, der Vollkommenheit in ſeiner Art, die in gewiſſem Sinne keine Grenzen hat, ſo nahe zu kommen als möglich. Da der Plan ſeines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberſte Regierer der Welt von ihm machen will, bereit ſeyn ſoll: ſo iſt ſeine erſte und höchſte Pflicht, ſich die möglichſte Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieſer Tauglichkeit, inſofern er von Uebung, Fleiß, Anſtrengung und Beharrung und alſo von unſerem eigenen Willen abhängt, iſt, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derſelben der Maßſtab, wonach ſie den Werth einzelner Perſonen beſtimmen.

Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich der Unterſchied zwiſchen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erſtere Benennung kommt nicht nur allen Menſchen, ſondern ſelbſt der ganzen Leiter der unter ihm herab ſteigenden Thiere zu; aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieſes Wortes kann nur derjenige heißen, den ſeine herrſchenden Grundſätze und Geſinnungen durch ihre reine Zuſammenſtimmung mit der Natur tauglich machen, in ſeinem angewieſenen Kreiſe zum Beſten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient dieſen Namen vorzugsweiſe.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als ſolche keine andere Obere, als die Nothwendigkeit und das Naturgeſetz

oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obere hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moralischen Welt, Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen und unsere Wirksamkeit, insofern sie von unserem Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordination herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instruction erhalten sie aus den Händen der Natur. Es gibt keine andere Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschenen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformiren und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht- und Nachhülfe erfordert, nach jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in

Colliſion kommen könnte oder wohl gar in einer beſtändigen abſichtlichen Oppoſition mit demſelben ſtände: ſo iſt klar, daß ſie keiner beſondern Conſtitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Canzlei, keines Säckelmeiſters und keiner gemeinſchaftlichen Caſſe nöthig haben.

VI.

Dieſes Allen ungeachtet iſt in buchſtäblichem Verſtande wahr, was an einem andern Orte ſchon vor vierzehn Jahren von ihnen geſagt wurde, nämlich: daß ſie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engſten Verbindung mit einander ſtehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bei der erſten Zuſammenkunft erkennen und ſogleich die beſten und vertrauteſten Freunde ſind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewiſſen natürlichen Verwandtſchaft und Sympathie, die ſich im ganzen Univerſum zwiſchen ſehr ähnlichen Weſen äußert, und in dem geiſtigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menſchen zuſammen kettet. Ich kenne kein ſtärkeres: wenigſtens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menſchliche Geſellſchaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher Geſagten erhellet ſchon von ſelbſt, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens ſey, nie in die ſeltſame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere anſehnliche und weltberühmte Geſellſchaften geſehen hat. Nie werden ſie allgemeine oder beſondere Synoden

ausſchreiben müſſen, um das Geheimniß ihres Geheimniſſes ausfindig zu machen und auf die Fragen: wer ſind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigſtens ſich ſelbſt eine befriedigende Antwort geben zu können. Es gibt in ihrem Mittel keine verſchiedene Meinungen über ihren Zweck, keine Parteien, die nicht etwa nur in Vorſtellungsarten verſchieden, ſondern ſogar die Antipoden von einander ſind und, wiewohl ſie äußerlich ein Ganzes auszumachen ſcheinen, innerlich in einem ſo ſchlimmen Verhältniß mit einander ſtehen, daß der Zweck der Einen iſt, das Werk der Andern zu zerſtören. Die Kosmopoliten, ſo viele ihrer in der Welt verſtreut leben, ſind alle zuſammen, in der ſchärfſten Bedeutung dieſer Redensart, ein Herz und eine Seele: denn ſie haben nur einen gemeinſchaftlichen Zweck, an welchem ſie alle, ohne Geräuſch, ohne das klappernde Getöſe eines ſchwerfalligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von Jedermann geſehen, jeder nach dem Maße ſeiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte, worauf er geſetzt iſt, ruhig fortarbeiten.

Dieſer Zweck iſt an ſich der einfachſte, unſchuldigſte und wohlthätigſte, der ſich denken läßt; denn er iſt weder mehr noch weniger, als was in folgender Formel enthalten iſt: „Die Summe der Uebel, welche die Menſchheit drücken, ſo viel ihnen, ohne ſelbſt Unheil anzurichten, möglich iſt, zu vermindern und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem beſten Vermögen zu vermehren.“ Sie ſind ſich bewußt, daß ſie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und feſten Willen haben, ſich zu dieſem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der Zweck ihres Daſeyns iſt und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinſten Einklange ſteht. Sie können, als Menſchen wie

Andere, im Beſondern des beſten Mittels oder des rechten Maßes oder der ſchicklichſten Zeit verfehlen, wiewohl ihnen dieß unendlich ſeltener als Andern begegnet: aber ihr Zweck iſt immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgeſetze iſt, nichts Gutes durch gewaltſame oder hinterliſtige oder zweideutige, geſchweige ſchändliche Mittel bewirken zu wollen, ſo iſt es, wie geſagt, blos eine Folge der Schranken unſerer Natur, wenn ſie in beſondern, oft ſehr verwickelten Fällen ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieſer Fall muß bei ihnen nothwendig um ſo ſeltner ſeyn, da ſie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabſichten noch Leidenſchaften getäuſcht und irre geführt werden. Sie haben alſo den Vorzug vor Andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer geſund, und ihr Zweck immer lauter iſt, ſondern daß ſie auch, ſo viel es das Loos der Menſchheit zuläßt, ihren Grundſätzen immer gemäß handeln und daher immer ſicher ſeyn können, das Gute wirklich zu thun, das ſie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfaſſung ein Kosmopolit leben mag — es ſey nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch ſeine eigene Wahl beſtimmt worden ſey — ſo lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundſätze und Geſinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, ſind auch die Grundlage ſeines Wohlwollens gegen die beſondere ſtaatsbürgerliche Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt; aber ſie ſind es auch, was den Wirkungen dieſes Wohlwollens Schranken ſetzt.

Was man in den alten griechiſchen Republiken und bei den ſtolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrſchaft über die Welt geſtiftet zu ſeyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, iſt eine mit den kosmopolitiſchen Grundbegriffen, Geſinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenſchaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer ſeyn. Der einzige Pomponius Atticus machte vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach ſeinem Beinamen, mehr Athener als Römer; und was konnte er in ſeinen Verhältniſſen während des Sturms, der die ariſtokratiſche Demokratie in Rom umſtürzte, Weiſeres und Beſſeres thun, als ſich auf die Erfüllung ſeiner weltbürgerlichen Pflichten einzuſchränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Geſetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig iſt, als Weltbürger und unterwirft ſich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit ſeiner Nation; aber er meint es eben ſo wohl mit allen andern und iſt unfähig, den Wohlſtand, den Ruhm und die Größe ſeines Vaterlandes auf abſichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten laſſen ſich daher niemals in beſondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieſer Geſinnungen unverträglich wären. Sie entziehen ſich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobei ihnen die entgegengeſetzten Maximen als Grundregeln vorgeſchrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch Selteneres geben könnte, als einen Miniſter, der ein Kosmopolit wäre, ſo wär' es, wenn dieſer Miniſter ſich zehn Jahre lang hinter einander an ſeiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit iſt, vermöge ſeiner weſentlichſten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zuſtande des gemeinen Weſens nicht zufrieden ſeyn kann. Aber, wiewohl dieſes Letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall ſeyn muß; wiewohl er, mit dem beſten Willen von der Welt, Alles, was gut iſt, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorſteher des Staats nicht immer beſingen und beklatſchen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconſequenzen u. ſ. w. ſehr wohl ſieht und ſehr ernſtlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfaſſung, Geſetzgebung, Polizei, Oekonomie und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, dieſen Gebrechen abzuhelfen, kennt und nichts eifriger wünſcht, als ihnen abgeholfen zu ſehen; ſo kann man doch ſicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotiſchen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe ſtören und irgend eine Verbeſſerung durch grundgeſetzwidrige und gewaltſame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zuſammenverſchwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltſamen Revolution, an einem Königsmord abſichtlichen Antheil gehabt, noch jemals dieſe oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbeſſern, gebilligt, geſchweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der ſein Vaterland durch einen Brudermord in Freiheit ſetzte, Brutus und Caſſius, welche Cäſarn zu einer Zeit ermordeten, da ſein möglichſt langes

Leben eine Wohlthat für die Welt geweſen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Erſten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für erlaubt hielt, waren republikaniſche Enthuſiaſten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beiſpielen, daß auch dieſe letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchſten Gewalt, gegen politiſchen und religiöſen Deſpotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Geſetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloſer Miniſter und dergleichen in gewiſſem Sinne Partei gemacht und gearbeitet haben; aber nur, ſolange es durch rechtmäßige Mittel geſchehen konnte. In ſolchen Fällen iſt Widerſtand ſogar eine ihrer Ordenspflichten; nur ſind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Dieſe mögen ſie mit ſo viel Witz, Beredſamkeit, Scharfſinn und Stärke, als ſie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Beſten der guten Sache gebrauchen und in dieſer Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweiſe, ſo viel Verſtand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freimüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich iſt; wenn ſie Alles gethan haben, ſo haben ſie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber, ſobald ſie ſehen, daß die brennenden Köpfe, die ſich etwa an die Spitze der Beſſergeſinnten und der Unterdrückten ſtellen, ſolche Wege einſchlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltſam erſchüttern müſſen; ſobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbeſſerungen theurer, als ſie vielleicht werth ſind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlſtand und dem Leben von Tauſenden und Hunderttauſenden zu erkaufen: dann ziehen ſie ſich zurück, arbeiten nun vielmehr, das im Staat angezündete Feuer zu

löſchen, als die Flamme noch mehr anzublaſen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, ſtehen ſie lieber von allem Wirken ab, ehe ſie Gefahr laufen wollten, wider ihre Abſicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen iſt, nach einem beſſern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatiſchen Parteigeiſtes und des wüthenden Kampfes der willkürlichen Macht, die, ſich zu erhalten, mit der beleidigten Menſchheit, die ſich frei zu machen und zu rächen ſucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieſes Betragen von jeher für Menſchenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten ſind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen ſich eben ſo zu betragen ſcheinen, wie jene.

Aber es iſt, nach einer alten und ſehr wahren Bemerkung, nicht immer einerlei, wenn Zwei dasſelbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht ſagen kann, was ein kluger Mann weislich ſprach, ſo kann ein Menſch von kleiner Seele auf eine ſchlechte Art thun, was ein edler Menſch auf ſeine Weiſe thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbeſagten Fällen iſt ein Princip, das unter die erſten Grundgeſetze ihres Ordens gehört, nämlich: „Daß in der moraliſchen Ordnung der Dinge (wie in der phyſiſchen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortſchritte zur Vollkommenheit durch natürliche, ſanfte und von

Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß." — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr, als nöthig ist, zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da vermöge der Natur der Dinge eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteien zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwei Fälle allein ausgenommen) für keine Partei erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteien, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bei aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partei erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maßen) nur zwei Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partei gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beitritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde; der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partei in Gefahr wäre, ohne ihren Beistand gänzlich unterdrückt zu werden, oder wenn eine Partei die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweiten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partei gegen diese Unmenschen nehmen. So würde (als ein Beispiel des ersten Falles), wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkürlichen Gewalt des Königs und seiner Minister

zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemeſſene Schranken zu ſetzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anſtehen können, dieſe Partei, ſolange ſie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen ſeinen Kräften zu unterſtützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden ſey, und dieß iſt, ſagen ſie, die Regierungsform der Vernunft. Sie beſtände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgeſetzten nach vernünftigen Geſetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in ſeiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloſe Fähigkeit, vernünftig zu werden, ſondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zuſtehenden Herrſchaft über den thieriſchen Theil der menſchlichen Natur bezeichnet.

Daß dieſe Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar Jedermann in gewiſſen Augenblicken wünſcht, die aber noch nie da geweſen ſind, wird ſchwerlich irgend ein vernünftiger Menſch zu leugnen begehren. Aber, daß ſie nicht nur möglich ſey, ſondern daß alle bürgerliche Geſellſchaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr ſtrebe und — wie langſam auch immer der Fortſchritt ſeyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, iſt ein Lieblingsgeſetz der Kosmopoliten, deſſen Wahrheit auf keinem ſchwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumſtößlichen moraliſchen Axiom: „Daß, vermöge einer unfehlbaren

Veranſtaltung der Natur, das menſchliche Geſchlecht ſich dem Ideal menſchlicher Vollkommenheit und daraus entſpringender Glückſeligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen."

Ihrer Meinung nach ſind alle bisher bekannte Regierungsformen eben ſo viele natürliche Stufen, auf welchen die menſchliche Geſellſchaft zur vollkommenſten, zur Regierung der Vernunft empor ſteigt. Eine jede derſelben bildete ſich anfangs auf eine blos natürliche Art gleichſam von ſelbſt, war faſt immer das Werk zufälliger Urſachen, momentaner Bedürfniſſe, perſönlicher Vorzüge und Verdienſte auf Seiten der Regenten, freiwilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den beſondern Umſtänden des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe ſeiner Cultur, dem Himmelsſtrich, unter welchem es wohnte, der Lage und phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweiſe, dem National-Temperamente u. ſ. w. bald mehr bald weniger angemeſſen.

In jenen älteſten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meiſtens nur als Inſtinct. Die Menſchen, noch Kinder an Erfahrung, ſinnlich, lebhaft, leichtſinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, ſorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und ſahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen, aber langſamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freiheit gehörig zu ſchätzen; noch wenigere wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künſte des Kriegs (der gewiſſermaßen der natürliche Zuſtand roher Menſchen iſt) mit den Künſten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch ſie —

deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs Höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bei dem schnellsten Fortschritte der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurück geblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch gibt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch

barbariſche oder ſchlecht zuſammen hangende und auf Zeit und Umſtände übel paſſende Geſetze geſchändet. Noch iſt in vielen Staaten nichts ungewiſſer, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Lebens der Bürger. — Und Alles dieß in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunſt und Wiſſenſchaft, Geſchmack, Aufklärung und Verfeinerung in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erſtiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter ſieht!

Aber auch in dieſen wichtigen und zum Glück der Völker ſo weſentlichen Stücken ſcheint ſich (wenn uns unſer Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zuſtand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, ſondern durch ruhige, unerſchütterlich ſtandhafte Beharrlichkeit bei einem pflichtmäßigen Widerſtand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenſchaften mit Leidenſchaften, der Gewalt mit Gewalt, ſondern durch die ſanfte, überzeugende und zuletzt unwiderſtehliche Uebermacht der Vernunft bewirkt werden wird; kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menſchenblut zu überſchwemmen und in Feuer und Flammen zu ſetzen, das bloſe wohlthätige Werk der Belehrung der Menſchen über ihr wahres Intereſſe, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daſeyns und die einzigen Mittel, wodurch derſelbe ſicher und unfehlbar erreicht werden kann, ſeyn wird. — Was zu dieſem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts ſchon geſchehen, iſt bekannt: was im Werden iſt, wird vielleicht noch vor Verfluß desſelben entſchieden und von den wichtigſten Folgen ſeyn; und man kann ſich darauf verlaſſen, daß die Kosmopoliten bei Allem dieſem keine müßige Zuſchauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin Gesagten, daß die Kosmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als bloße Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran in gewissem Sinne alle vorgehende Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Despotismus ist nach ihren Begriffen eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bei den aufgehellteren Nationen Europens nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war Freiheit das Element sowohl seiner rohen, als seiner policirten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäischen Reiche waren Anführer freier Menschen; und wo findet sich (ein einziges nordisches ausgenommen) eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich seinem Freiheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daß Alles, was der Thron in einigen Staaten über die unleugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterlistig erschlichen oder gewaltsamer Weise usurpirt und erzwungen worden ist? Aber, könnte man auch beweisen, daß unsere Vorfahren jemals dumm genug gewesen wären, in ihre Unterdrückung einzuwilligen und es auf die bloße Willkür eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten; was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den

Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt kein Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit, sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das Erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist, „Menschen zu seyn," — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu leugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unleugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein Großes näher gekommen seyn werde, als es dermalen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessene Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schafe einem Herrn unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daß es

nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven — besser, über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen zukommen kann, begeben, werden sie aus innerer Ueberzeugung nichts verlieren, wohl aber sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten; aber, da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groß und wie ausgebreitet oft der Nutzen eines

einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin, sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Cultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlechte überhaupt nützlich seyn kann; so betrachten die Kosmopoliten die Freiheit der Presse, ohne welche dieß Alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreiheit willkürliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen

will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß die Freiheit selbst verloren ist, sobald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun ist aber schon längst unumstößlich erwiesen, daß man der Preßfreiheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden, bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken setzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nämlich, deren Bekanntmachung in jedem policirten Staate, wie groß auch die persönliche Freiheit in demselben seyn mag, ein Verbrechen ist und es vermöge der Natur der Sache seyn muß — also Schriften, welche solche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu erregen suchen — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäßige Grundverfassung des Staats gerichtet sind — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiß strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord u. s. w. Aber das Wörtchen direct oder geradezu ist hier nichts weniger als müßig; es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn, sobald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit, der Schiefheit

oder Richtigkeit ſeines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit ſeines Gefühls und Geſchmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung ſicher? Und wiſſen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine ſo willkürliche Cenſur herrſcht, gerade die vortrefflichſten Bücher die erſten ſind, die in das Verzeichniß der verbotenen geſetzt werden?

Es ſey alſo, daß man, um ein Amt mehr zu haben, einen Büchercenſor beſtellen will, oder daß die Unterſuchung über Schriften, die als verbrecheriſch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlaſſen bleibt; immer iſt unleugbar, daß jener nur ſolche Bücher verbieten kann, deſſen Verfaſſer dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zuſteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, intereſſant oder unbedeutend, nützlich oder ſchädlich ſey, ob der Autor wohl oder übel raiſonnire, hat kein anderer Cenſor zu erkennen als das Publicum und die Zeit, welche die entſcheidenden Stimmen ſammelt und bekannt macht; viel weniger kann aus irgend einem ſolchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne ſich an den weſentlichſten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben ſo wie die chriſtliche) vom Staat ganz unabhängig iſt, ſolange ſie nichts gegen ſeine Grundſätze unternimmt. Die Wiſſenſchaften, die Literatur und die Buchdruckerkunſt, die edelſte und nützlichſte aller Erfindungen, die ſeit Erfindung der alphabetiſchen Schreibekunſt gemacht worden ſind, gehören nicht dieſem oder jenem Staate, ſondern dem menſchlichen Geſchlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu ſchätzen weiß, ſie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, ſchützt und in der Freiheit, die ihr Element iſt, ungehindert leben und weben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die deutſche Nation vorzüglich Urſache, eine Beſchützerin der Preßfreiheit zu ſeyn; ſie, in deren Schoße zuerſt die Erfinder der Typographie und bald darauf die muthvollen Männer entſtanden ſind, die blos durch den freien Gebrauch, den ſie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyrannei des römiſchen Hofes zu befreien, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten und den unabhängigen Geiſt der Unterſuchung, der nach und nach über alle Gegenſtände der menſchlichen Kenntniß ein ſo wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tauſendjährigen Schlummer aufzuwecken: Wie übel ſtände es uns an, unſere eigenen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wiſſenſchaften mitten in ihrem munterſten Lauf aufhalten und der Aufklärung, der wir ſo viel Gutes ſchon zu danken haben, und von welcher wir und unſere Nachkommen noch ſo viel Beſſeres uns verſprechen dürfen, unnatürliche Grenzen ſetzen zu wollen; da ſie doch vermöge der Natur des menſchlichen Geiſtes eben ſo grenzenlos iſt als die Vollkommenheit, wozu die Menſchheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und ſoll!

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreiheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da ſie in der That das einzige Mittel iſt, wodurch er zur Beförderung ſeines oben angezeigten Zwecks in einem größern und ſeinen Kräften angemeſſenen Kreiſe thätig ſeyn und dadurch eine ſeiner weſentlichſten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Intereſſe kennen als Wahrheit, nicht frei ſollten reden dürfen, „ſo müßten endlich — die Steine zu ſchreien anfangen.“

Anmerkungen.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

(Aus der Gruber'schen Ausgabe von 1821 aufgenommen.)

Wenn Wieland bei dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im Jahr 1797 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im Jahr 1787 geschrieben sey; so muß dieß bei einem wiederholten Abdruck im Jahr 1821 mancherlei Betrachtungen veranlassen: denn wem kann es gleichgültig seyn, ob die, wahrscheinlich durch französische Bulletins so beliebt gewordenen retrograden Bewegungen auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen Alle, daß es Vielen mit der Vernunft erging, wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählich zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an Ort und Stelle sind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, sie wieder zur Mutter zurückzubringen. Andern, schon Erwachsenen, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wackere Meister Grübel erzählt. Er war so weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo sich der Weg schied, und da er nun nicht wußte, ob rechts oder links, und ihm dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht schneie, aber bald schneien könne, so hielt er's für viel sicherer, lieber gerades Wegs wieder umzukehren und ganz zu Hause zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine bis zum Erstaunen weit ausgebreitete Wirksamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die Meisten stutzten, und, statt zu überlegen, ob rechts oder links, fragten sie: vor- oder rückwärts? Halb Europa steht bedenklich an

dieſem Punkte ſtill, und Manche ſind der Meinung, daß dieß der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhniſch oder furchtſam bin ich aber nicht; denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftſchen unſerer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrſchaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals geweſen iſt. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünſchen, daß (nach einer ſehr mißverſtandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter den Gehorſam des Glaubens; wie Viele auch (vergeſſend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurückſehnen mögen, während Andere die Reformation bald als einen Abfall von dem Chriſtenthume, bald gar von dem — deutſchen Reiche darſtellen: ſo lange ſie nicht bewerkſtelligen können, daß America nicht entdeckt iſt, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben ſind, daß Copernicus, Galilei, Newton, Lavoiſier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reiſen und der Engländer Eroberungen in Oſtindien nicht bekannter, hiſtoriſche Kritik nicht geübt worden iſt; ſo lange iſt auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menſchen, bei denen die Phantaſie ſtatt der Vernunft, dunkle Gefühle ſtatt heller Begriffe herrſchen, wird es zu allen Zeiten geben; haben aber die, die wir aus der nächſten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufſehen erregt? Hat ſich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber ſcheint freilich etwas, als es ſonſt war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die ſich ſelten gemacht haben, ſind Sophiſten getreten, die mit dialektiſch-rhetoriſchen Kunſtſtücken aller Art dem blos Poſitiven den Schein der Philoſophie anzukünſteln; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Poſitiven finden wollen; und ſelbſt Regierungen ſollen an der Zeit ſo irre geworden ſeyn, daß ſie bei der Kriſis derſelben eine Neigung zu der alten Hierarchie empfunden hätten. Wenn nun dieſe Alle ſich die Hand böten, könnte daraus nicht ein gefährliches Bündniß gegen die Vernunft entſtehen? — Allerdings nicht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vorauszuſagen, daß es nicht ſiegen werde. Die Vernunft dulde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre Maske vornehme; denn was hat der guten Sache der Vernunft in unſerer Zeit geſchadet als dieß? Vernunft iſt zwar wohl vereinbar mit Begeiſterung, aber eben ſo wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm macht) als mit dialektiſchen Fechterſtreichen (durch die man in dem Schwarme ſeinen Vortheil abſieht); in ihrer Einfachheit und in der Ueberzeugung, die ſie bewirkt, daß ſie nie eine andere als die gute und gerechte Sache führen könne, darin liegt ihre Macht: Und ſo zeige ſie ſich in Wielands Abhandlung nochmals und wirke auch in unſerer Zeit — was ſie kann; nach abermals 24 Jahren aber entſcheide man darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer Entſtehung aufmerkſam machte, weil er glaubte,

die ſpätere Zeit ſey in der Vernunft ſo weit vorgeſchritten, daß ſie einer ſolchen Abhandlung gar nicht mehr bedurft habe.

Sendſchreiben des Verfaſſers.

S. 8. Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance. à l'occasion de la mort de Jean Calas 1763. Ueberſetzt von Riem, Berlin 1789. — Gleichzeitig mit dieſer Schrift erſchien aber eine andere unter dem Titel: L'accord de la Réligion et de l'Humanité, worin die Verfolgung der Ketzer, als Feinde Gottes, mit Stellen des alten Teſtamentes vertheidigt wurde. — Der Verfaſſer hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patriſtiſches Dogma ſey; würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Dieſe Frage muß jedem Verſtändigen ganz überflüſſig ſcheinen und würde es auch ſeyn, wenn es nicht eine Claſſe von — proteſtantiſchen — Theologen gäbe, welche ſeit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufſtutzung des Alten ſucht und unter dem Vorwande, das Poſitive zu ſtützen, dogmatiſch aufſtellt, was nur hiſtoriſch aufgeſtellt werden dürfte. — Wohin führt aber dieß? — Man denke an Herrn Claus Harms und ſeine 95 Theſes!

Und lieferte nicht unſere Zeit zu jedem Beiſpiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Belege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Chriſtenthum hinein oder aus der chriſtlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquiſitionsgericht ebenfalls wieder zum Vorſchein? Nur ein Unterſchied ſcheint ſtattzufinden, daß nämlich die Katholiken während dieſer Zeit toleranter geworden ſind als die Proteſtanten. Man denke nur an Wien und Bayern im Gegenſatz mancher preußiſcher Synoden bei Gelegenheit der Vereinigung beider evangeliſchen Religionsparteien! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannſchaft geſtellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Rationalismus bewieſen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlaſſung zu gegenſeitiger Toleranz gegeben als die unſrige? Im Jahr 1799 ſtand eine ruſſiſch-türkiſche Escadre vor Ancona zur Befreiung des Kirchenſtaates von katholiſchen Eroberern, und im Jahr 1814 waren es ein katholiſcher Kaiſer, ein Kaiſer von griechiſcher Religion und ein evangeliſcher König, die den Papſt nach Rom zurückbrachten.

S. 8. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Saracenen und Türken — Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an den jetzigen Kampf zwischen Griechen und Türken?

S. 10. Neue Gregore u. ſ. w Gregorius von Nazianz in Kappadocien, wo ſein Vater Biſchof, und in deſſen Nähe er zu Anfange des vierten Jahrhunderts geboren war, wurde ſelbſt mehrmals Biſchof, ja ſelbſt auf kurze Zeit Patriarch von Conſtantinopel, zog ſich aber immer wieder in die Stille zurück um ruhiger ſeiner Wiſſenſchaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweiſe den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmteſten Kirchenlehrern. Seine erſte Bildung hatte er in Kappadocien und Paläſtina erhalten; nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie ſeine zahlreichen Schriften in Proſa und Verſen beweiſen. Unter den fünfzehn Päpſten, welche Gregor hießen (Gregore von Rom), läßt Wieland dem Leſer die Wahl, in der Ueberzeugung, daß ſie kaum einen andern als den erſten oder ſiebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. die Anm. zu Oberon. Band 20) Wahrſcheinlich bezieht ſich auf jenen und dieſe nur der zweite Nachſatz, daß ſie die Welt in die finſtere Barbarei zurückgeſtürzt hätten, was ſich von Gregor von Nazianz ſchon in ſo fern behaupten ließe, als er oft ſehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffordert. Dieß ſcheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er beſonders gereizt war; denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe ſo vernünftig, als man nur vermag. Darum konnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart ſcheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an ſeine abergläubiſche Verehrung der Mönche und an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechiſchen Philoſophen wirft, oder gar an die allerdings eines Finſterlings würdige Antwort, die er dem Hieronymus auf deſſen Frage: was der After-Sabbath ſey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du ſollſt geſtehen, daß du wiſſeſt, was du nicht weißt, oder, falls du ſchwiegeſt, allein von Allen für den Unwiſſenden gehalten werden.“ Hieronymus ſchildert ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dieß das rechte Mittel ſey, um zu verfinſtern, beweiſen noch heutiges Tags manche Theologen und Philoſophen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum irgend ein Papſt größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen und, wenn wir anders meinen, gar — wie ein geſitteter Menſch nicht nachſagt.

S. 9. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt ſeinen Landsleuten einen Traum, den er in ſeinem Knabenalter geträumt zu haben vorgibt, und wodurch er beſtimmt worden ſey, bei der Wahl ſeiner künftigen

Lebensweise ſich für die Pädeia zu entſcheiden, d. i. für die durch Wiſſenſchaft zu erlangende Bildung. Pädeia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter ſich ſah und überall etwas herunter ſtreute, wie ein zweiter Triptolemus. Dieſer Königsſohn von Eleuſis war ein Günſtling der Ceres und ein Apoſtel ihrer auf Ackerbau gegründeten Religion. Die bildenden Künſtler ſtellten ihn dar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde fuhr und Samen herab ſtreute.

S. 9. Pëpromene, Schickſalsgöttin.

I.

S. 10. Aufſätze eines — Anonymus — Der Jahrgang des deutſchen Mercurs von 1787 enthält mehrere Aufſätze über Aberglauben, Rouſſeau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 11. Hircocervus, Bockhirſch, alſo unmögliches Ding, bloſes Hirngeſpinnſt, dem in der Wirklichkeit nichts entſpricht.

S. 11. Mahoos — S. den vorigen Band.

S. 12. Theodoſius und Kaiſer Friedrich III. — alſo zwiſchen 379 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunſt erfunden, Luther geboren, America entdeckt, Conſtantinopel von den Türken erobert.

S. 13. Wie illuminirt — ſeraphiſch — der Erleuchtetſte, Entſchloſſenſte, Feinſte, Unwiderſtehlichſte, Engliſche und Seraphiſche — lauter Beinamen, welche ihr Zeitalter verſchiedenen ſcholaſtiſchen Philoſophen gab.

S. 14. Phänomene, Ideen und Phantome — Phänomene ſind die wirklichen Erſcheinungen der Dinge, ſo wie ſie von geſunden Sinnen wahrgenommen werden, Phantome dagegen Trugbilder, Ideen in dieſer Zuſammenſtellung entweder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. Bei Phänomenen und Ideen iſt Irrthum, bei den Phantomen Täuſchung möglich.

S. 15. Amadis von Gallien, ſonſt der Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einöde geflohen war, bellenabros, le beau ténébreux, welches gewöhnlich Dunkelſchön überſetzt wird; Wielands Ueberſetzung „ſchöner Finſterling" paßt treffend auf die Aeſthetiker, die in dem Verſtande den Teufel ſehen und ihn ſo arg ſchelten als die Aufklärung.

III.

S. 18. Geiſter, Feen u. ſ. w. S. die Anm. zu Idris u. Zenide. Band 12.

V.

S. 22. Magie und Theurgie — Magie in der weiteſten Bedeutung iſt die vorgebliche geheime Wiſſenſchaft, auf Geiſter aller Arten und durch ſie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie iſt der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geiſter wunderbare Wirkungen hervorzubringen und Gewalt über die böſen Geiſter zu haben vorgibt. (Vergl. die Anm. zu Idris u. Zenide. Bd. 12.) W.

S. 23. Philoſophie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abſchn. XI. und vergl. die Anm. die Natur der Dinge. Bd. 25, und die zu Don Sylvio. Bd. 2.

VI.

S. 24. Die epikuriſche Philoſophie hat offenbar ihren Mißcredit noch andern Urſachen zuzuſchreiben, theils dem Mangel an Tiefſinn bei ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Ariſtippos nur erborgte, theils der Entartung dieſer Secte, an welcher allerdings ihr Stifter ganz unſchuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiöſen Betrügerei hat ſie kein gar großes Verdienſt; denn — ſie fing es gar zu verkehrt an oder wollte blos Spaß treiben.

X.

S. 28. Religiöſen Betrügern — Ich verſtehe unter religiöſen Betrügern ſolche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß. W.

S. 28. Lucian — Man vergleiche hiemit Wielands Abhandlung über Lucians Lebensumſtände, Charakter und Schriften in dem erſten Bande ſeiner Ueberſetzung dieſes geiſtreichen Gegners aller Unvernunft.

S. 28. Celſus, ein Freund Lucians, ſchrieb ein großes Werk gegen die Magie, deſſen Verluſt zu bedauren iſt, weil ſich aus einer Stelle Lucians ſchließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunſtſtücke, wodurch die angeblichen Adepten der magiſchen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beſchrieben waren. Es iſt leicht zu erachten, daß die Herren ſich alle Mühe gaben, ein ſolches Buch zu unterdrücken. W.

XI.

S. 28. Auch die Chriſten — bezaubert — Schon bei ihrer Ausbreitung erlitt die chriſtliche Religion mehrere Umgeſtaltungen. 1) Durch Verſchiedenheit der Anſichten bei den Apoſteln ſelbſt, die als Juden dem Judenthum nicht entſagen konnten. Hieraus erfolgte die Ausbildung eines überſinnlichen Meſſiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegenſatze des alten und die Verſöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11). 2) Durch baldige Einmiſchung der Gnoſis bei den Judenchriſten, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parſen, aus der Kabbala der Juden, der pythagoräiſchen und platoniſchen Philoſophie in das Chriſtenthum kam, und beſonders der Dämonismus ſyſtematiſch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreieinigkeitslehre, die von der Kirchenverſammlung zu Nicäa zum Glaubensartikel erhoben wurde, iſt unverkennbar. 3) Durch Gegenſatz des Helleniſmus bei Griechen und Römern, die zum Chriſtenthum übertraten. Dieſe hatten kein Intereſſe daran, den Chriſtianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein deſto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabei hatten ſie es theils mit ihrer Philoſophie, theils mit ihren Myſterien zu thun, und durch dieſe Ausgleichung ging der Charakter des Myſteriöſen in das Chriſtenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Urſprung.

Alles dieß that dem Hange zu Weisſagungen, Zauberei und Geiſterſeherei ſo großen Vorſchub, daß des Aberglaubens beinahe niemals mehr geweſen war. Hätte es jemals der Philoſophie bedurft, ſo war es damals; allein die Philoſophie war ſelbſt phantaſtiſch geworden, und ſo zeigt ſie ſich in dem Neu-Platonismus, der ſich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einander floſſen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu ſuchen ſey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wiſſen über Gegenſtände des Glaubens. Zu dieſem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine myſtiſche Anſchauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, beſonders durch Plotin zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt wollte man zum unmittelbaren Anſchauen der Gottheit und zur Herrſchaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher, ſtatt von der Philoſophie, von einer Theoſophie als der reinſten Erkenntniß der Dinge und der höchſten Glückſeligkeit, die aus dem unmittelbaren Anſchauen Gottes entſteht, wozu man blos durch die größte Reinigkeit und Enthaltſamkeit gelange; dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieſer Schule

wird daher auch wenigstens ein Wunder erzählt. Alles dieses war nun eigentlich gegen das Christenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieses davon Nutzen zog, und — welchen! — Man sehe G. C. Horst, Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard, Geschichte der Magie in dessen neuen vermischten Schriften. Meiners Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christus. — Sprengels Geschichte der Medicin.

S. 29. Antinomie und Anarchie, Widerstreit der Gesetze gegen einander und Gesetzlosigkeit.

S. 29. Mit Ernulphusflüchen — Man sehe das Formular einer Excommunication der römischen Kirche, die sich Tristram Shandy's Vater, der allerlei dergleichen gern sammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rochester, verfaßt von dem Bischof Ernulfus, hatte abschreiben lassen; im zweiten Theile des Tristram Shandy. Der Fluch ist so kräftig, daß Onkel Toby dazwischen schreit: Unsere Armeen in Flandern fluchten entsetzlich, aber daran reichten sie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund so zu verfluchen, ja den Teufel selbst nicht.

XII.

S. 30. Giannone, Pietro, geb. 1676 im Neapolitanischen, schrieb Doll' istoria civile del regno di Napoli (Ven. 1723. 4 Bände 4. übers. von le Bret, Ulm 1758—71). Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papstes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfasser konnte sich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treulosigkeit eines Freundes in die päpstliche Gewalt, wurde zum Widerruf genöthigt und starb im Gefängniß, worin er 13 Jahre lang gesessen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Historiker sind hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige spätere diesen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieses schrieb, protestantische Historiker gern päpstelten, und Klinger nannte selbst Johann v. Müller den papistischen Geschichtschreiber. Mehrere jüngere Historiker haben sich offenbar durch sein Beispiel verleiten lassen; andere wollten, wie etliche Theologen, neu seyn im Alten und mißbrauchten ihren Scharfsinn; die zum Katholicismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernsthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, dessen mit Mehreren ihm gemeinschaftliche Tendenz zur Wiederherstellung der Hierarchie wohl unverkennbar ist.

S. 30. Gregorius Florentius Gregorius, Bischof zu Tours (544—595), schrieb eine historia Francorum in 10 Büchern, die, ungeachtet

der Leichtgläubigkeit des Verfassers, doch als das erste Werk über fränkische Geschichte sehr denkwürdig bleibt. In seinem Buche von Wundergeschichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, dessen Kappe ein Heiligthum der fränkischen Könige wurde.

S. 50. Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genuesischen), ein Dominicaner, gest. 1292 als Erzbischof zu Genua, ist Verfasser der historia Lombardica s. Legenda aurea, voll abergläubischer Frömmigkeit und Wunderſucht, wodurch sie aber um so mehr in Ansehen kam. Sie ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

S. 50 Acta Sanctorum heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich sind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Gesellschaft von Jesuiten (die Bollandisten genannt, weil Joh. Volland das Werk anfing) seit 1643 herausgab. Kann freilich der historischen Kritik dieses Werk nicht genügen, so behält es doch schon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu schildert.

XIII.

S. 51. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — So gar neu war diese Gattung von Verbrechen denn doch nicht; denn, um von ganz Asien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Asebeia, die bekanntlich nicht blos praktische Gottlosigkeit, sondern sehr oft nur abweichende Meinung war. Selbst die gepriesene Toleranz der Römer unterliegt nicht ungegründeten Zweifeln; denn nach Livius (5, 50) mußten nach dem Einbruche der Gallier die heiligen Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wieder geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatte. Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch eine Beschränkung der fremden Religionsgebräuche Statt. Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zeigten — was nicht immer der Fall war — da scheint sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grund gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wohl einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 54. Menschen in der engern Bedeutung — Nämlich in der, worunter die Halb-Menschen, Drittels- und Viertels-Menschen und andere Anthropomorpha nicht begriffen sind. W.

S. 55. Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur — Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Chimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 35. Deiſt, Theiſt — Zwiſchen dieſen beiden hat man ſonſt zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Unterſchiede gemacht. Unter Theismus verſtand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deiſten ſuchten ſich durch dieſen blos willkürlichen Unterſchied bisweilen zu retten. Kant nannte Deiſten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat, als daß er das von der Welt verſchiedene allervollkommenſte Weſen ſey, ohne dieſes weiter beſtimmen zu wollen, Theiſten hingegen denjenigen, welcher ſich Gott als das höchſte Weſen denkt, das durch Verſtand und Freiheit Urheber der Welt ſey. An dieſe Kantiſchen Unterſchiede wenigſtens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 36. Die Chriſtianer — — in ihren Apologien — Man braucht ſich blos an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er ſeinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 40. Das Schickſal kann — große Revolutionen herbeiführen — Dieſes wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution geſchrieben, von deren Nähe ſich der Verfaſſer damals wenig träumen ließ. W.

S. 40. Ein menſchenfreundlicher Träumer — Mercier in ſeinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerſt Amſterdam 1770) gibt in jenem Jahre Allem, was jetzt nur frommer Wunſch iſt, Wirklichkeit. Beinahe ſollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieſes Traumes ſchließen, daß es die Menſchen mit ihren frommen Wünſchen doch recht ernſthaft meinen müſſen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinausſetzen? — Der Beweis, worauf er ſich ſtützt, iſt:

Video meliora etc. Billigend ſeh' ich das Beſſere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an —?!

XX.

S. 43. Die Schenkungen Conſtantins u. ſ. w. Da ſelbſt in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nello due Sicilie vom Papſt Pius VI. dieſe angebliche Schenkung una cosa spuria o falsa genannt wird, ſo bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugniſſes. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen, ſ. die Anm. zu Oberon. Bd. 20.

S. 43. Die Decretalen (Beſchlüſſe, Beſcheide) Iſidors, des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beſchlüſſe hatte Iſidorus, Biſchof zu Sevilla, veranſtaltet, welcher im Jahre 636 ſtarb. Deſſen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrſcheinlich aus dem Mainziſchen Sprengel, und brachte erdichtete päpſtliche Decretalen in Umlauf, die von dem erſten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt ſich ſehr, ſagt Mich. Ign. Schmidt (Geſch. der Deutſchen I. 616), wenn man glaubt, ſeine Hauptabſichten wären geweſen, die päpſtliche Gewalt zu erhöhen. Iſidor machte den Papſt nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmal von einem Metropoliten mißhandelt worden ſeyn und vermuthlich ſich ſelbſt in dem Fall befunden haben, von ſeinem Metropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren.“ Indeß wurde doch dieſe unechte Sammlung des falſchen Iſidor eine Stütze der päpſtlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholiſchen Streitigkeit darüber Statt.

S. 43. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bei den Juden, welches je im fünfzigſten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190), und wobei Gefangene ihre Freiheit, Schuldner Erlaß erhielten u. ſ. w., ordnete die katholiſche Kirche ein Jubel- oder Ablaßjahr an, welches anfänglich nur das erſte Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Clemens VI. aber je für das dreißigſte, von Urban VI. für das dreiunddreißigſte und von Sixtus V. für das fünfundzwanzigſte Jahr angeordnet wurde. So beſteht es ſeit 1415 noch, und es ſtrömt viel Volks nach Rom, um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfeſtes eröffnet der Papſt mit großer Feierlichkeit die eine ſonſt immer verſchloſſene Thür der Peterskirche und ſendet Cardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasſelbe zu thun. Dieß ſind die heiligen Jubelpforten. Nuovo Itinerario d'Italia di Fr. Scoto. S. 593 fgd.

S. 43. Dataria, eine Abtheilung der päpſtlichen Canzlei, die ihren Namen davon hat, weil ſie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittſchriften und vergibt alle Pfründen.

S. 43. Rota, eins der höchſten geiſtlichen Gerichte in Rom für die ganze katholiſche Chriſtenheit, das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht ſpricht. Seinen Namen hat es von ſeinem Sitzungsſaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt iſt.

XXI.

S. 45. St. Paul nach Epheſus — Geſchichte der Apoſtel. Cap. 19. —

W.

S. 46. Bildchen von Eben- oder Rebenholz — So ſagt Plinius, L. XVI. c. 40 und die Einwendung, die der Graf Caylus in ſeiner Abhandlung vom Tempel zu Epheſus dagegen macht, iſt (im Vorbeigehen zu ſagen) von keiner Erheblichkeit. —

S. 45. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falſche Conſequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meiſterſtück der Baukunſt und wurde von Sanct Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin ſeyn oder nicht. — W.

S. 46. Ihre Majeſtät untergehen — S. Apoſtelgeſch. 19., 27.

S. 47. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen urſprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küſter nennen. In der Folge machten ſich anſehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küſter ihrer Schutzgötter, denen ſie einen Tempel unter ſich erbauet hatten, zu heißen; und unter den römiſchen Cäſaren bewarb man ſich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiſer, denen in den Provinzen ſchon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwieſen wurde. Luther überſetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz ſchicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei ſich. Die Epheſier nannten ſich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis und waren um ſo ſtolzer auf dieſen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewiſſer Maßen ein gemeinſchaftlicher Tempel des ganzen Aſien war, das zu ſeiner Erbauung beigetragen hatte. —

S. 47. Der Herr Canzler von Epheſus — Apoſtelgeſchichte, Cap. XIX. V. 35. 36. — W.

S. 48. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieſer Stelle, die durch ein von Joſ. Skaliger in ſeinem Commentar über Euſebii Chronikon angeführtes griechiſches Epigramm beſtätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der epheſiſchen Diana ſey vom Himmel gefallen. — W.

S. 48. Santa caſa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 49. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gerne unbeſtritten laſſen, wenn er nur auf ſeine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, ſo unbedeutend iſt, daß man ſich beinahe ſchämen muß, davon zu reden. — W.

§ 49. Propositiones male sonantes — Uebellautende Forderungen — Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung das an den Jeſuiten Sanfelice, ſeinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften im October- und Novemberſtück des deutſchen Mercurs vom Jahr 1784 in einer Ueberſetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt iſt. Von dem Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringſte Bedenken mehr, mit Baldus zu ſagen, daß der Papſt ein Gott auf Erden iſt; mit Decius und Felinus, daß der Papſt und Chriſtus ein Conſiſtorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Papſt als Gott thut, was er thut, nicht als Menſch; mit dem Cardinal Pariſius, daß der Papſt ein göttliches Weſen iſt unter einer ſichtbaren Geſtalt; mit Baldus, daß der Papſt die Urſache aller Urſachen iſt, weßhalb man ſeine Gewalt nicht unterſuchen darf, denn von der erſten Urſache läßt ſich keine weitere Urſache angeben; endlich mit allen Decretiſten, daß es ein Gottesraub iſt, an der Gewalt des Papſtes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Urſache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böſe in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laſter in Tugend, das Viereck in einen Cirkel und den Cirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz, daß er über alle Geſetze, über alle natürliche und apoſtoliſche Rechte hinausgeſetzt ſey. Ich bekenne mit der Gloſſa des Gratianus, daß der Papſt wider das natürliche und apoſtoliſche Recht diſpenſiren kann; mit Ludwig Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papſt Alles und über Alles iſt und wider alles Recht Alles vermag; mit dem von Oſtia, daß er Vierecke und Cirkel mit einander verwechſeln kann. Darum iſt es keine Läſterung, was der Cardinal Lorenz Pucci beſtändig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papſte Alles wohl anſtehe und Alles erlaubt ſey, ſo ungerecht es auch ſeyn möchte. — X. Wenn es ſich fügte, daß der Kaiſer der päpſtlichen Tafel beiwohnte, ſo würde er zur rechten Hand des Papſtes an einem beſondern Tiſche auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Cardinälen ſitzen, dergeſtalt, daß ein Cardinal den erſten Platz einnähme, und hernach die Könige und Cardinäle wechſelsweiſe folgten. Der Kaiſer oder ein König würde dem Papſte das Waſſer bringen, ſeine Hände zu waſchen, und hernach auch die Ehre haben, die erſte Schüſſel auf die Tafel desſelben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaiſers und der Könige ſind zur Bedienung der päpſtlichen Tafel bis ans Ende beſtimmt. Wenn ich in meiner Geſchichte dieſe große Idee vom Papſte nicht geäußert habe, ſo bitte ich um Vergebung.“ — Nachdem Giannone ſich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, ſagt er von den Jeſuiten: „Ihr öffnet

nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieſer Mühe. Doch unterlaſſet auch ihr nicht, gewiſſe Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszupoſaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es ſey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, ſo ſagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen iſt, ſo wird ſie ihm dennoch ſo viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterſchreibe gern dieſe Meinung. Meine Leidenſchaften mögen mich ſo weit vom Wege der Tugend ableiten, als ſie wollen; ich bin ſicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieſes und Alles, was Sie, lieber Pater, und die päpſtliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit und ſchließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts Anderes verlange, als daß uns Alle ein Geiſt und ein Herz belebe."

XXIV.

S. 54. Prieſterkünſte — Was ich unter dieſen nicht liberalen Künſten verſtehe, hoffe ich in dem fünften Abſchnitt deutlich genug gemacht zu haben. W.

S. 54. Von dieſem Glauben behaupte ich — Ich ſetze dieſe vier Hauptſätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längſt ausgemacht und von Allen, die dieſe Schrift intereſſiren kann, anerkannt voraus. Sollte Jemand, dem es im Ernſt um Wahrheit zu thun iſt, neue Gründe zu haben glauben, dieſe Sätze für nicht ſo ausgemacht zu halten als ich, ſo würde ihre Mittheilung und Unterſuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu ſetzen W.

XXVII.

S. 60. Reinigt ſie — Aberglauben — Daß dieß der Geiſt der Lehre Chriſti und das unwiderſprechliche Reſultat ihrer Grundbegriffe ſey, wird ſchwerlich Jemand, der ſie unmittelbar aus der Quelle geſchöpft hat, leugnen können. Warum iſt aber dieſe Quelle ſelbſt nicht von allem dämoniſtiſchen Schlamme rein? Gewiß war es Chriſtus, aber nicht ſeine Jünger, denen er und ſeine Lehre ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon gewiſſermaßen immer ein Räthſel geblieben zu ſeyn ſcheint. Er würde von ihnen getrennt, eh er ſie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) verſprach er ihnen den Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Aber dieſer Geiſt wohnt nur in reinen Herzen und zog ſich vermuthlich von dem

Augenblicke zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns u. s. w. W.

S. 60. Echte Theosophie — Gottes-Weisheit.

XXXII.

S. 67. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers Nachtheiliges insinuiren zu wollen! Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte; aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß; so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 75. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Hauptursache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partei behandelte diese Lehren als ein Mysterium, die andere suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Africaner Sabellius die drei Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drei verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher ein Gott und derselbe, wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bei Vielen Beifall, bei Andern Widerspruch. Im Jahr 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesen mit dem Vater.

Arius warf ihm sabellianische Irrthümer vor und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freiem Willen aus nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und über alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen Beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Constantin berief daher im Jahr 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meinung verworfen, und ihr das bekannte nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Licht) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bei dieser Versammlung Athanasius auf, der damals Archidiakonus zu Alexandria, im Namen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofssitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 77. **Pelagianer** — Der britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 77. **Eutychianer, Nestorianer** — Diese zwei Secten, jene nach dem Archimandriten Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Constantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwei Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder blos Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 77. **Manichäer** heißen die Anhänger des Persers Mani oder Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der christlichen und zoroastrischen bilden wollte und um 280 als Märtyrer seiner Lehre starb.

S. 77. **Bei schwerer Strafe verbieten** — Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Namen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 80. **Caput mortuum**, nennt man bei chemiſchen Scheidungen den Rückſtand, welcher nach der Ausſcheidung deſſen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt.

Beilage.

S. 85. **Laberius** — Der römiſche Ritter und Mimendichter, wurde von Cäſar genöthigt, ſeinen Mimus ſelbſt aufzuführen. In dem Prolog ſagte er:

— — So geſchah es denn,
Daß nun, nach zweimal dreißig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Herd
Als röm'ſcher Ritter eben jetzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag alſo hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke ſelbſt kam mehr als eine Anſpielung auf Cäſar vor, z. B. wo ein geyettſcher Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unſere Freiheit iſt dahin! Bei der Stelle: „Der hat vor Vielen ſich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!“ ſchaute das ganze Volk auf Cäſar.

Ueber den Hang der Menſchen, an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben.

Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im deutſchen Mercur vom Jahr 1781, Bd. 2. S. 225 fgd. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Abſicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geiſtererſcheinungen befinden.

S. 93. **Myſterien, deren Stelle ſie einnahm** — Schelling in ſeiner Schrift Philoſophie und Religion (Tüb. 1804) nannte darum tadelnd das Chriſtenthum die große Offenbarerin, weil es „die Myſterien des Heidenthums offenbar machte.“

S. 93. Weiſen im erhabenſten Sinne — Sie nannten ſich Theoſophen.

S. 101. In die dickſte Verfinſterung — zurück zu ſtürzen ſcheint — Diejenigen, die mit der neueſten Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens bekannt zu ſeyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben oder ſie wenigſtens aus der Berliner Monatsſchrift kennen, wiſſen, wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwiſchen 1780—1790. Ob ſich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es ſich verändert habe, wäre eine wünſchenswerthe Unterſuchung. Man würde zu Allem, was die Berliner Monatsſchrift[1] damals aufſtellte, auch jetzt ein Gegenſtück finden. Vieles aber wird weit philoſophiſcher betrieben als ſonſt; denn die Philoſophie hat ihren Kreislauf vollendet, iſt zu ihrem Urſprunge zurückgekehrt und wieder poetiſch geworden. Da nun vornehmlich der Naturphiloſophie dieſes Glück geworden iſt, ſo hat auch die Phyſik nicht zurückbleiben wollen, und man erſtaunt, wie weit ſie es, ſeitdem ſie der Beihülfe der Mathematik und der Beobachtungen der Experimente nicht mehr bedarf, im Beweiſen von Dingen gebracht hat, für die damals noch gar kein Beweis möglich ſchien. Wie nun aber alle Wiſſenſchaften mit einander zuſammen hängen, ſo hat auch ſchon die Arzneikunſt großen Vortheil davon gezogen; denn kann ein Vortheil größer ſeyn, als der uns durch die Entbehrlichkeit der ganzen materia medica und ſogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch ſo viele Unterſtützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürſten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweiſen, zumal da wir ein Syſtem der Arzneiwiſſenſchaft haben, deſſen Baſis und Grundpfeiler der Glaube iſt. Nur die Juriſten ſcheinen bis jetzt noch ſaumſelig; ſie mögen alſo zuſehen, daß ſie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenproceſſen träumt.]

S. 103. Iſispriestern u. ſ. w. — Der meiſten der hier Genannten wird der Leſer, dem ſie ſonſt unbekannt waren, ſich aus früheren Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt ſie in ſeinem Gloſſarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem deutſchen Spähen zuſammenhängt, für Wahrſaget; Spägwinna, Wahrſagerin. — Ob die Thyrſpakurn vielleicht

1 Dieſe, herausgegeben von Gedicke und Bieſter, begann mit dem Jahr 1783, und gleich in den erſten Heften finden ſich folgende Aufſätze: Der vorgebliche neue Meſſias in Berlin; noch ein neuer Meſſias in Weſtfalen; der Mondbocter in Berlin; die Wallfahrt zu demſelben; Nachricht von dem neueſten Hexenproceſſe in Glarus; Nachricht von einer hiſtoriſchen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will

auch damit zuſammen hängen, vermag ich nicht zu ſagen, denn vergeblich habe ich ihnen überall nachgeforſcht.

Euthanaſia.

Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatiſirender Gelehrter, Namens Karl Wötzel, Doctor der Philoſophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode. Dieſe Schrift erregte um ſo mehr Aufſehen, da der neue Geiſterſeher ſich durchaus als einen Philoſophen gab und von ſeinen philoſophiſchen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung ſprach. In kurzer Zeit erlebte dieſe Schrift drei Auflagen und war überall das Geſpräch des Tages. Deſto ernſtlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müſſen, und die Erſten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Ihling und die Recenſenten in der Jenaiſchen und Halleſchen Literatur-Zeitung, worauf ſich eine Fluth ſatiriſcher Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erſcheinung u. ſ. w. Die Schrift des D. Wötzel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorleſung derſelben beiwohnte, ſo weckte dieß ſeine alte Neigung wieder, pſychologiſche Probleme zu löſen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erſte der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht; allein, da der D. Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geiſtererſcheinungen verſucht hatte, ſo veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, ſondern auch ſeine Leſer überhaupt auf einen Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus die Lüſternheit nach der Geiſterwelt ſehr gemäßigt zu werden ſchien. Aus dieſem Grunde hat er es nicht auf eine Athanaſia (Unſterblichkeit), ſondern auf eine Euthanaſia, ein ſanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, feſt überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt ſey, worauf der Menſch während des Lebens ſeine Aufmerkſamkeit zu richten habe, nicht aber Viſion und Geiſtererſcheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anſtoß daran genommen, daß er, um den Beweis von Unmöglichkeit der Geiſtererſcheinungen zu führen, die perſönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erſchien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanaſia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig iſt. Der Verfaſſer dieſer Schrift bemerkt ſehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts

behauptet hat. Widerſpricht er ſich nun, oder hat er ſeine ſonſtigen Behauptungen aufgegeben? — Dieß iſt der Punkt, auf den hier vorläufig aufmerkſam gemacht werden, über den aber an einem andern Orte die Erklärung folgen ſoll. Zu welcher Zeit Wieland Recht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu entſcheiden, iſt des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat ſich die Ehre nicht entgehen laſſen, Wielanden als ſeinen Gegner zu behandeln. Der Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte, Läſterungen und Verunglimpfungen ſich verbittend, nannte in ſeiner näheren Erklärung und Aufſchlüſſen über ſeine Schrift u. ſ. w. (Leipzig 1805) ſeinen Jenaiſchen Recenſenten einen animoſen, parteiiſchen, leidenſchaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahrnen Jüngling, einen boshaften Verleumder, einen wüthend ergrimmten, reißenden Wolf in Schafskleidern und will das lateiniſche e — unter der Recenſion nicht lächerlich machen, obgleich man ſonſt dadurch nur eine gewiſſe Claſſe von Weſen zu bezeichnen pflege. — Es braucht wohl nur geſagt zu werden, daß kein anderer Menſch dieſer Recenſent war als der achtungswürdige Verfaſſer der Pſychologie, Phyſiologie, Moral, der Adiaphoren u. ſ. w., kurz, der Kirchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß auf ſolch einen Gegner hier keine Rückſicht zu nehmen ſey.

Erſtes Geſpräch.

S. 114. Die den Philoſophen — — beſchämen ſollen — „Du würdeſt (ſagte ſie) doch ſo lange der ungläubige Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Beweiſe meiner Gegenwart gäbe, welches mir ſchwer werden dürfte. Und, geſetzt auch, dieß geſchähe wirklich, ſo würden dir doch andere Menſchen, wenn du es ihnen auch noch ſo heilig verſicherteſt, ſchwerlich Glauben beimeſſen.“ W.

S. 130 In Geſtalt eines körperloſen Schattens erſcheinen — Dieß glaubt er und beſteht darauf, daß ſie ihm handgreiflich erſcheinen müſſe, wenn er ſich von ihrer Unſterblichkeit als Philoſoph überzeugen ſolle! Welch ein Kopf! W.

S. 141. Oeffnete ſich ſein Fenſterchen deutlich — Mit dieſem deutlich will er vermuthlich ſagen, er habe deutlich gehört, wie es aufgeſchoben worden. W.

S. 145. Mit den Geräthſchaften — Warum bedient ſich Herr D. W**l, dem es ſonſt auf überflüſſige Worte ſo wenig ankommt, ſchon

wieder dieſes allgemeinen und unſchicklichen Wortes? Er kann doch in dieſem Zuſammenhang ſchwerlich etwas Anderes gemeint haben, als Stock, Degen oder Schießgewehr? Warum nennt er ſie denn nicht bei ihrem Namen? Man kann ſolche Waffen allenfalls die Geräthſchaften eines Soldaten nennen; aber ſind ſie darum auch die Geräthſchaften eines Gelehrten? W.

S. 148. Einen Menſchen — — der ſich aufgefordert gefühlt haben könnte — Wenn er unſern Mann ſo gut kannte, als er ſich ſelbſt in ſeinem Buche zu erkennen gibt, ſo braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

(Helmuth in ſeinem Sendſchreiben an Herrn Doctor J. K. W. ſagt S. 46: „Aber wer ſollte Ihnen denn einen ſolchen Streich wohl haben ſpielen können? Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß ſolches durch Ihren Freund K. geſchehen ſey.“ Die angeführten Gründe mag dort nachleſen, wen die Sache intereſſirt. Vielleicht hätte es, um dieſe Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter nichts bedurft, als den — Namen ſtatt des K.)

S. 157. Schade, daß — warum er mit dem Schwanze gewedelt — Treffend zeigt Helmuth S. 65, daß gerade der wedelnde Schwanz des Hundes gegen Wötzel beweiſe.

S. 160. Freundſchaftliche Belehrung unumwunden mittheilen — Herr B. W**l ſetzt in ſeiner pleonaſtiſchen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider dieſe Facta, für und wider mich, wider mich ſelbſt, auf eine der Sache angemeſſene, vorſichtige, behutſame und humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verleumdung u. ſ. w.“ — Wozu alle dieſe Forderungen und Bedingungen? Die Philoſophen, Welt- und Menſchenkenner u. ſ. w. werden, ohne ſein Erinnern, ſchon wiſſen, was ſie zu thun haben; und wie Wenige ſind unter ihnen, bei denen die geringſte Parteilichkeit, geſchweige unlautere Abſichten oder gehäſſige Leidenſchaften nur denkbar ſeyn könnten? W.

Zweites Geſpräch.

S. 168. d'Hamon — Es iſt eine ſeltſame Eigenheit beinahe aller Franzoſen, daß es ihnen ſo ſchwer fällt, ausländiſche Geſchlechtsnamen unverfälſcht zu laſſen. Herr Thiebault hat ſich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von dieſem tic nicht los machen können. So ſchreibt er (um nur einige Beiſpiele anzuführen) durchgängig Spliekgerb, Schaffkotsch, Kap-hengst, Fink-Einstein, ſtatt Splitgerber, Schafgotſch, Kapphengſt, Finkenſtein. W.

S. 190. Agathodämons Meinung — S. den 18. Band von Wielands Werken.

S. 191. Der Philosoph Eukrates sagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. I. von Wielands Ueberſ.): „Gibt es nicht Viele, die bei Tag oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geiſter zu ſehen? Ich ſelbſt habe nicht einmal, ſondern zehntauſendmal Geiſter geſehen. Anfangs, ich geſtehe es, war mir nicht wohl dabei zu Muthe; jetzt aber bin ich es ſo gewohnt, daß ich gar nichts Außerordentliches mehr zu ſehen glaube.“ Der ganze Dialog verdient nachgeleſen zu werden.

S. 204. Paralyſirt — gelähmt.

S. 312. Columbus Ei — Dem Columbus ſagte man ins Geſicht, America habe jeder Andere auch entdecken können. Er nahm ein Ei und fragte, wer dieß auf die Spitze ſtellen könne, ſo daß es nicht umfalle. Jeder verſuchte, Keinem gelang es. Columbus nahm es, drückte es derb auf, und es ſtand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben ſo, ſagte er, ging's mit America's Entdeckung.

Drittes Geſpräch.

S. 231. Seelenwagen — Platon ſoll davon, nach der Annahme ſeiner älteſten Erklärer, im 61ſten Capitel ſeines Phädon geredet haben; ſein neueſter Erklärer Wyttenbach aber ſagt ſehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede ſey, ſondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 232. Guyon — Johanna Maria Bouvières de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648 und geſt. 1717 zu Blois, war eine der eifrigſten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht ſehr glücklich geſtrebt hatte. Man verſteht unter Quietismus jenes Syſtem der Myſtik, zufolge deſſen die wahre Religioſität und die höchſte Glückſeligkeit in einer völligen Einkehr in ſich ſelbſt und der höchſten Gemüthsruhe beſteht. Madame Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn ſie war ſchwächlich und hyſteriſch. Aus dieſem Geſichtspunkte will Wieland ohne Zweifel ſie hier betrachtet wiſſen und nicht aus dem ihrer Gegner, die ſie der Sinnlichkeit und Ruhmſucht beſchuldigten und bei dieſen Beſchuldigungen freilich die Pſychologie ſo wenig als die Geſchichte gegen ſich haben. Eine Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war ſie gewiß, und es bleibt wenigſtens ſehr zweifelhaft, ob ihre myſtiſche Liebe zu Gott aus ganz ſo reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon

bei ſeiner zwar auch myſtiſchen, aber reinen Frömmigkeit ſelbſt glaubte. Die von ihr ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung der Madame Guyon kam nach ihrem Tode (Köln 1720, eigentlich zu Amſterdam) heraus, die Auflage ward aber meiſt von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madame de Sardières aufgekauft; man hat jedoch eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung, Frankfurt und Leipzig 1727. 8.

S. 238. Was ſagſt du zu dieſer Anekdote? — Da ich, meines Wiſſens, in Deutſchland wenigſtens der Einzige bin, dem dieſe Begebenheit aus der erſten Quelle zugefloſſen, ſo wurde ich nicht wenig überraſcht, als ich ſie vor einem Paar Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taſchenbuch, wiewohl ſehr zuſammengezogen und mit Weglaſſung einiger nicht überflüſſiger Umſtände, gedruckt zu leſen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfaſſer des Aufſatzes ſie im Jahre 1800 in einer kleinen Geſellſchaft von mir ſelbſt erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reiz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es ſelbſt denen, welche jenen Aufſatz geleſen haben, nicht unangenehm ſeyn werde, ſie hier genauer und gerade ſo, wie ſie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden. W.

S. 242. Quiribini — Von der Zauberkraft dieſes Wortes finden ſich die Beweiſe in dem Mährchen, der Wohlthätige, in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy.

S. 245. Eliſa Rowe — Eliſabeth Singer, eine Deutſche, vermählt mit dem engländiſchen Dichter Rowe, iſt die Verfaſſerin des Werkes: Friendship in death (London 1726. Die Freundſchaft im Tode, Frankfurt und Leipzig 1770), welches Wielanden veranlaßte, ſeine Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde zu ſchreiben. — Young — der Verfaſſer der Nachtgedanken.

Stilpon.

S. 247. Stilpon, aus Megara gebürtig, lebte 300 Jahre vor Chr. G., war einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit und, wie man aus dem, was Diogenes der Laerter von ihm erzählt, ſchließen muß, ein Mann von edelm Herzen und hellem Kopfe, der aber eben darum manchen Leuten ein Sonderling ſchien. Den Anekdoten zufolge, die von ihm erzählt werden, hatte er an Witz, Laune und Satire Aehnlichkeit mit dem Cyniker Diogenes. Er gehörte indeß nicht zu der Secte der Cyniker, hatte jedoch mit

Diogenes Umgang gehabt. Was Wieland hier von ihm berichtet, ſcheint eine bloße Erfindung des Dichters zu ſeyn, zu der ich wenigſtens in dem Leben Stilpons keine hiſtoriſche Veranlaſſung gefunden habe. Anſtatt aus Megara, wurde er vielmehr aus Athen verwieſen, wo man ihn vor dem Areopag der Gottloſigkeit angeklagt hatte, weil er von der Minerva des Phidias behauptet, ſie könne als ein Geſchöpf des Phidias keine Tochter des Jupiter und alſo auch kein Gott ſeyn. Die liſtige Wendung vor Gericht, daß ja allerdings Minerva kein Gott, ſondern eine Göttin ſey, half ihm nichts. Vermuthlich wählte Wieland alſo den Stilpon nur zur Auflöſung eines intereſſanten Problems, weil Megara ein ſehr kleiner Staat war, — der auf einen nicht größeren und bedeutenderen aus der neueren Zeit hindeuten ſollte, — und weil der Charakter dieſes Philoſophen ihm zu dieſem Lucianiſchen Aufſatze trefflich geeignet ſchien.

Einleitung.

S. 249. Lilliput — Swift läßt ſeinen Gulliver die Größe der Einwohner dieſes Fabellandes auf ſechs Zoll beſtimmen. Die größten Pferde und Ochſen ſind dort nicht viel über fünf Zoll hoch, die Gänſe wie unſere Sperlinge u. ſ. w.

S. 249. Cecil, Wilhelm, Baron von Burleigh, Staatsſecretair unter Eduard VI. und nachmals Lord Großſchatzmeiſter unter Eliſabeth, gehört zu den größten Staatsmännern, welche England gehabt hat.

S. 249. Sully — Freund und Miniſter Heinrichs IV.; Colbert, Miniſter Ludwigs XIV.

S. 251. Pfullendorf — Ehemals eine der kleinſten Reichsſtädte im ſchwäbiſchen Kreiſe.

S. 252. Wie dem guten Ovid — Warum — klagte dieſer in der Verweiſung — warum ſah ich? Warum that ich ſchädliche Blicke?

S. 253. Scaramuz und Scapin — Zwei Masken in der italieniſchen Komödie; der Erſte mit dem Charakter eines Aufſchneiders, der Zweite mit dem eines verſchmitzten, ſpitzbübiſchen Bedienten.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Dieſer Aufſatz durfte für den, welcher Wielands Charakter als politiſchen Schriftſteller beurtheilen will, um ſo weniger fehlen, da er zu zwei gleich ſonderbaren Erſcheinungen Veranlaſſung gegeben hat. Wielands Freunde ſelbſt verkannten hierin den Verfaſſer des goldnen Spiegels, und Friedrich Heinrich Jacobi gab eine Erklärung voll edler Entrüſtung dagegen ab. Bald darauf jedoch fand Wieland in Herrn Sr. (Schneider) einen Vertheidiger, deſſen Aufſatz „über das Recht des Stärkern“ im Januarſtück des von Boie herausgegebenen Deutſchen Muſeums vom Jahr 1781 an J..b (Jacob) einen Gegner fand. Jacobs Schreiben an Schneider wurde in Wielands Mercur vom Jahr 1787 (März, 239) abgedruckt, und bei dieſer Gelegenheit erklärte ſich Wieland hierüber alſo:

„Wiewohl es mir ganz angenehm ſeyn könnte, den Meditationen eines philoſophiſchen Kopfes durch meine Gedanken, zwar ohne meine Abſicht und alſo ohne alles Verdienſt auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphiloſophie einiger Vortheil zuwachſen könnte; ſo kann ich doch nicht umhin, eine kleine Verwunderung darüber zu bezeigen, wie es möglich geweſen iſt, daß der wahre Sinn meiner Gedanken über das ſogenannte Jus divinum der Gewalthaber ein Räthſel bleiben konnte, und wie irgend ein vernünftiger Menſch hinlänglichen Grund in denſelben zu finden vermeinte, mir den offenbar unſinnigen Satz aufzubürden, die Stärke oder phyſiſche Kraft ſey das erſte Principium deſſen, was in menſchlichen Handlungen recht oder unrecht iſt. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde aus Veranlaſſung jener Gedanken im Deutſchen Muſeum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menſchenſohne ſo ſeltſam mißverſtanden zu werden: ſo konnte ich auch nie von mir ſelbſt erhalten, mich in eine ſchulgerechte Erörterung derſelben einzulaſſen, und das bekannte Mährchen Schach Lolo, beſonders der Prolog zu demſelben (der mir für Alle, die eine Naſe haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meinung von dem göttlichen Recht der Obrigkeit zu ſeyn ſchien) war Alles, was ich mich entſchließen konnte, zur Erläuterung derſelben beizutragen. Indeſſen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erſtaunen, da ein mir unbekannter Secundant auftrat, der meine Ruhe bei den Angriffen des Herrn G. R. Jacobi vielleicht für Unvermögen, mich ſelbſt zu vertheidigen, anſehen mochte und alſo ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er ſich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicher Weiſe aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die

Stärke überhaupt der Grund des Rechts ſey, eines Satzes, welchen, ſeiner Meinung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechts der Obrigkeit ſo nothwendig vorausſetze, daß ſie mit demſelben ſtehen oder fallen müſſe. Ich geſtehe, daß dieſe Erſcheinung mir noch weit ſtärker wider die Stirne fuhr, als der erſte Ausfall meines Freundes zu Düſſeldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüſſel zu meiner Meinung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weiſen Männern, die keine Verſe oder doch wenigſtens keine Mährchen leſen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläufigen und ſehr motivirten Briefe gebeten und beſchworen wurde, doch endlich einmal, relictis nugis, geſcheidt zu werden, und anſtatt der leidigen Mährchen ſchöne dogmatiſche Abhandlungen über „das Laſter weh den Menſchen thut, die Tugend iſt das höchſte Gut," und dergleichen noch ſo wenig gepredigte Wahrheiten zu ſchreiben. — Wie dem auch ſeyn mag, es kam mir ſo luſtig vor, mich von Jemand ſo in ganzem Ernſte wegen einer Meinung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu ſehen, daß ich abermals ſchwieg und die Sache um ſo getroſter auf ſich beruhen ließ, weil ich glaubte, Jeder, den dieſe Dinge intereſſiren könnten, brauchte blos meine Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überleſen, um zu ſehen, daß mich mein ungebetener Vertheidiger noch weniger verſtanden habe, als mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirrt habe, beweiſet der Aufſatz des Herrn J..b, worin der Herr Hofrath Wieland von Neuem als ein unvorſichtiger Lehrer und Behaupter des Grundſatzes, „die Stärke ſey das Principium des Rechts," auftritt und deßwegen (wie billig) mit ſolchen Elenchis zu Paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho ſelbſt verſtummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzſichtige Wieland nicht ſo viel Menſchenverſtand, zu ſehen, daß derjenige, der das Jus divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds, die antilliſchen Inſeln zu verwüſten, in eine Linie ſtellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die ſich haufenweiſe darbieten," hätte wegräumen ſollen, wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Leſern, die über ſolche Dinge keinen Scherz verſtehen und auch die handgreiflichſte Ironie, ſobald ſie mit einer ernſthaften Miene vorgebracht wird, im Wortverſtande nehmen, nicht mißverſtanden zu werden."

Von Dohm, an welchen dieſer Aufſatz gerichtet iſt, und welcher zuletzt weſtfäliſcher Staatsrath und Geſandter am ſächſiſchen Hofe war, in den Privatſtand aber zurückgezogen im J. 1820, von allen Guten betrauert, ſtarb.

braucht wohl kaum geſagt zu werden, daß er derſelbe Chriſtian Wilhelm v. Dohm iſt, der ſich noch am Ende ſeines thatenreichen Lebens in den „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ ein ſeiner ſo würdiges Denkmal geſtiftet hat.

S. 288. Algernon Sidney, Sohn des Grafen von Leiceſter, geboren um das Jahr 1622, ausgezeichnet als Staatsmann und Krieger, hat ſein Andenken beſonders verewigt durch ſeine Betrachtungen über die Regierungsformen (überſetzt von Erhard, Leipz. 1793. 2 Bände, im Auszug von Jacob, Hamb. 1795). Seine Verwickelung in den Kampf des Parlaments mit dem Könige zog ihm den Haß des Hofes zu, und ungeachtet er für die Hinrichtung Karls I. nicht geſtimmt, auch Cromwell'n ſelbſt und deſſen Sohne ſeine Dienſte verweigert hatte, ſo wurde er doch wegen des Verdachts einer Verſchwörung gegen Karl II. zum Tode verurtheilt und am 7. Dec. 1683 enthauptet. Zum Beweiſe ſeiner Schuld bediente man ſich verſchiedener Stellen ſeines nur noch handſchriftlich in einem Schranke bei ihm gefundenen Werkes, worin die Rechtmäßigkeit des Widerſtandes gegen eine tyranniſche Regierung behauptet war. Unter Wilhelm III. wurde das Urtheil caſſirt, und er feierlich gerechtfertigt. Man darf weder bei dieſem noch bei andern gleichgeſinnten politiſchen Schriftſtellern jener Zeit überſehen, daß ſie gereizt waren durch die übertriebenen Behauptungen des Baronet Rob. Filmer, der in ſeinem Werke: Patriarcha, or the natural power of Kings, die Rechte der Könige von Gott ableitete. Ein Werk von ſo ähnlichem Inhalt, wie der gegenwärtige Aufſatz, mag wohl bei dieſer Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden. Wem aber die Erinnerung zur Belehrung dienen ſoll, der leſe nach dieſem Aufſatz den von Heeren (Bd. 2. der kleinen Schr.) über die Entſtehung, die Ausbildung und den praktiſchen Einfluß der politiſchen Theorien im neueren Europa.

S. 289. Terra del Fuego (nicht Fungo) — Feuerland.

S. 292. Einöden (S. die Anm. z. Agathadämon, 2. Bch. Bd. 18).

S. 294. Timurbeg — Timur, tatariſcher Beg, ſchwang ſich vom Vezir zum Selbſtherrſcher auf. Kriegeriſch, wie er war, fiel er über Perſien und Indien her, unterjochte Aſtrachan und Kaſan, drang in Rußland ein, demüthigte den Sultan Bajazid und würde auch China's ſich bemächtigt haben, hätte nicht der Tod ihm ein Ziel geſetzt.

S. 295. Ilo flottante — Schwimmende Inſel, iſt, wie ſogleich einleuchtet, im uneigentlichen Sinne geſagt ſtatt eines Staates, der zu keinem feſten, ſichern Beſtande gelangen kann; er braucht alſo nicht gerade ein

Inſelreich zu ſeyn. Da nun aber der Herausgeber nicht weiß, ob damit Polen oder England oder Frankreich gemeint ſey, ſo ſcheint es rathſam, zur Erläuterung darüber einige von Dohm, an den dieſer Aufſatz gerichtet iſt, in demſelben Jahre 1777 geſchriebene Stellen hier beizufügen. — England. — „Die Berathſchlagungen werden wieder den Gang nehmen, den man im engliſchen Parlamente gewohnt iſt. Die Miniſterialpartei überläßt es der Oppoſition, ſchöne Reden zu halten, und begnügt ſich, wenn's zum Stimmenſammeln kommt, die Majorität zu machen. — Frankreich. — „Die beiden wichtigſten, nicht nur Frankreich, ſondern überhaupt die Menſchheit intereſſirendſten Verordnungen Turgots ſind die über die Abſchaffung der Frohndienſte zum Wegebau und über die Abſchaffung der Zünfte. Sicher wird jeder Leſer derſelben ſich wundern, zu hören, daß ſich in der Ausübung Widerſpruch und Hinderniſſe fanden. Und dieſe Hinderniſſe kommen von einer Seite her, von der man ſie nicht vermuthet hätte — vom Parlament zu Paris, eben dem, das die ganze Nation für die Stütze des Staats hielt, dem ſie Beifall zujauchzte, als es ſich den deſpotiſchen Eingriffen Ludwigs XV. widerſetzte und im Jan. 1771 caſſirt wurde. Ludwig XVI. ſtellte es im November 1774 wieder her, und nun widerſetzte es ſich einer der wohlthätigſten Anwendungen, die der Monarch von ſeiner Gewalt machen konnte. Zwar würde es eine tadelnswürdige Dankbarkeit geweſen ſeyn, wenn das Parlament ſein (freilich immer ſtreitiges) Recht, die königlichen Edicte nur nach eigner Billigung zu regiſtriren und Vorſtellungen gegen dieſelben zu machen, nicht hätte durch Ausübung deſſelben in dem Zuſtande erhalten wollen, worin es dieſes Recht bekommen hatte. Allerdings konnte es alſo auch gegen das Edict von den Frohndienſten Vorſtellungen machen — aber diejenigen, die es machte, beweiſen, daß es dem Parlamente nicht darum zu thun war, der Repräſentant der Stände, der Vertreter und Beſchützer der Freiheiten der Nation zu ſeyn. Man ſieht aus dieſen Vorſtellungen, daß das Parlament ganz die Grundſätze angenommen hatte, die Boulainvilliers zuerſt in ein Syſtem ordnete und mit hiſtoriſchen Gründen aufſtutzte: daß nämlich Frankreich ſeiner Natur und urſprünglichen Verfaſſung nach eine Ariſtokratie ſey, in welcher Adel und Geiſtlichkeit nur mit Kopf, Degen und Roſenkranz zu dienen ſchuldig wären, der unglückliche Tiers-Etat aber, als Nachkommen der durch die Franken überwundenen alten Gallier, alle mögliche Abgaben allein tragen müſſe. Ich will nur zwei Anmerkungen über dieſes Syſtem machen, die meiner Meinung nach entſcheidend ſind: erſtlich, daß das in nuce angegebene Syſtem, wäre es auch hiſtoriſch wahr, den Rechten der Menſchheit überhaupt widerſpreche, die nicht erlauben, bei der Claſſification der Bürger im 18. Jahrhundert zu fragen, ob ihre Vorfahren im

ſechsten Ueberwinder oder Ueberwundene waren? Zweitens, daß, wenn auch in den früheren Jahrhunderten der Monarchie Adel und Kleriſei blos Bürger waren, allein Rechte hatten, dieß doch im 12. Jahrhunderte durch die große Veränderung, welche die Kreuzzüge hervorbrachten, ganz abgeändert ſey, und ſeit 1504 ein wirklicher dritter Stand exiſtire, zu deſſen Nachtheil und Beſchwerde die beiden andern Stände — und noch weniger das Parlament, nichts feſtſetzen können. — Indeß bleibt es ausgemacht, daß die jetzigen Parlamenter blos damit umgehen, die Verfaſſung von Frankreich immer mehr und mehr der von Boulainvilliers vorgeſtellten urſprünglichen zu approximiren, von der einen Seite als anerkannte Repräſentanten der Stände zu handeln, die königliche Gewalt auf alle mögliche Art einzuſchränken und von der andern alle Laſten und Auflagen auf das unglückliche Volk zu wälzen und die kränkende Unterſcheidung der Baronen, Kleriſei und Sklaven wieder herzuſtellen. Dieß iſt der Plan des Parlaments, zu deſſen Ausführung es ſich auch mit ſeinem alten Gegner, der Kleriſei, zu verbinden nicht unſchicklich hält." — Polen. — Nach der vorigen Stelle bedarf es keiner Anmerkung weiter.

S. 296. Stephanus Junius Brutus iſt Hubertus Languet, deſſen Werk Vindiciae contra tyrannos zuerſt 1579 zu Edinburgh erſchien, nachher öfters; eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien 1581.

S. 296. Milton, der berühmte Dichter, ſtand während der Kämpfe gegen die Stuarts als politiſcher Schriftſteller auf der Seite Sidney's, Locke's u. A. „Er kämpfte," ſagt Eichhorn, „für die Freiheit in jedem Sinn, für häusliche, kirchliche und politiſche, für die erſte in einem Buch über die Eheſcheidung, für die zweite in einem Buch über die Kirchenverfaſſung, für die dritte in ſeinen Schriften über den Proceß Karls I." Auszeichnung verdient ſein Werk über die Preßfreiheit: Areopagitica, a Speech for the liberty of unlicens'd printing.

S. 296. Cato's Briefe — Cato's Letters or Essays on liberty civil and religious and other important subjets, von Mrs. Trenchard und Gordon, 4 Bände. Im J. 1748 erſchien davon die fünfte Auflage und eine deutſche Ueberſetzung zu Göttingen 1756.

S. 304. Grabmal der Miſtreß Macaulay — „Regierung iſt eine Macht, eingeſetzt zum Heil des Menſchengeſchlechts, wenn ſie von Weisheit, Gerechtigkeit und Milde geleitet wird. Ungeachtet aber Wieland die Miſtriß M. eine berühmte nennt, ſo kenne ich ſie doch nicht. Auf die allerdings berühmte politiſche Schriftſtellerin dieſes Namens (geborne Sawbridge und ſpäterhin an einen jüngeren Bruder des bekannten Doctor Graham verheirathet), welcher der D. Wilſon eine Bildſäule im Charakter der

Freiheit errichten ließ, würde ſolch eine Grabſchrift paſſen; da ſie aber erſt im J. 1791 ſtarb, ſo konnte ſie im J. 1777 kein Grabmal haben, ſie müßte ſich es denn bei ihren Lebzeiten oder ihrem erſten damals verſtorbenen Ehemann haben errichten laſſen, was ich nicht weiß.

Athenion.

Die Quellen zu der Geſchichte dieſes Athenion ſind Athenäus im fünften Buche ſeines Philoſophen-Gaſtmahls, Plutarch im Leben des Sylla und Appian in den Begebenheiten Mithridats. Schon zur Zeit dieſes letztgenannten Schriftſtellers hatte dieſer Athenion Zweifel nicht blos an der Regierungskunſt der Philoſophen, ſondern auch an der Redlichkeit derſelben gegen die Regenten erregt, worauf ſich alſo diejenigen berufen können, die, was Einer verbrach, an deſſen ganzem Stande beſtrafen. Aber — war denn dieſer Athenion ein Philoſoph? Wieland nennt ihn einen vorgeblichen Philoſophen, und, wie aus Allem hervorgeht, ſoll Philoſoph hier nicht in der Bedeutung eines Weiſen genommen werden, ſondern ungefähr als das, was wir einen Profeſſor der Philoſophie nennen. An ſeinem Beiſpiele ſoll nun gezeigt werden, daß es kein ſonderliches Glück ſeyn möchte von Philoſophen regiert zu werden. Wenn dieſe Philoſophen keine Weiſe ſind, ſo wird freilich keinem Staate ſonderlich mit ihrer Regierung gedient ſeyn: wird aber ihre Regierung darum ſchlecht oder erbärmlich ſeyn, weil ſie Philoſophen waren? oder weil ſie auch vielleicht nur Philoſophie wußten und vortragen konnten? Wenn dieß an einem Beiſpiele gezeigt werden ſollte, ſo konnte man unmöglich ein unglücklicheres wählen, als dieſen Athenion: denn welchen Antheil an allen ſeinen Schlechtigkeiten und Dummheiten hat denn die Philoſophie, ſey es die blos gewußte oder die angewendete und ausgeübte? Wieland hat dieß gegen das Ende ſeines Aufſatzes wohl gefühlt; um ſo mehr aber iſt zu verwundern, daß er den Anfang nicht abgeändert hat. Wenn er am Ende Marc-Aurel und Julian anführt und ſagt: „Dieß iſt gewiß, wenn ſie gute Regenten waren, ſo kam es nicht daher, weil ſie Philoſophen, ſondern, weil ſie tugendhafte Menſchen waren;“ ſo folgt von ſelbſt: Wenn Athenion ein nichtswürdiger Tyrann war, ſo kam es nicht daher, weil er ein Philoſoph, ſondern weil er ein ſchlechter Menſch war, auf deſſen Geſinnung, ja, an deſſen Verſtand die Philoſophie niemals einen Einfluß erhalten hatte,

der doch wohl bei Marc-Aurel nicht abzuleugnen seyn dürfte. Das Problem also, welches Wieland hier zu lösen versprach, ist auf keine Weise gelöst worden.

3.

S. 312. Mehr aus Liebhaberei, als u. s. w. — Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieß aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen. W.

S. 312. Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. — Denn dieß ist, was man zu des Athenäus Zeiten durch das Wort σοφιστεύειν verstanden zu haben scheint.

S. 313. Posidonius hätte — — ausdrücken können — Γήμας δε παιδισκάριον εὐμόρφον, μετὰ τοῦτον πρὸς τὸ σοφιστεύειν ὥρμησε, μειράκια σχολαστικα θηρεύων. (Nachdem er ein schönes junges Mädchen geheirathet, eröffnete er sogleich mit ihr eine Schule auf Burschen — so, denke ich, kann man jetzt μειράκια σχολαστικα übersetzen — Jagd machend.) Mich däucht, dieß sagt deutlich genug, daß sie an der sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das Wie ergibt sich aus der Natur der Sache. W.

4.

S. 315. Der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben — „Entweder, o König, versuche größer zu werden, als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie dir befehlen," sagt Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieß erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon Vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieß war das erste Mal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit Seinesgleichen zu sprechen pflegten. W.

S 315. Zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen — Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumal wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt, daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe. W.

S. 316 Oppius und Aquilius — Den Ersten ließ er sich ausliefern und führte ihn überall in seinem Lager zur Schau, damit seine Völker sich an dem Anblick eines geschlagenen römischen Feldherrn weiden möchten. Den Zweiten traf ein noch weit härteres Loos. Er ließ ihn in Fesseln legen,

geißeln und auf einem Esel reiten, wobei er von Zeit zu Zeit rufen mußte, daß er Aquillius sey. Nachher wurde er an einen Reiter angefesselt, dem er zu Fuße folgen mußte, und endlich ward ihm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Mund gegossen, um so der römischen Habsucht zu spotten.

5.

S. 318. Die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte — Die griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher Alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Philosophen dieses Namens in Megara, ich lasse auch eure Stadt frei. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen. W.

8.

S. 324. Alles, was römisch hieß, an einem Tage vertilgt — Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italienern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er Alles, was römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also von Ephesus aus geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagenen Römer zu begraben oder einen lebenden zu verbergen, war bei hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freiheit, diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den Engländern, gleich und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzigtausend römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird. W.

S. 326. Die Gewerkschaft des Bacchus — Οἱ περὶ Διόνυσον τεχνῖται, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser

allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Muſikanten, kurz die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem beſondern Schutz dieſes Gottes ſtanden und als ſeine Angehörigen betrachtet wurden. So ſagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anſtoß von Gicht befallen worden und deßwegen die warmen Bäder zu Adipſos beſucht, habe er ſich den ganzen Tag über mit den Künſtlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten ſie eine eigene Brüderſchaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine beſondere Andacht hatten, wie etwa die Schuſter in Frankreich zum heil. Criſpinus u. ſ. w. W.

S. 326. Dem neuen Bacchus — Denn ſo wurde jetzt Mithridates in Kleinaſien überall genannt und verehrt, wie dieß Cicero ſelbſt bekräftigt. Orat. pro Flacco c. 25. W.

15.

S. 338. Bibliothek zu Alexandria — Diejenige, welche der König Ptolemäus Philadelphus zu ſammeln anfing und die bei Eroberung und Verwüſtung dieſer Stadt durch Julius Cäſar unglücklicher Weiſe ein Raub der Flammen wurde. W.

S. 338. Autographon — Eigne Handſchrift. Athenäus Lib. I. p. 3. B. W.

S. 339. Tempel der Göttermutter — Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt und war das Archiv, wo die atheniſchen Geſetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden W.

16.

S. 341. Piräeus — Der Hafen von Athen, welcher ſelbſt eine große Stadt und mit einer ſechzig Fuß hohen Mauer von Quaderſteinen beſchützt war W.

Patriotiſcher Beitrag zu Deutſchlands höchſtem Flor.

S. 351. Magnus ab integro etc. — Virgils vierte Ekloge:

Wiederum erneut ſich die große Folge der Säkeln,
Schon auch kehrt Aſträa, es kehrt die ſaturniſche Herrſchaft Voß.

S. 352 Der Mann mit der wundervollen Raſenwurzel — Lavat. phyſiognom. Fragmente, III. B. S. 161.

S. 553. Die weſtfäliſche Grafenſache — Die weſtfäliſchen Grafen hatten 1653 im Fürſtenrathe eine Curiatſtimme erhalten. In dieſer Curie (Collegium) kam es zum Streite über das Religionsverhältniß, und dieſer Streit wurde 1784 durch einen Vergleich dahin geendigt, daß die Stimme durch einen katholiſchen und proteſtantiſchen Geſandten vertreten wurde, welche zuſammen nur eine Stimme haben, aber von Materie zu Materie abwechſeln ſollten. S. Reuß Staatscanzlei VII. 405.

S. 567. Felices etc. Glückliche, wofern ſie ihr Gutes erkennten.

00099803

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020